P.o. angl. 622 m

668

Ex libris Joannis de Alvary

Joh. Voltz. inv.

C. Wiesner. fec. 1821

Robinsons Wohnung.

Robinson Crusoe's

des Aeltern

wunderbare Schicksale

auf

seinen Reisen zu Wasser und zu Lande, besonders während seines acht und zwanzigjährigen Aufenthalts auf einer wüsten Insel an der Ostküste von Südamerica.

Nach

den Bedürfnissen unserer Zeit

neu bearbeitet.

Nürnberg 1821.

bei Friedrich Campe.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

A 0 R 1 1631

Vorrede.

Es ist ziemlich allgemein bekannt, daß die Schicksale eines auf der Insel Juan Fernandez ausgesetzten schottischen Matrosen, Alexander Selkirk, der nach einem langen Einsiedlerleben durch ein Schiff, das ihm ein günstiges

Geschick endlich zuführte, in sein Vaterland zu-

rück gebracht wurde, den ersten Stoff zu den

Begebenheiten des Robinson Crusoe gegeben haben.

Ein englischer Schriftsteller, Daniel Defoe be-

nützte denselben auf das glücklichste zu einem Halb-

roman, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahr-

hunderts nicht nur in England, sondern auch in

Deutschland, Frankreich, Italien, kurz in allen

civilisirten Ländern Europa's mit allgemeinem Bei-

fall aufgenommen, übersetzt und nachgeahmt wur-

de. Eine Menge anderer Robinsonaden, unter

welchen sich vorzüglich die Insel Felsenburg

auszeichnete, erschienen in seinem Gefolge, sind

aber,

aber, wie es meistens das Schicksal solcher Nachgebilde ist, wieder vergessen worden. Campe ahmte diesen Roman in seiner allgemein bekannten und beliebten Kinderschrift zwar nach; allein er bearbeitete ihn nach einem besondern Zwecke. Er wollte nämlich die Kinder auf eine anziehende Art aufmerksam machen auf die hohe Stufe der Cultur, auf der wir stehen, auf die unzählichen Bequemlichkeiten, deren der Mensch einsam und im Stande der Natur entbehren muß, auf den Aufwand von Mühe, Geduld, Kraft und Nachdenken, der erfordert wird, sich dieselben nach und nach zu verschaf-

fen, kurz auf den ganzen Stufengang unserer Bildung. Die meisten Data dazu fand er in seinem Original; daß übrige that er hinzu und viel ließ er weg.

Gewiß ist den meisten unserer teutschen Leser diese Kinderschrift in ihrer Jugend nicht entgangen, und bisweilen wird das Vergnügen, das sie dabei empfanden, den Wunsch rege gemacht haben, auch das Original des Campeschen Werkes kennen zu lernen. Für Leselustige dieser Art ist die vorliegende neue Bearbeitung des Defoeschen Robinson Crusoe unternommen

wor=

worden. Man hat an demselben im Ganzen nichts geändert; nur manches Raisonnement, das zugedehnt, zu langweilig schien, wurde abgekürzt und einige unnütze Wiederholungen weggelassen. Wir hoffen für diese Abkürzungen mehr Dank als Tadel zu verdienen.

Daß Robinsons Abentheuer in ihrem neuen Gewande im neunzehnten Jahrhundert von dem jetzt mit Romanen aller Art übersättigten Publicum mit eben so viel Beifall aufgenommen werden mögen, als in dem vorigen, ist mehr zu wünschen als zu hoffen. Doch sollte man glau-

ben, daß eine Schrift, die ehemals die Lieb-
lingsunterhaltung des größten Theils der euro-
päischen Lesewelt ausmachte, in Teutschland nicht
mit gänzlicher Gleichgültigkeit aufgenommen wer-
den könne.

Geschrieben den 7. August 1820.

J. H. M.

Mein Vater war ein geborner Teutscher. Er lebte anfangs zu Bremen, ließ sich in der Folge zu Hull in England nieder, erwarb sich da durch den Handel ein großes Vermögen, und zog damit nach York, wo er meine Mutter, eine geborne Robinson, heurathete. Der Name meines Vaters war Kreuznarr: Man nannte mich daher Robinson Kreuznarr; wir fanden aber für gut diesen ominösen Namen, da ihn ohnehin die Engländer nicht gut aussprechen konnten, in Robinson Crusoe zu verwandeln, und so schreiben wir uns noch bis auf den heutigen Tag.

Ich hatte noch zwei Schwestern und zwei ältere Brüder, von welchen der erste als englischer Obrist-Lieutnant in der Schlacht bei Dünkirchen den Tod fand. Was aus dem zweiten geworden ist, habe ich nie erfahren.

Mein Vater hatte mich nicht übel erzogen, und gut für meinen Unterricht in den öffentlichen Schulen gesorgt. Sein Wunsch war, daß ich mich dem

Studium der Rechte widmen möchte; allein ich hatte ganz andere Dinge im Sinn. Mein Glück zur See zu versuchen, war mein einziger Gedanke, und keine Bitten, keine Vorstellungen meiner Mutter, keine Warnungen meines alten erfahrnen Vaters, konnten mich davon abbringen.

Einmal ließ er mich zu sich auf das Zimmer kommen, wo er, am Podagra leidend, auf seinem Armstuhl saß, und hielt eine lange Rede an mich, worin er mir vorstellte, wie thöricht ich handeln würde, wenn ich das gemächliche und angenehme Leben, das meiner in dem goldenen Mittelstande in dem Vaterlande wartete, einer unsichern Zukunft aufopfern wollte. Hier hatte ich Verwandte, Gönner, Unterstützung von allen Seiten und die schönste Hofnung zu einem guten Fortkommen; dort war ich mir selbst überlassen oder fremden untheilnehmenden Menschen und der Wuth der Elemente preis gegeben. Ich wollte aus Verhältnissen treten, die selbst von den Großen der Erde für die glücklichsten, die beneidungswürdigsten erkannt werden, und mich mit meinem ganzen Lebensglück dem feindseligen Meere anvertrauen, Ruhe des Körpers, Seelenruhe, Gesundheit, Leben, alles auf das Spiel setzen, blos um den thörichten Drang zu folgen, die Welt zu durchschweifen und fremde Länder und Völker zu sehen.

Dieß alles stellte mir mein guter Vater vor, moralisirte noch viel länger fort, und erinnerte mich an die Schicksale meiner Brüder; allein umsonst. Ich versprach ihm zwar von dem ersten Eindruck ergriffen, den seine Rede auf mich machte, meine Reisepläne aufzugeben; allein nur allzubald vergaß ich wieder, was ich gelobt hatte. Da sprach endlich der gute Vater: Wenn du den unbedachtsamen Schritt wirklich noch unternimmst, und nicht auf meine Warnung hörst, so werde ich zwar nicht aufhören für dich zu beten, zugleich aber muß ich dir verkünden, daß du Gottes Segen nicht zu erwarten hast, daß du vielmehr Unglück auf allen deinen Wegen finden und zu spät bereuen wirst, meinen väterlichen Rath nicht besser befolgt zu haben.

Noch ein Jahr lang nach dieser Unterredung blieb ich in dem Vaterhause, und bestürmte meine Mutter vergeblich mit der Bitte, mir die väterliche Genehmigung zu einer Seereise zu erwirken; würde mir die erste Reise nicht zusagen, so wollte ich gerne Verzicht auf jede andere leisten. Nie aber war mein Vater zu bewegen, seine Zustimmung zu geben.

Da führte mir nun einmal zu Hull, wo ich Geschäfte hatte, der Zufall einen alten Jugendfreund entgegen, der eben im Begriffe stand, auf einem Fahrzeug seines Vaters nach London zu schiffen.

Er erbot sich, mich mit zu nehmen, und versicherte, daß mich die Ueberfahrt keinen Schilling kosten sollte. Entzückt über diesen Antrag, vergaß ich Vater und Mutter, kümmerte mich nicht länger um ihre Genehmigung, schrieb ihnen nicht einmal und bestieg wohlgemuth mit dem leichten Sinn eines achtzehnjährigen Jünglings das segelfertige Schiff. Es war der erste September 1651: Nie in meinem Leben werde ich diesen merkwürdigen Tag vergessen.

Kaum war unser Fahrzeug aus dem Humber ausgelaufen, so wurde der Wind stärker und die See fing an zu schwellen und zu brausen. Ich bekam die Seekrankheit; Todesschrecken gesellte sich zu meiner übeln Gesundheit und versetzte mich in den allerbetrübtesten Zustand. Schon fing ich an, sehr ernste Betrachtungen über den von mir gewagten Schritt anzustellen. Mein Gewissen erwachte, und sagte mir, daß Gott mit gerechter Hand einen ungehorsamen, pflichtvergessenen Sohn bestrafe.

Der Sturm wurde immer stärker; das Meer tobte immer mehr. Freilich erlebte ich in der Folge noch viel gräßlichere Stürme; allein schon dieser war heftig genug, das Herz eines angehenden Seefahrers mit Furcht und Schrecken zu erfüllen. Jeden Augenblick erwartete ich mit dem ganzen

Schif-

Schiffe von den Wellen verschlungen zu werden. In dieser Seelenangst sprach ich mehr als einmal das Gelübde aus, daß wenn mir Gott die Gnade erweisen sollte, mich aus dieser Gefahr zu erretten, und mich glücklich an das Land zu führen, ich in meinem Leben kein Schiff mehr betreten und mich solchem Jammer aussetzen, sondern gehorsam zu meinen Aeltern zurück kehren, und mich redlich in meinem Vaterlande nähren wollte.

Diesen löblichen Vorsätzen blieb ich treu, so lange der Sturm wüthete; kaum aber hatte er sich gelegt, so waren sie schon wieder vergessen. Am folgenden Morgen ließ der Wind nach, das Meer wurde ruhiger und zugleich mit ihm mein Herz. Doch blieb ich den ganzen Tag noch ziemlich ernsthaft gesinnt, zumal da ich noch an der Seekrankheit zu leiden hatte. Gegen Abend klärte sich endlich der Himmel ganz auf; der Wind hatte sich gelegt, es folgte das prächtigste Wetter; wolkenlos ging die Sonne unter; wolkenlos stieg sie am folgenden Morgen wieder aus der See, und spiegelte sich in den klaren und glatten Gewässern.

Die ganze Nacht schlief ich ruhig und erwachte frisch und gesund, voll Muth und Freudigkeit. Mit Lust ruheten jetzt meine Blicke auf dem ungeheuern Ocean, der mir gestern noch so grimmig entgegen brüllte. Indeß ich so mit Wonne seine spiegelglatte

Flä-

Fläche überschaute, klopfte mich Freund Robert (so hieß mein Kamerade) von hinten her auf die Schulter. Nicht wahr, Freund, fing er an, es hat dich brav das schlimme Wetter geängstigt? Und doch war das noch kein Sturm; es war blos ein Uebergängchen, ein kleines Windespiel. Um dir den Schrecken vollends aus dem Herzen zu treiben, mußt du heute Abend eine gute Bulle Punsch mit mir trinken. Da wollen wir den Neptun und alle Meeresgötter hoch leben lassen, daß wir sie durch ein Trankopfer mit uns aussöhnen, und sie bestimmen uns mit günstiger Witterung zu beglücken.

Dieß geschah auch wirklich, es wurde Abends Punsch gemacht, wir berauschten uns mit einander, und ich ertränkte in einer einzigen durchschwelgten Nacht all meine Reue, alles Nachdenken über den gewagten Schritt, alle guten Vorsätze für die Zukunft; mein Versprechen, meine Gelübde in den Zeiten der Noth wurden gänzlich vergessen. Bisweilen wurde ich zwar auf kurze Zeit von Gewissensbissen, wie von einer Krankheit befallen; allein ich ließ sie nicht aufkommen, und nach vier oder fünf Tagen fühlte ich mich von allen solchen Schwachheiten gänzlich geheilt.

Am sechsten Tage langten wir auf der Rhede von Yarmouth an, und legten uns da vor Anker, denn wir hatten noch immer widrigen Wind, oder

gänzliche Windstillen. Acht Tage blieben wir hier liegen. Bald kamen uns noch mehr Schiffe von Newcastle nach, die, wie wir, in die Rhede einliefen, um günstigere Witterung zur Fortsetzung ihrer Reise abzuwarten; allein der Wind blieb widrig, wurde täglich stärker, und am Ende stürmisch. Doch was kümmerte uns das? Wir lagen in einer Rhede, die so sicher schien, als ein Hafen, und hatten einen festen trefflichen Ankergrund. Unseren Leuten träumte von keiner Gefahr; sie lebten sorglos in Lust und Freude, wie Menschen unter einem sichern Obdach auf dem festen Lande. Bald aber wurde unsere Lage so bedenklich, daß die ganze Mannschaft aufgeboten werden mußte, das Bugspriet einzunehmen, und alles in dem Schiffe aufzuräumen und fest zusammen zu stellen. Die See ging immer hohler; unser Vorderkastell fing an zu stampfen, eine Woge nach der andern strömte über das Verdeck. Es mußte der große Nothanker ausgeworfen werden, denn das Schiff schleifte die kleineren Anker nach.

Der Sturm wurde von Stund zu Stund gräßlicher. Schon sprachen sich Furcht und Schrecken auf allen Gesichtern aus. Der Schiffer war zwar ein unermüdeter und höchstentschlossener Mann, der alles zur Erhaltung seines Fahrzeugs aufbot, gleichwohl hörte ich ihn öfters im Vorbeigehen, halb

laut

laut vor sich hin sagen: „Großer Gott erbarme dich unser, wir sind verloren, es ist aus mit uns!“

Ich weiß selbst nicht recht, was damals in mir vorging. Unbeweglich und völlig betäubt lag ich, allen Schrecken des Todes hingegeben, in meiner Koje, in der Nähe des Steuerruders. Daß mein schlafendes Gewissen bald so schrecklich aus seinem Schlummer erweckt werden würde, hatte ich nicht geahndet. Aufgeschreckt durch das Geschrei, das ich hörte, und durch neue bedenkliche Worte des Schiffers, fuhr ich auf von meinem Lager und lief auf das Verdeck. Gott was sah ich! Ueberall Schrecken und Entsetzen! Wie Berge thürmten sich die Wellen rings um unser Schiff, und droheten es zu verschlingen. Zwei schwer beladene Fahrzeuge wurden mit abgekappten Masten von dem Sturm vor uns vorüber in das offene Meer hinaus gejagt, und ein drittes Schiff, das ungefähr eine Viertelstunde weit von uns vor Anker gelegen hatte, sahen wir vor unsern Augen untergehen. Die kleinen leichteren Fahrzeuge waren weniger in Gefahr; einige flogen von dem Winde fort getrieben, mit dem bloßen Bugsprietsegel ganz nahe vor uns vorüber in das Weite.

Gegen Abend machten der Ober- und Untersteuermann dem Schiffer den Antrag, den Fockmast zu kappen, weil sonst das Schiff unfehlbar sin-

sinken müßte. Nicht ohne Widerwillen gab er seine Einwilligung dazu; jetzt aber wankte und stampfte der mittlere große Mast so sehr, und brachte das Schiff in solche Gefahr, daß man auch diesen kappen mußte. Am Ende ging zudem noch der Besahnsmast verloren, und unser Schiff war nichts anders mehr, als ein bloßer Wrack.

Wie mir Armen bei dem allen zu Muthe war, läßt sich leichter denken als beschreiben. Ich sah es für eine gerechte Schickung des Himmels an; seine erste Warnung hatte ich so schnöde aus den Augen gesetzt, hatte so leichtsinnig meine Vorsätze und Gelübde vergessen, daß ich kein Erbarmen zu hoffen wagte. Der Gedanke, daß ich durch meine eigene Schuld das Schlimmste verdient hatte, ängstigte mich mehr als der Tod selbst.

Der Sturm wüthete mit solcher Gewalt fort, daß die erfahrensten Matrosen sich nicht erinnerten, einen schrecklichern erlebt zu haben. Unser Schiff war zwar gut gebaut, aber so schwer beladen und ging so tief, daß wir jede Minute besorgen mußten, zu sinken. Betend sahen der Ober- und Untersteuermann mit den Vornehmsten ihrer Gehülfen diesem Augenblick entgegen. Um Mitternacht zeigte sich neue Gefahr. Erschrocken kam ein Matrose, der den Schiffsboden untersucht hatte, herauf gerannt, und zeigte an, daß er einen bedeutenden

Leck habe; ein anderer machte die Anzeige, daß das Wasser schon vier Fuß hoch eingedrungen sei. Alles was Hände hatte, wurde nun an die Pumpen beordert. Ich sank vor Schrecken bei dieser Nachricht in meine Koje (mein Bett) an deren Rand ich saß; allein man ließ mich nicht lange liegen. Auf, auf, du fauler Hund, riefen mir die Matrosen zu, du hast ohnehin noch nichts gearbeitet, die Kunst zu pumpen magst du aber wohl verstehen, und deine Arme sind rüstig genug zu diesem Geschäft. — Die Todesangst wirkte noch mächtiger auf mich, als die Ermunterung der Schiffer; ich sprang auf, eilte zur Pumpe und arbeitete herzhaft, bis ich von einigen Nothschüssen niedergedonnert wurde, die auf unserm Schiffe erfolgten. Ich wußte nicht was sie zu bedeuten hatten, und sank in der Ueberzeugung daß alles auf dem Fahrzeug zu Trümmern gegangen sei, bewußtlos zur Erde nieder. Ein anderer trat an meine Stelle, ergriff den Pumpenschwengel, und schob mich mit dem Fuß auf die Seite, unbekümmert, ob ich lebe oder todt sei. — Erst lange nachher erholte ich mich wieder.

Es wurde fortgepumpt; der Leck war aber zu groß, und das eingedrungene Wasser stieg mit jeder Minute. Zwar ließ der Sturm ein wenig nach; doch sahen wir, wenn er sich auch ganz legte, die

klare

klare Unmöglichkeit vor uns, einen Hafen damit zu erreichen. Unser Leben zu retten, blieb nur unser einziges Bestreben. Der Schiffer ließ die Nothschüsse wiederholen. Ein kleines Fahrzeug, das vorbei segelte und unsern Jammer sah, wagte ein Boot und suchte uns zu retten. Nicht ohne große Gefahr näherte es sich dem Schiffe; die Wellen schlugen mit solcher Gewalt an die Seite, daß es dem Boote unmöglich war, an unsern Bord zu kommen. Die Mannschaft bot alle Kräfte auf, und wagte ihr eigenes Leben, um das unsere zu retten; aber alles vergeblich, bis wir ihr endlich ein Tau mit einer Boje zuwarfen, die sie auffing. So zogen wir denn das Boot glücklich bis unter das Hinterkastell unseres Schiffes, und bestiegen es so schnell wir konnten. Ihr Schiff zu erreichen, war unmöglich, denn keine Ruder waren anwendbar. Wir mußten das Fahrzeug anfangs treiben lassen; leiteten es aber so gut es anging mit der Spitze gegen das Land. So wurden wir denn von Wind und Wogen nördlich fast bis Winterton Neß geführt.

Kaum war eine Viertelstunde verflossen, seitdem wir unser Schiff verlassen hatten, so sahen wir es sinken. Die Matrosen machten mich aufmerksam darauf; aber der Schrecken hatte meine Sehnerven so sehr gelähmt, daß ich fast wie ein

Blin-

Blinder in das Weite hinaus starrte und nicht recht deutlich gewahr wurde, was vorging.

Unsere Leute ruderten, jetzt aus allen Kräften dem Lande zu. Eine Menge Menschen standen am Ufer, und waren bereit, uns beizustehen, so bald wir nahe genug gekommen seyn würden. Nicht ohne große Mühe erreichten wir endlich unter ihrer Beihülfe das Land. Wir gingen zu Fuß nach Yarmouth, wo wir sehr liebreich und mit der größten Theilnahme aufgenommen wurden, der Magistrat ließ uns gute Quartiere anweisen, und Kaufleute und Schiffseigenthümer unterstützten uns mit Geld zur Fortsetzung unserer Reise nach London, oder zur Rückkehr nach Hull.

Billig hätte ich reuevoll in meine Heimath zurück kehren sollen; mein gütiger Vater würde mich, wie den verlornen Sohn im Evangelium aufgenommen haben; allein mein feindliches Geschick zog mich unwiderstehlich dahin. Wie von einer gewaltigen Hand gehalten; vermochte ich es nicht über mich, wieder dem Vaterhause zuzueilen. Ich sollte selbst das Werkzeug meines Untergangs seyn, und blind über den Abgrund wegschauen, der sich vor meinen Füßen aufthat.

Freund Robert, der mich in meiner Herzensverhärtung bestärkt hatte, war jetzt kleinmüthiger als ich selbst. Wir bewohnten verschiedene Quar-

tiere. Da wir uns am dritten oder vierten Tag einander zum erstenmal wieder sahen, fragte er mich ganz schwermüthig, was ich machte und wie es mir erginge? Er erzählte seinem Vater, dem Schiffer, meine Geschichte, und sagte ihm, daß ich ungeachtet des ersten mißlungenen Versuchs noch mehr andere Seereisen wagen wollte. Da wandte sich der Mann mit ernsten Blicken gegen mich, und ermahnte mich, mir mein Unglück zur Warnung dienen zu lassen, und nie wieder ein Schiff zu betreten. Und warum denn nicht, wendete ich ein? Sie haben ja auch Stürme und Unglück zur See ausgestanden; geben Sie denn darum die Seereisen auf? Nein, erwiederte er, aber bei mir ist es wieder etwas Anderes; ich bin Seefahrer, ich erfülle meinen Beruf, und es ist Pflicht für mich, ihn mit Gefahr meines Lebens zu erfüllen. Sie aber haben diese Reise ganz muthwillig unternommen, und Sie sehen, wie deutlich Ihnen die Vorsehung zweimal ihren Willen zu erkennen gegeben hat, daß Sie davon abstehen. Vielleicht sind Sie die alleinige Ursache an allem Unglück das uns betroffen hat; hätten meine Matrosen gewußt, daß sie einen zweiten Jonas an Bord hatten, wer weiß was sie gethan hätten. — Und als der brave Mann vollends vernahm, daß ich wider Wissen und Willen meiner Aeltern zu Schiffe gegangen sei,

gerieth er in eine solche Entrüstung wider mich, daß mir bangte, er möchte mich zum Hause hinaus werfen. Bald faßte er sich wieder, und ermahnte mich mit Ernst und Kraft zu meinen Aeltern zurück zu kehren, und Gottes Langmuth nicht länger zu mißbrauchen. Folgen Sie nicht meiner Warnung, sagte er am Ende seiner Rede, so werden Sie Unglück auf allen Ihren Wegen finden, wie es Ihnen schon Ihr wackerer Vater verkündet hat.

Ich fand hierauf wenig oder nichts zu antworten; bald darauf trennten wir uns, und von dort an sah ich ihn nie wieder. Mit dem wenigen Geld, das ich der Mildthätigkeit der Bewohner von Yarmouth verdankte, in der Tasche, wanderte ich nun anstatt nach Hause zurück zu kehren, zu Lande der Stadt London zu. Was sollte ich nun aber dort weiter anfangen? wieder zu Schiffe oder in meine Heimath gehen? Es entstand hierüber in meinem Innern ein heftiger Kampf.

Nach Hause zu gehen erlaubte mir nicht eine gewisse falsche Scham. Ich besorgte, die ganze Nachbarschaft würde mit Fingern auf mich deuten, und ich scheute mich nicht nur meinen Aeltern, sondern auch meinen Freunden und Bekannten wieder vor Augen zu treten. Es hatte mich weit weniger Ueberwindung gekostet, den Fehler zu begehen, als es jetzt bedurfte, ihn wieder gut zu machen.

chen. Lange schwankte ich gleichwohl in einer peinlichen Unentschlossenheit, nicht nur unterwegs sondern auch nach meiner Ankunft zu London. Nun führte mich aber mein Mißgeschick einem Guineafahrer in die Hände; und dieser Zufall gab den Ausschlag. Ich schiffte mich auf seinem Schiffe zu einer Reise nach Guinea ein.

Hätte ich doch wenigstens Dienste als gemeiner Matrose genommen, so wäre ich doch etwas gewesen und hätte etwas von der Schifffahrt gelernt; in der Folge hätte ich mit meinen wenigen Schulkenntnissen Steuermann oder Lieutenant und vielleicht sogar Schiffscapitain werden können; allein zu so ganz gemeinen Diensten war ich viel zu stolz. Ich hatte Geld in der Tasche und einen guten Rock auf dem Leibe; daher wollte ich das Schiff nur als Gentleman und nicht anders besteigen. In dieser Eigenschaft durfte ich durchaus nichts thun, und es verlangte mich auch nach keiner Beschäftigung.

Ich hatte den Capitain, der ein sehr artiger Mann war, zu London kennen gelernt. Schon früher hatte er eine glückliche Reise nach Guinea gemacht, und war gesonnen, noch eine zu unternehmen. Mein Umgang schien ihm zu gefallen; er machte mir daher den Vorschlag, mich mit ihm einzuschiffen, und bot mir unentgeldlich seinen Tisch und seine Kajüte an. Hätte ich vielleicht Lust Waa-

ren einzukaufen, und mein Glück im Handel zu versuchen, so war er bereit auch diese mitzunehmen.

Eine so erwünschte Gelegenheit die Welt zu sehen, konnte ich unmöglich aus der Hand lassen. Ich benützte also sein Erbieten, und legte meine wenige Baarschaft in Waaren an. Mein ganzer Reichthum belief sich auf vierzig Pfund Sterling, die ich bei den Verwandten meiner Aeltern zusammen geborgt, und wozu vielleicht mein guter Vater, der Nachricht von meinem Vorhaben erhalten hatte, heimlich selbst das meiste beitrug; um mich nicht ohne Unterstützung zu lassen. Er hatte ja versprochen, immer für mich zu beten, folglich auch für mich thätig zu seyn.

Unter allen meinen Reisen war diese allein von Nutzen für mich; und dieß hatte ich ganz allein meinem wackern Capitain zu verdanken, der mir Vater, Freund und Lehrer war. Er unterrichtete mich in der Mathematik und in den Regeln der Schifffahrt, lehrte mich Beobachtungen anstellen, den Lauf des Schiffes zu bemerken, und brachte mir eine Menge nützlicher Kenntnisse bei. Auch beim Handel unterstützte er mich so gut mit seinem Rath, daß ich fünf Pfund, neun Unzen Goldstaub von meiner Reise zurück brachte. Ich erlöfete aus diesem Gold zu London gegen drei hundert Pfund

Ster-

Sterling. Dieß war aber mein Unglück, denn ich ließ mich durch diese erste gute Unternehmung zu neuen Speculationen verleiten, die mich meinem Verderben entgegen führten.

Mein lieber braver Freund, der Schiffscapitain, war wenige Tage nach seiner Ankunft in England gestorben. An seine Stelle kam der Ober-Steuermann. Mit diesem schiffte ich mich zu einer zweiten Reise nach Guinea ein. Vorher aber kaufte ich mit dem größten Theil meines Capitals Waaren zum Handel ein, und das übrige gab ich der Wittwe des verstorbenen Capitains zu Verwaltung bis zu meiner Zurückkunft. Diese neue Reise fiel aber leider eben so unglücklich aus, als die erste glücklich gewesen war.

Kaum hatten wir nämlich die Kanarischen Inseln erreicht, so bemerkten wir mit Tagesanbruch einen Saleeischen Seeräuber hinter uns, der Jagd auf unser Schiff machte. Wir setzten alle Segel bei, ihm zu entgehen; allein umsonst. Auch er war ein guter Segler und kam uns immer näher. Endlich da wir sahen, daß er uns in einigen Stunden sicher einholen würde, rüsteten wir uns zum Gefechte. Der Kampf war ungleich: Wir hatten nur zwölf, er achtzehn Kanonen. Allein er beging einen Fehler, der uns anfangs wohl zu statten zu kommen schien; denn anstatt unser Schiff von hin-

ten anzugreifen, machte er den Angriff von der Seite. Sogleich führten wir acht Kanonen gegen ihn auf und brachten ihm ein volle Lage bei, die ihn zwang, sich ein wenig zurück zu ziehen. Er aber feuerte nochmals sein Geschütz gegen uns ab, und seine Leute, mehr als zwei hundert an der Zahl, gaben uns eine volle Salve aus dem kleinen Gewehr. Umsonst, fast niemand wurde getroffen und der erste Angriff blieb vergeblich.

Sogleich machten sie aber Anstalt zu einem zweiten, der ihnen besser gelang. Rasch legten sie sich nämlich, uns von hinten folgend, an die andere Seite des Schiffes an, und suchten es zu entern. Wir konnten es nicht hindern. Sechzig der Beherztesten unter ihnen, sprangen mit Aexten in der Hand auf unser Verdeck, und suchten Maste und Tauwerk abzuhauen. Wir trachteten sie durch Flintenschüsse und Granaten zu vertreiben; wir griffen sie mit Picken an und jagten sie glücklich zweimal auf ihr Schiff zurück. Doch vergeblich; sie wiederholten mit frischer Mannschaft ihren Angriff; wir waren zu schwach und wurden überwältigt. Ein Theil von unsern Leuten lag todt auf dem Verdeck; noch viele andere waren schwer verwundet, wir mußten uns ergeben, und uns gefangen nach dem marokkanischen Hafen Salee schleppen lassen.

Ich

Ich besorgte nun mit schwerem Herzen das Schlimmste, denn viel schon hatte ich von dem Elend der christlichen Sclaven in der Barbarei gelesen und gehört. Allein die Behandlung die mir widerfuhr, war viel milder als ich sie erwarten konnte. Ich wurde nicht, wie meine Unglücksgefährten, tief in das Land abgeführt und als Leibeigener verkauft; es behielt mich vielmehr der Anführer des Raubschiffes für sich selbst als seinen Antheil an der Beute, denn ihm gefiel meine Bildung, meine kräftige Jugend und meine Gewandheit. Gleichwohl erfüllte mich der Gedanke, aus einem freien Kaufmann der Sclave eines Seeräubers geworden zu seyn, mit schmerzlicher Wehmuth. Immer dachte ich im Unglück zuerst unwillkührlich an meinen alten Vater. Alle seine Prophezeihungen hielt ich nun für erfüllt; denn nach meiner Ueberzeugung, gab es in der Welt keinen elenderen, hülfloseren Zustand, als Sclaverei unter den barbarischen Muselmännern. Aber ach dieß alles sollte nur das Vorspiel eines noch viel größern Elends seyn, das mir bevor stand!

Ich erwartete, mein Gebieter würde mich auf seinem Schiffe behalten und mich auf seine Streifzüge mitnehmen; auf diesen Gedanken baute ich die Hoffnung meiner künftigen Befreiung. Ueber lang oder kurz, dachte ich, wird sein Schiff gewiß von

einer spanischen oder portugiesischen Fregatte weggenommen, und dann komme ich wieder los. Allein ich irrte mich ganz in meiner Rechnung, denn als das Schiff wieder auslief, mußte ich zu Hause bleiben, den Garten besorgen helfen, und gewöhnliche Sclavendienste verrichten. Nach seiner Zurückkunft aber wurde ich auf das Schiff beordert, um die Aufsicht über die Kajüte zu führen.

Unaufhörlich beschäftigte ich mich hier mit dem Gedanken zu entfliehen. Aber alle meine Plane blieben leere Träume; denn, mir allein überlassen, war es baare Unmöglichkeit zu entkommen, und rings umher sah ich niemand, dem ich mich mittheilen, dem ich mich anvertrauen konnte. Nicht ein einziger Engländer, auch kein Schottländer oder Irländer, befand sich unter den zahlreichen Sclaven der Stadt. Zwei Jahre lang mußte ich daher hülflos schmachten; nur mein freier Geist schwebte, auf den Flügeln der Phantasie, über die weite Meeresfläche weg in die bessern vaterländischen Gefilde zurück.

Endlich zeigte sich eine ganz besondere Gelegenheit, die ich zur Flucht benutzen konnte. Mein Seeräuber nämlich, der aus Mangel an Geld länger als gewöhnlich unthätig zu Hause sitzen bleiben mußte, suchte sich wöchentlich einigemal die Zeit mit fischen zu vertreiben. Er bestieg dann sein großes Boot und fuhr in demselben auf die Rhede hin-

hinaus; ich aber, und ein junger Moreske, mußten ihn begleiten und die Ruder führen. Meine Geschicklichkeit im Fischfang freute ihn, und je öfter er mich mit sich nahm, desto mehr gewann ich sein Vertrauen. Er ging darin so weit, daß er mich mehrmals allein mit dem Moresken darauf ausschickte, wenn er gehindert war, ihm selbst beizuwohnen.

Einst, da wir an einem heitern Morgen bei ganz windstillem Wetter ausgelaufen waren, senkte sich plötzlich aus der Luft ein so dicker Nebel herab, daß wir daß Land nicht mehr sahen. Wir ruderten, nach Verrichtung unsers Geschäftes, blindlings zurück; allein anstatt uns dem Ufer zu nähern, entfernten wir uns davon. Es wurde Abend, es wurde Nacht, ein frischer Wind fing an zu blasen; uns fing an bange zu werden, denn wir befanden uns ohne Lebensmittel auf offener See. Mit Sehnsucht erwarteten wir den Tag. Endlich dämmerte er; der Wind hatte den Nebel verjagd; wir sahen ungefähr vier Stund Wegs von uns die Küste liegen. Schnell ruderten wir nun dem Hafen zu, und erreichten ihn glücklich, obgleich voll Hunger und Durst.

Dieser Vorfall machte unsern Gebieter, der damals nicht bei uns war, für die Zukunft vorsichtiger. Er wollte sich fortan nie wieder aus dem Hafen wagen,

ohne

ohne einen Kompaß und einige Vorräthe mitzuneh-
men. Da er das englische Boot noch besaß, das
er uns mit dem Schiffe abgenommen hatte, so ließ
er es zu solchen Lustfahrten besonders einrichten, ei-
ne kleine Kajüte darin anlegen, und es mit einem
lateinischen, das heißt dreieckigen Segel, versehen.
Diese Kajüte war groß genug zu einer Schlafstelle für
ihn und einige Begleiter; auch fand ein Tisch darin
Raum und ein Speiseschrank, der gut mit Brod,
Reiß, Kaffee, geräuchertem Fleisch, und anderen Le-
bensmitteln versehen wurde. Wir machten viele
Fahrten auf diesem Fahrzeuge, und auf allen mußte
ich meinem Herrn wegen meiner Geschicklichkeit im
fischen begleiten.

Einmal lud er auch zwei oder drei gute Freun-
de zu einer solchen Lustfahrt ein, und ließ daher den
Abend zuvor das Boot mit weit mehr Vorräthen
als gewöhnlich versehen. Mir aber wurde Befehl
ertheilt, alles in Bereitschaft zu halten, und auf
dem Schiffe drei gute Flinten mit Pulver und Blei
zurecht zu legen, weil auch Möven und andere
Wasservögel sollten geschossen werden. Ich that
mein Möglichstes, den angekündigten Besuch anstän-
dig zu empfangen, ließ das Fahrzeug sauber aus-
kehren und waschen, steckte Flaggen und Wimpel
an, und legte die Ruder zurecht.

So

So erwartete ich die Gesellschaft; allein nach langem Harren kam mein Herr allein, und machte uns bekannt, daß wegen der eingetretenen unfreundlichen Witterung die Lustfahrt auf einen andern Tag verschoben worden sei; seine Freunde würden aber auf den Abend bei ihm speisen, darum sollte ich mit zwei Gefährten auf dem Boot ohne ihn auslaufen, einige schöne Fische zu bekommen suchen, und sie sogleich an seinen Koch abgeben.

Plötzlich fuhr mir jetzt der Gedanke in die Seele, diese erwünschte Gelegenheit, die sich vielleicht nie wieder finden würde, zu meiner Befreiung zu benützen. Gedacht, gethan. Ich traf sogleich alle Anstalten, nicht zum Auslaufen auf den Fischfang, sondern zur Flucht. Wohin? dieß wußte ich selbst nicht; es war mir auch einerlei, wenn ich nur einmal dieses Land der Knechtschaft im Rücken hatte.

Der junge Moreske mußte mir, ohne es zu wissen, als Werkzeug dienen. Unter dem Vorwand, als dürften wir es nicht wagen, die Vorräthe unsers Herrn anzugreifen, ließ ich mir von ihm einen Korb voll Zwieback und drei große Wasserkrüge bringen. Während er diese Gänge verrichtete, holte ich selbst eine gute Anzahl Flaschen Wein aus dem Keller unsers englischen Schiffes, der einen geheimen mir allein bekannten Behälter hatte, und stellte sie in das Boot unter die übrigen Vorräthe,

gleich als sie seien für die Gesellschaft bestimmt. Auch einen großen Klumpen Wachs, den ich fand, nahm ich mit, weil ich Lichter daraus gießen konnte. Ein Beil, ein Hammer, noch mehr andere Werkzeuge, und eine Anzahl Rollen Bindfaden, wurden nicht vergessen. Muli, so hieß der junge Moreske, mußte mir auch aus der Pulverkammer einen Sack Pulver und einen andern mit Kugeln und gehacktem Blei bringen, denn ich wollte Wasservögel mit ihm schießen, wie ich ihm glauben machte; und darauf freute er sich nicht wenig. In der Kajüte befand sich noch überdem ein kleiner Pulvervorrath, mit dem eine leere Flasche gefüllt und mitgenommen wurde.

So gerüstet und von einem Schiffsjungen begleitet, spannten wir das Segel auf und steuerten der Rhede zu. In dem Kastelle am Eingang des Hafens, kannte man schon unser Boot, und achtete nicht weiter darauf. Sobald wir eine Viertelstunde weit von dem Hafen entfernt waren, zogen wir unser Segel ein und fingen an zu fischen. Unglücklicher Weise blies der Wind aus Nord-Osten und war uns also zuwider; wäre er aus Süden gekommen, so hätte ich Hoffnung gehabt, in kurzem die spanische Küste zu erreichen und in die Bai von Cadiz einzulaufen. Allein aus welchen Winkel der Wind auch wehen mochte, so stand mein Entschluß

fest,

S. 25.

I. Voltz del. A. Weber sc.

Robinsons Flucht von Salee.

fest, dieses Land der Sclaverei zu fliehen, und alles übrige dem Schicksale zu überlassen.

Lange fischten wir, ohne etwas zu fangen, und wenn ich auch einen Fisch an meiner Angel merkte, so zog ich ihn nicht herauf, daß mein Begleiter ihn nicht sehen möchte. Hier ist nichts zu machen, sagte ich endlich; wir müssen weiter fahren, sonst wird der Tisch unsers Herrn für heute schlecht bestellt. — Muli, der nichts Böses ahnete, stimmte mir bei. Es wurde also das Segel aufgezogen, ich setzte mich an das Steuerruder, und so fuhren wir wohl eine Stunde weiter. Jetzt ließ ich das Segel wieder einziehen, und machte Anstalt zum fischen; übergab aber bald das Ruder dem kleinen Schiffsjungen den wir bei uns hatten, ging an das Vordertheil, wo Moli war, ergriff ihn unversehens von hinten, und warf ihn über Bord. Ich that es ungern; aber meine Selbsterhaltung erforderte es, und dann wußte ich, daß er ein guter Schwimmer sei. Wirklich kam er bald wieder über das Wasser, rief mir zu, bat mich flehentlich, ihn wieder an Bord zu nehmen, und versprach mir zu folgen, wohin ich nur wollte. Er schwamm dabei dem Boote so rüstig nach, daß er es bei dem schwachen Wind bald einholen konnte. Da lief ich aber in die Kajüte, holte eine geladene Flinte heraus, und drohete ihn todt zu schießen, wenn er das Boot berührte: Es

soll dir aber nichts geschehen, fuhr ich fort, wenn du ruhig dem Ufer zu schwimmst: Versuche es so lange du noch Kraft hast; das Meer ist ruhig, du kannst leicht das Land erreichen, und so trennen wir uns als gute Freunde; willst du aber durchaus nicht von dem Boote ablassen, so schieße ich dir, so ungerne ich mich dazu entschließe, eine Kugel vor den Kopf, denn ich kann dich ein für allemal nicht mehr aufnehmen. — Er schien sich jetzt zu überzeugen, daß es mir Ernst sei, denn er wendete sich ohne ein Wort weiter zu sagen, nach der Küste; und da er ein sehr geübter Schimmer war, so ist nicht zu zweifeln, daß er sie glücklich werde erreicht haben.

Gerne hätte ich den armen Schelm bei mir behalten; allein es war ihm nicht zu trauen; ich wäre meines Lebens nicht vor ihm sicher gewesen, und hätte keine Stunde mehr ruhig schlafen können. Von dem kleinen Neger Xuri, der zitternd den Vorgang mit angesehen hatte, besorgte ich weniger; ich schenkte ihm daher, zumal da ich ihn gut gebrauchen konnte, das Leben, und suchte ihm Muth zuzusprechen. Wenn du mir treu seyn willst Xuri, sagte ich, so will ich dein Glück zu machen suchen; du mußt mir es aber bei dem Propheten schwören, sonst werfe ich dich, bei Gott! in die See wie Muli; willst du das? Er schwur mir es wil-

lig,

sig, und sprach so zutraulich und in solcher Unschuld mit mir, daß ich bald für immer allen bösen Argwohn schwinden ließ.

So lange Muli mich vom Ufer aus sehen konnte, steuerte ich emsig der Meerenge von Gibraltar zu; kaum aber fing es an dunkel zu werden, so benützte ich den günstigen Wind, wendete das Boot südwärts, und segelte so rasch vor mich hin, daß ich den folgenden Tag, als ich wieder Land entdeckte, gewiß über hundert und funfzig englische Meilen südlich von Salee war. Was ich da in unbekannten Ländern wollte, weiß ich selbst nicht. Mein erster und einziger Gedanke war, nur mich von den marokkanischen Küsten zu entfernen, und meine Verfolger von der rechten Spur abzubringen.

Niemanden kam es wohl in den Sinn, mich da zu suchen, wo ich wirklich war; gleichwohl fürchtete ich mich noch immer so sehr, eingeholt zu werden, daß ich fünf Tage lang nirgend landete. Jetzt aber drehete sich der Wind und nun näherte ich mich der Küste und warf den Anker vor der Mündung eines kleinen Flusses aus. Wo ich mich befand, weiß der Himmel; ich wußte es nicht. Ich sah niemand und sprach niemand; sehnte mich auch nicht, jemand zu sprechen und zu sehen; nur frisches Wasser wünschte ich einzunehmen, und nur deswegen suchte ich zu landen. Ich wollte in der

Nacht

Nacht bei dem hellen Mondschein, den wir hatten, an das Ufer schwimmen, und die Gegend auskundschaften. Kaum aber war es dunkel geworden, so hörten wir ein furchtbares Geheul wilder Thiere, das den armen Xuri in Todesangst versetzte. Er bat mich flehentlich, doch ja vor Tag nicht das Land zu betreten. Ich versprach ihm das; allein bei Tag sagte ich, können wir von Menschen angegriffen werden, die noch viel gefährlicher sind, als Löwen und Leoparden. „Dann, erwiederte er in gebrochenem Marokkanischen, wir auf sie schießen ein Schuß, der sie machen davon laufen.“ Der Muth des Knaben gefiel mir; und ich belohnte ihn dafür mit einem guten Gläschen Schnaps, den er für sein Leben gerne trank.

Wir blieben also auf dem Schiffe, aber schlafen konnten wir nicht, denn das Brüllen der Thiere dauerte fort; wir sahen wie sie an das Seeufer kamen, sich badeten und im Wasser plätscherten. Uns war nicht wohl dabei zu Muthe, zumal da wir gewahr wurden, daß eines der größten dieser Ungethüme unserm Boote zuschwamm. Zwar konnten wir nichts deutlich erkennen, denn es war größtentheils unter Wasser; aber an seinem furchtbaren Schnauben war leicht abzunehmen, daß es ein sehr großes und gefährliches Thier seyn müsse. Xuri behauptete es sei ein Löwe und bat mich

ängst-

ängstlich, den Anker zu lichten. Schon war es aber nicht mehr Zeit, denn der Unhold schien keine zwei Klafter mehr von uns entfernt. Ich erschrack ein wenig; behielt aber doch meine Fassung, holte schnell meine Flinte aus der Kajüte und schoß ihm nach den Kopf. Vielleicht hatte ich das Thier getroffen, denn es wandte sich mit einem gräßlichen Gebrülle von uns ab und schwamm wieder dem Ufer zu.

So gefährlich es aber auch immer an diesem Gestade für uns aussah, so müßten wir doch, was es auch kosten mochte, an das Land, denn wir hatten kaum noch einen Trunk Wasser an Bord. Xuri erbot sich am Morgen, mit einem Krug an das Ufer zu waten und ihn zu füllen. Und warum denn du, fragte ich, und nicht lieber ich? Ei darum, antwortete er, daß wenn kommen die wilde Mann, oder die Löwen, sie fressen mich und du bleibst lebendig. Nein, sagte ich, mein lieber Xuri; wir wollen lieber beide mit einander an das Land gehen, und wenn Wilde kommen, sie lieber todt schießen, als uns von ihnen fressen lassen. —

Ich gab ihm ein Stück Zwieback und ein gutes Gläschen Schnaps. Wir führten hierauf das Boot so nahe, als wir es für dienlich hielten, an

das Ufer, und stiegen bewaffnet mit zwei Wasserkrügen an das Land.

Ich wagte es nicht, das Boot aus den Augen zu lassen, denn wie leicht konnten die Wilden in meiner Abwesenheit mit ihren Kähnen den Fluß herabsteuern und es wegnehmen. Xuri aber lief einer Bucht zu, die der Strom ungefähr eine englische Meile von uns landeinwärts machte. Bald darauf kam er athemlos zurück gelaufen. Ich glaubte er werde von den Wilden oder von einem Raubthier verfolgt und eilte ihm zur Hülfe. Nun sah ich aber, daß er etwas über der Schulter hangen hatte. Es war ein Thier, das von ihm geschossen worden war, und das fast aussah, wie ein Hase; doch hatte es längere Beine und war von anderer Farbe. Wir balgten es späterhin ab, und sein wohlschmeckendes Fleisch gab uns einen trefflichen Braten. Doch Xuris Freude und die Emsigkeit, womit er zurück gerannt kam, rührte mehr daher, daß er gutes süßes Wasser angetroffen und nirgends Wilde gesehen hatte. Wir füllten also unsere Krüge, brieten unsern Hasen und verließen wieder diese Gegend, ohne auch nur eine Spur menschlicher Wesen entdeckt zu haben.

Da ich schon eine Reise nach Guinea gemacht hatte, so wußte ich wohl, daß in dieser Gegend die Kanarischen Inseln und weiter südlich die In-

seln des grünen Vorgebirges liegen mußten; allein wo sollte ich sie suchen, wo sie, ohne Meß-Instrumente und Charten, finden? Am rathsamsten schien mir es, unter solchen Umständen zu seyn, der Küste entlang hinzu steuern, denn da die Engländer mehrere Handelslager auf der Westküste von Africa haben, so war es sehr möglich, daß mir englische Schiffe begegneten, die mich anfnehmen würden.

Wir setzten unsere Reise fort; näherten uns aber öfters dem Ufer, um Wasser einzunehmen. Einst legten wir uns an einer kleinen Landspitze vor Anker, und erwarteten ruhig die steigende Fluth, mit der wir weiter vorwärts steuern wollten. Xuri schaute vor sich hin in das Land; und da er schärfere Augen hatte, als ich, machte er eine Entdeckung, die ich vielleicht zu spät selbst gemacht haben würde. Er rief mich leise zu sich hin. Wir werden besser thun, sagte er, uns schnell von hier zu entfernen, denn siehst du nicht, auf jener Anhöhe, ein schreckliches Thier schlaffen? Ich schaute hin, und erblickte wirklich einen Löwen von ungeheurer Größe, der auf dem Abhang einer kleinen Anhöhe im Schatten lag. Weißt du was, Xuri, sagte ich? gehe leise an das Land und schieß ihn todt; du kannst ja so gut Hasen schießen. Wer ich, erwiederte Xuri, ich schießen den Löwe?

er mich würde fressen auf einen Bissen. Es war, wie man wohl sieht, mein Ernst nicht gewesen. Ich befahl ihm aber sich ganz stille zu verhalten. Wir hatten drei Flinten bei uns. Ich lud die größte mit drei tüchtigen Kugeln, die andere nur mit zweien, und die dritte mit gehacktem Blei. Wir ruderten hierauf dem Ufer näher; ich ergriff die erste Flinte, und zielte nach des Löwen Kopf; da er aber die Schnauze zwischen seinen Vordertazen liegen hatte, so zerschmetterten ihm die Kugeln das Bein. Er fuhr heulend auf, sank aber sogleich wieder nieder; doch nur auf kurze Zeit, denn bald versuchte er schrecklich brüllend, auf drei Beinen hinkend, sich zu entfernen; zum zweitenmal schlug ich aber jetzt auf ihn an, und jagte ihm die beiden Kugeln der zweiten Flinte durch den Kopf. Winselnd sank er nieder und zuckte nur noch heftig die Glieder im Todeskampfe. Jetzt faßte mein Xuri Muth, und bat mich um Erlaubniß, den Unhold vollends todt zu schießen. Ich ließ es geschehen. Sogleich sprang er mit der dritten Flinte in das Wasser, watete an das Ufer, hielt dem sterbenden Löwen die Mündung seines Gewehrs hart an das Ohr, und gab ihm glücklich den Rest.

Das Abendtheuer war nun bestanden; allein was hatte es uns genützt. Wenig oder nichts. Es waren nicht einmal Zeugen unserer Heldenthat zugegen,

gegen, und sie hatte uns drei schätzbare Ladungen Pulver und Blei gekostet, womit wir drei gute eßbare Thiere hätten schießen können. Doch konnten wir auch gleich das Fleisch des Löwen nicht genießen, so ließ sich doch vielleicht seine Haut benützen. Wir machten daher Anstalt, sie ihm abzuziehen. Xuri, der schon öfter als ich Theil an solchen Geschäften genommen hatte, bewies sich viel geschickter dabei als ich. Wir brachten einen ganzen Tag damit zu. Glücklich wurde endlich die Haut vollständig abgelöst und über unsere Kajüte gebreitet, wo sie an den heißen Sonnenstrahlen in zwei Tagen trocknete. Ich brauchte sie von dort an als Matratze und schlief darauf.

Zehn Tagen steuerten wir nun südwärts. Unsere Vorräthe nahmen mit jedem Tage ab, und wurden mit keinen frischen ersetzt. Wenn wir landeten, so geschah es bloß um Wasser einzunehmen. Mein einziges Streben gieng dahin, so schnell als möglich, das grüne Vorgebirge oder die Mündung des Gambiastroms zu erreichen, wo ich europäische Schiffe anzutreffen hoffte. Wie aber, wenn ich mich in meiner Erwartung täuschte? Nichts blieb mir alsdann übrig, als die Kapverdischen Inseln aufzusuchen, oder mich an die Neger in Senegambien zu ergeben. Da aber alle Guinea- alle Ostindien- und Brasilienfahrer an dem grünen Vorge-

birge anlegen, so hätte ich doch sehr unglücklich seyn müssen, wenn ich auf meiner Fahrt auch nicht mit einem einzigen europäischen Fahrzeuge zusammen getroffen wäre.

Jetzt bemerkten wir, daß die Seeküste bewohnt sei, denn an mehreren Orten standen Neger, die uns vorüber schiffen sahen. Ich war sehr geneigt zu landen, und auf sie los zu gehen; Xuri aber widerrieth mir es. Gleichwohl näherte ich mich den Lande, um doch wenigstens vom Schiffe aus, mich mit ihnen zu verständigen. Sie waren ganz nackt und hatten keine Waffen, nur einen einzigen ausgenommen, der eine Art von Speer in der Hand hielt. Xuri sagte mir, daß die Schwarzen mit solchen Wurfspießen, in weiter Entfernung ihr Ziel treffen; ich kam ihnen daher nicht allzunahe, und gab ihnen von dem Boote aus durch Zeichen zu verstehen, daß wir Lebensmittel zu erhalten wünschten. Auch sie antworteten durch Zeichen, und verständigten uns, so gut sie konnten, daß wir unser Boot anlegen sollten, sie würden uns mit Speise versehen. Ich zog also die Segel ein. Sogleich liefen zwei von ihnen landeinwärts, und kamen nach einer halben Stunde mit zwei Stücken dürrem Fleisch und etwas Getreide zurück; wir konnten aber nicht erkennen, was für Fleisch und Korn es sei. Gleichwohl waren wir sehr froh

daran,

daran, wenn wir nur gewußt hätten, wie wir es mit Sicherheit in unsere Hände bringen sollten; denn an das Land zu gehen, getrauten wir uns nicht; und sie fürchteten sich noch vielmehr auf unser Schiff zu kommen. Endlich fand sich eine Auskunft: sie legten nämlich ihr Fleisch, und was sie sonst noch gebracht hatten, auf die Erde und entfernten sich, daß wir es abholen konnten; so bald wir es aber in Empfang genommen hatten, kamen sie wieder an das Ufer zurück.

Gerne hätte ich ihnen ein Gegengeschenk gemacht; aber ach, ich hatte nichts das ich missen konnte. Doch fast in demselben Augenblick zeigte sich eine Gelegenheit, unsere Schuld abzutragen, denn unversehens kamen von den Gebirgen herab, zwei furchtbare Thiere, die sich einander zu verfolgen schienen, und geraden Weges dem Meeresstrande, wo die Schwarzen standen, zurannten. Vielleicht war es ein Männchen, das seinem Weibchen nacheilte. Die unbewaffneten Neger, und besonders ihre Weiber, geriethen in nicht geringen Schrecken, und liefen was sie konnten; der Mann mit dem Speer floh aber nicht, sondern blieb wo er war. Die wilden Bestien ließen ihn stehen, liefen dem Meere zu und plätscherten, wie es schien bloß um sich abzukühlen, in dem Wasser herum. Endlich schwamm das größte von den beiden Thieren

unserm Boote zu, und kam' uns näher als mir lieb war. Allein ich stand schon zu seinem Empfang gerüstet, ihm gegenüber. In möglichster Eile hatte ich meine Flinte und Xuri die beiden andern geladen. Sobald der Unhold mir nahe genug war, schoß ich ihn so treffend auf den Kopf, daß er untertauchte. Einen Augenblick darauf kam er zappelnd wieder zum Vorschein, sank noch einmal und schien mit dem Tode zu ringen. Mit Anstrengung seiner letzten Kräfte, suchte er das Ufer zu erreichen; allein umsonst; er sank zum letztenmal und ertrank vollends.

Die Neger hatten sich wieder gesammelt. Mit unbeschreiblichem Schrecken erfüllte sie das Feuer und der Knall meiner Flinte. Einige stürzten ganz betäubt zu Boden. Als sie aber von den andern hörten, es sei das Thier getödtet und versunken, sprangen sie auf, faßten wieder Muth und fingen an es zu suchen. An dem Blut, womit die Meeresfläche gefärbt war, erkannten sie den Ort, wo es lag. Ich warf ihnen einen Strick zu, sie banden ihm denselben um den Kopf, und zogen es damit an das Ufer. Es fand sich nun, daß es ein sehr schön gezeichneter Leopard war. Die Neger sahen seine Wunde und fühlten, daß ihm der Hirnschädel zerschmettert sei; konnten aber natürlich nicht begreifen, wie ich ihn so schwer verwundet hatte.

Ihre

Ihre Blicke und Geberden drückten deutlich ihr Erstaunen aus.

Das andere unverletzte Thier eilte, von dem Schuß erschreckt, schnell an das Ufer und in seine Gebirge zurück; ob es auch ein Leopard war, konnte ich nicht erkennen.

Ich merkte sogleich, daß die Schwarzen große Lust hatten, den erlegten Leopard abzubalgen und zu verspeisen. Ich überließ ihnen denselben sehr gerne, und sie gaben mir, so gut sie konnten, ihre Freude darüber und ihren Dank zu erkennen. Unverzüglich machten sie sich darüber her, und ob sie gleich keine Messer hatten, nahmen sie ihm doch schneller, als wir es mit dem besten Werkzeug vermocht hätten, blos mit einem scharfen Stück Holz, die Haut ab. Als sie fertig damit waren, boten sie mir gutmüthig meinen Antheil an dem Fleisch an; allein ich gab ihnen zu verstehen, daß ich es ihnen ganz allein überlassen, und mir nur das Fell vorbehalten wollte. Sie lieferten mir es auch redlich aus, und fügten noch einen Theil von ihren Vorräthen bei. Ich nahm alles dankbar an; gab ihnen aber zugleich zu verstehen, daß es mir an Wasser fehlte, indem ich einen von meinen Wasserkrügen vor ihren Augen umkehrte, und so zeigte, daß er leer war. Meine Wünsche wurden sogleich

errathen. Sie sprachen einige Worte zu ihren Weibern, die unverzüglich ein großes irdenes Gefäß voll Wasser brachten, es an das Ufer stellten, und sich entfernten, wie es auch schon früher von den Männern mit ihren Vorräthen geschehen war. Ich schickte Xuri mit unsern Krügen an das Land, und er füllte sie alle drei.

Nun da wir wieder einen hinlänglichen Wasservorrath und andere Lebensmittel hatten, verabschiedeten wir uns bei unsern gutmüthigen Schwarzen, und segelten südwärts ungefähr eilf Tage lang weiter fort, ohne das Land zu betreten. Jetzt sahen wir eine hohe Landspitze vor uns liegen, die sich weit hinaus in die See erstreckte. Wir bemüheten uns, sie zu umsegeln; und es gelang uns, die äußerste Spitze zu erreichen. Ich vermuthete, es sei dieß das grüne Vorgebirge. Nicht weit von hier mußten nun auch die Inseln seyn, die ihren Namen davon haben, was sollte ich aber nunmehr thun? sollte ich ihnen zusteuern, oder mich wie bisher noch länger an der Küsten des festen Landes halten? Unentschlüssig, und voll peinlicher Besorgniß, daß wenn ich schnell den jetzigen Augenblick benützte, mich vielleicht der nächste starke Wind, weit von beiden in die offene See hinaus treiben möchte, überließ ich das Steuerruder meinem Xuri, und begab mich in die Kajüte, um

hier

hier ungestört meinen Gedanken nachhangen und die Sache recht reiflich überlegen zu können.

Kaum saß ich hier eine halbe Stunde; so kam Xuri mit großem Geschrei zur Thür herein gerennt: Herr, ach lieber Herr, ein Schiff das man uns aus Marokko nachgeschickt; wir sind verloren! — Blinde Furcht schien ihn auf diesen Gedanken gebracht zu haben; denn in einer so großen Entfernung von Salee, war gewiß keine Verfolgung zu besorgen. Gleichwohl eilte ich schnell aus der Kajüte heraus ins Freie. Es war wirklich ein vorüber segelndes Schiff, das ich bald für ein portugiesisches erkannte. Es schien nicht geneigt zu seyn zu landen; wir segelten und ruderten daher was wir konnten ihnen entgegen, feuerten auch unsere große Flinte ab, um die Mannschaft aufmerksam auf uns zu machen, aber alles vergebens. Als ich endlich schon die Hofnung aufgab, das Schiff zu erreichen, schienen sie uns mit ihren Fernrohren zu bemerken, denn sie zogen einen Theil ihrer Segel ein, um uns Zeit zu lassen, ihnen nach zu kommen. Ich that neue Nothschüsse, und hing ein Tuch als Nothzeichen aus. Beides wurde, wie ich nachher erfuhr, bemerkt, und Befehl ertheilt, auch die übrigen Segel sinken zu lassen; gleichwohl konnten wir erst nach drei Stunden das Schiff erreichen.

Sie

Sie fragten mich, wer ich sei, in spanischer, portugiesischer und französischer Sprache; allein ich verstand keine. Endlich redete mich auch ein schottischer Matrose an. Diesem konnte ich mich dann verständlich machen. Ich sagte ihm, ich sei ein geborner Engländer und sei zu Salee aus der marokkanischen Sklaverei entflohen. Ich wurde hierauf eingeladen, an Bord zu kommen, und edelmüthig mit allen meinen Habseligkeiten aufgenommen.

Meine Freude, mich wieder frei und sicher auf einem europäischen Schiffe unter Europäern zu befinden, war unbeschreiblich. Ich bot in dem ersten Gefühl meines Glückes, dem Capitain zum Beweis meiner Dankbarkeit alles an, was ich besaß; er erklärte aber großmüthig, daß er gar nichts annehmen, und mir in Brasilien pünktlich alles wieder zustellen würde, was ich auf sein Schiff gebracht hatte. Ich handle bloß an Ihnen wie ich wünschte, daß in einem ähnlichen Fall auch an mir gehandelt werden möchte; wer weiß ob ich nicht einmal selbst in Ihre Lage komme. Und dann wenn ich Ihnen in einem so fernen Lande, wie Brasilien, alles was Sie haben abnehmen wollte, so müßten Sie ja vor Elend umkommen, und ich würde Ihnen das Leben, das ich so glücklich war, Ihnen zu retten, wieder rauben. Nein, nein Signor Inglese, aus reiner Menschenliebe nehme ich Sie

mit mir nach Brasilien; von dem was Sie haben, können Sie da leben, oder, wenn Sie wollen, Ihre Rückfahrt bezahlen.

Der Ehrenmann hielt treulich alles was er versprochen hatte. Er verbot strenge seinen Matrosen, das mindeste von meinem Eigenthum sich zuzueignen; noch mehr, er nahm alles selbst in Verwahrung und stellte mir ein Verzeichniß davon zu. Selbst meine drei Wasserkrüge waren nicht vergessen.

Mein Boot, das noch sehr gut war, erbot er sich, mir abzukaufen, und forderte mich auf, den Preis zu bestimmen. Ich antwortete, er möchte mir geben was er wolle, und ich würde mit der kleinsten Summe zufrieden seyn. So gab er mir denn dafür eine Verschreibung auf achtzig Stück von Achten, die er mir in Brasilien auszahlen wollte; sollte sich aber jemand finden, der mehr dafür bieten würde, so würde er mir das Uebrige gut thun. Er bot mir auch sechzig Stück von Achten für meinen Xuri. Ich hätte ihm den Jüngling gern gegönnt; wäre es aber nicht schändlich gewesen, meinen Freund und Unglücksgenossen zu verkaufen, denn dieß war ja im Grunde Xuri. Ich sagte daher nein. Als ich aber mit Xuri davon sprach, war er anderer Meinung, und machte sich anheischig, dem Capitain freiwillig zu dienen,

wenn

wenn er ihn nach zehen Jahren frei lassen wollte. Dieses Versprechen wurde ihm schriftlich gegeben, mir aber gleichwohl die Summe der sechzig Stück von Achten ausgezahlt.

Unsere Fahrt war glücklich bis an die brasilische Küste, und nach ungefähr zwei und zwanzig Tagen langten wir wohlbehalten in der Allerheiligen Bai an. — Zum zweitenmal war ich also wider Erwarten dem größten Elend entgangen, und es fragte sich nun, was ich jetzt weiter mit meiner Person anfangen sollte?

Der Capitain blieb sich immer gleich gegen mich an Großmuth. Erstlich wollte er nichts für meine Ueberfahrt nehmen; dann gab er mir zwanzig Ducaten für die Leopard- und vierzig für die Löwenhaut, ertheilte Befehl, daß mir alles was ich an Bord hatte, treulich zugestellt werden sollte, und kaufte selbst davon, was ich verkaufen wollte, wie z. B. die Kiste voll Weinflaschen, zwei von meinen Flinten, das übrige Wachs: Kurz ich erlöste aus meiner Ladung gegen zwei hundert Stück von Achten.

Der Capitain that noch mehr, und empfahl mich an einen wackern Mann, wie er, der ein Tageino, das heißt eine Pflanzung und eine Zuckerfabrik hatte. Ich wurde von ihm sehr gut behandelt, und erlangte unter seiner Anleitung bald

die

die nöthigen Kenntnisse zu seinen Geschäften, und besonders zur Behandlung des Zuckerrohrs und der Zuckersiederei. Das freie und gemächliche Leben der americanischen Pflanzer, die in kurzer Zeit reiche Leute werden, gefiel mir. Ich nahm mir daher vor, mein übriges Geld, das ich noch in London stehen hatte, weil ich nicht den ganzen Erlöß aus meinem Goldstaub in dem Handel hatte wagen wollen, kommen zu lassen, und es mit meinen zwei hundert Stück von Achten, zum Ankauf eines schönen Stückes Land anzuwenden, wo ich eine eigene Pflanzung anlegen wollte.

Dieser Plan wurde ausgeführt. Ich hatte in meiner Nachbarschaft einen Portugiesen, Namens Wells, der fast in denselben Umständen war wie ich. Wir bauten im Schweiße unsers Angesichts unsere Ländereien, gewannen aber in den ersten zwei Jahren kaum den Unterhalt. Doch ging es von dort an immer besser. Wir konnten im dritten schon ein schönes Stück Feld mit Tabak bepflanzen, und im folgenden ein noch größeres Stück Land mit Zuckerrohr anlegen. Doch was vermochten unsere zwei Hände allein? Wäre doch wenigstens Xuri bei mir gewesen! Mit Schmerz erkannte ich jetzt, wie viel ich an ihm verloren hatte.

Oft stellte ich in meinen Feierstunden sehr niederschlagende Betrachtungen über meine dermalige

lige Lage an. Was war ich denn jetzt nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren? Nichts anderes als ein brasilischer Bauer und mein eigener Knecht. Hätte ich nicht in meinem Vaterlande etwas viel besseres werden können? War das der Mühe werth, das Vaterhaus zu verlassen, in der Welt herum zu schweifen und meine Aeltern so tief zu betrüben? Hätte ich nicht viel glücklicher an ihrer Seite als hier unter Fremden, unter Wilden darf ich wohl sagen — leben können? Mehr als einmal hatte mein guter Vater zu mir gesagt: Bleib', wie die Schrift sagt, im Lande und nähre dich redlich; mehr als einmal dachte ich jetzt an diesen goldenen Spruch, und gab mich traurig den trübsten Gedanken hin.

Doch der Himmel schien meine Reue zu sehen und sich mit mir aussöhnen zu wollen. Der redliche Schiffscapitain, dem ich Vollmacht gegeben hatte, hundert Pfund Sterling von meinen Geldern, die in London angelegt waren, zu erheben, verwendete sie zum Einkauf vieler nützlicher Waaren, die er für mich an Bord nahm. Es war dabei allerlei Werkzeug von Eisen und Stahl, Hauen, Spaten, Pflugscharren und noch viel anderes Geräthe, das mir bei meiner Pflanzung trefflich zu statten kam; dann eine Menge schöner englischer Manufacturwaaren, als Tücher, Seidenzeuge,

Leinwand, die ich alle in dem Lande mit sehr großen Gewinn wieder verkaufte. Zudem hatte mir der Capitain auch noch auf sechs Jahre einen guten europäischen Bauernknecht gemiethet, und einen andern miethete ich mir selbst.— Nun befand ich mich also in einer weit glücklicheren Lage, als mein armer Nachbar der Portugiese, der nach wie vor alle seine Feldarbeiten mit eigener Hand verrichten mußte.

Mein Tabakbau war äußerst ergiebig. Ich erndtete über funfzig Zentner der trefflichsten Blätter ein, die ich mit der nächst abgehenden portugiesischen Handlungsflotte nach Lissabon zu versenden gedachte.

Ich war nun auf dem Wege, ein wohlhabender, vielleicht reicher Mann zu werden; ich durfte nur das angefangene Werk mit Fleiß, Eifer und Beharrlichkeit fortsetzen. Allein die mir angeborne Reisewuth, verleitete mich zu neuen Fehlern, zu neuen Unbesonnenheiten; und so oft die Vorsehung mir ihre rettende Hand bot, stieß ich sie mit unverzeihlichem Leichtsinn von mir. Ihre Mittel, mich aus dem Stande der Erniedrigung zu erheben, waren mir nicht schnell genug; ich wollte rasch ein Mann von Ansehen und Bedeutung werden.

Vier Jahre hatte ich schon in Brasilien gelebt. Täglich verbesserten sich jetzt meine Umstände, ich

hatte Leute die für mich die beschwerlichsten Arbeiten verrichteten, und der Zukunft konnte ich ruhig entgegen sehen. Es fehlte mir auch nicht an angenehmen Umgang; ich hatte die Landessprache erlernt, und Bekanntschaft mit allen Pflanzern in meiner Nachbarschaft, auch mit den vornehmsten Kaufleuten zu San Salvador gemacht.

Oft kam ich in der Gesellschaft dieser Männer auf meine Reise nach Guinea zu sprechen, auf den einträglichen Sklavenhandel, der dort getrieben wird, auf die Leichtigkeit und den großen Gewinn, womit man Goldstaub, Pfeffer, Elephantenzähne, und besonders kräftige Neger in Menge für Messer, Scheeren, Beile, Glaskorallen, Branntwein und andere Waaren von geringem Werthe eintauschen kann. — Alles was ich davon sagte, wurde immer mit großer Aufmerksamkeit angehört, besonders das, was die Sklaven betraf, denn es fehlte in dem Lande noch außerordentlich an rüstigen Arbeitern; der Negerhandel war damals noch nicht recht im Gange, und in so weit er statt fand, fast gänzlich in den Händen der Regierung. Daher wurden die wenigen schwarzen Sklaven, die zu haben waren, um ungemein hohe Preiße verkauft.

Einst kamen den Tag, nach einem solchen Gespräche, drei Plantagenbesitzer zu mir auf mein Zimmer, sagten mir, sie hätten über unsere gestrige

Un-

Unterredung weiter nachgedacht, und sich vorgenommen, ein Schiff nach Guinea auszurüsten, eine Ladung Negersklaven zu kaufen, sie heimlich an das Land bringen zu lassen, und auf ihren Pflanzungen zu vertheilen; nun aber sei nur die Frage, ob ich mich entschließen könne, als Super-Cargo, oder Bevollmächtigter und Aufseher, die Reise mit zu machen und den Einkauf zu besorgen? ich sollte auf diesen Fall nichts zu den Kosten beitragen, und die eingebrachten Negersklaven, zu gleichem Theil mit ihnen theilen.

Ein Antrag solcher Art, wäre für manchen andern, der noch ohne bestimmte Aussichten seinem Glück in der Welt nachjagt, sehr annehmlich gewesen; war er es aber auch für mich, für einen Landeigenthümer, der es in den letzten Jahren schon so weit gebracht und so schöne Hofnungen für die Zukunft hatte? Keineswegs. Ich konnte keine größere Thorheit begehen; und doch beging ich sie, und wurde so aufs neue meines eigenen Unglücks Schmied. Der Antrag wurde von mir angenommen, unter der Bedingung, daß sie in meiner Abwesenheit meine Pflanzung sollten besorgen lassen, und meine Verfügungen darüber befolgen. Dieß versprachen sie mir; wir unterzeichneten also miteinander einen förmlichen Vertrag, und ich machte auf den Fall, daß ich etwa auf der Reise umkom-

men

men sollte, mein Testament, in welchem ich meine Aeltern in die eine Hälfte, den edelmüthigen Schiffscapitain aber, dem ich so viel zu verdanken hatte, in die andere Hälfte meines Vermögens zu Erben einsetzte. — So opferte ich also zum zweitenmal, mit meinem gewöhnlichen Leichtsinn, die schöne und sichere Gegenwart einer ungewissen Zukunft auf. Die Jahre hatten mich älter, nicht klüger gemacht.

Bald war das Schiff ausgerüstet, die Ladung eingeschifft, und alles veranstaltet, wie wir es verabredet hatten. Acht Jahre nach meiner ersten Einschiffung zu Hull, und zwar an eben demselben Tage, den 1. September 1659. ging ich an Bord. Unser Schiff war von ungefähr hundert und zwanzig Tonnen und führte sechs Kanonen. Die Mannschaft bestand, mit Einrechnung des Schiffers, des Schiffsjungen und meiner Person, aus vierzehn Mann. Wir hatten es mit nichts als kurzen Waaren zum Behuf unsers Handels, als Glaskorallen, Messern, Scheeren, Beilen, Sägen, kleinen Spiegeln und so weiter beladen.

So bald ich das Schiff bestiegen hatte, giengen wir unter Segel. Wir steuerten nördlich, der Küste entlang, bis zur Höhe des Vorgebirges St. Augustin, von wo wir unsern Lauf östlich nach Africa richteten. Es war dieß damals der gewöhnliche

Weg,

Weg, den die Schiffe von Brasilien nach Guinea nahmen.

Anfangs hatten wir die günstigste Witterung, zugleich aber eine unerträgliche Hitze. Von dem Vorgebirge St. Augustin aus, steuerten wir nördlich und erreichten nach zwölf Tagen die Linie. Jetzt änderte sich das Wetter. Wir fanden uns, nach unsern letzten Beobachtungen, unter 7 Grad 12 Minuten nördlicher Breite, als ein furchtbarer Orcan sich erhob, und unser Schiff gänzlich von seinem Laufe verschlug. Der Wind stürmte anfangs aus Südosten und sprang endlich nach Nordwesten um. Zwölf Tage jagte er heulend unser Schiff auf der offenen See umher; wir wußten nicht wo wir waren, und mußten jede Stunde besorgen, unter den Wellen begraben zu werden.

Am zwölften Tag legte sich ein wenig der Sturm; das Schiff war aber stark beschädigt worden, und wir hatten drei Mann während desselben verloren. Einer von den Matrosen war nämlich an einem hitzigen Fieber gestorben, und zwei andere, unter denen sich auch der Schiffsjunge befand, waren in die See gestürzt. Der Schiffer benützte den günstigen Augenblick, einige Beobachtungen anzustellen, und fand, daß wir uns ungefähr unter dem eilften Grad nördlicher Breite und zwar in der Nähe von Guiana, zwischen dem Amazonenfluß und dem Orino-

befinden müßten. Wohin sollten wir nun unsern Lauf richten? Das Schiff war stark beschädigt und hatte einen Leck. Wir gingen mit einander zu Rath, und wurden einig, den kleinen Antillen, oder karaibischen Eilanden zuzusteuern. In vierzehn Tagen konnten wir leicht die Insel Barbados erreichen und dort unser Schiff ausbessern.

Allein das Geschick hatte etwas anderes über uns beschlossen; denn unter den zwölften Grad 18 Minuten, wurden wir von einem zweiten fürchterlichen Sturm ergriffen, und westlich weit von unserm Lauf abgetrieben. Der Wind wüthete unaufhörlich mit gleicher Heftigkeit. Nach einer gefahrvollen Nacht, rief einst, bei dämmerndem Morgen, die Schiffswache Land, Land! Kaum waren wir aus der Kajüte geeilt, uns umzusehen, so rannte unser Schiff auf eine Sandbank, und blieb fest auf derselben sitzen. Sogleich stürmten die Wogen mit solchem Ungestüm über das Verdeck, daß wir jede Minute besorgen mußten, vernichtet zu werden. Wir drückten uns, so gut wir konnten, an die Wände des Fahrzeugs, und klammerten uns an, um nur nicht in die See hinaus gespült zu werden.

Wer nie eine solche Seelenangst empfunden hat, der kann sich auch keinen vollständigen Begriff davon machen. Wir wußten nicht wo wir waren.

Zwar sahen wir Land vor uns liegen; aber war es bewohnt oder unbewohnt; hatten wir Hülfe zu erwarten oder nicht? Würde unser Schiff nicht zertrümmert werden, ehe uns jemand bemerkte? Sprachlos und unbeweglich standen wir da mit todtenblaßem Gesichte und starren Augen, und machten uns mit jedem Wellenschlag betend bereit, zu der Reise in die andere Welt.

Nach und nach legte sich zwar der Wind ein wenig; allein das Schiff saß so tief und fest im Sande, daß keine Hoffnung war, es wieder flott zu machen. Wir mußten also nur auf die Rettung unsers Lebens denken. Von unsern zwei Booten hatten wir schon das größere verloren; das andere war noch da; allein wie sollten wir es aussetzen? Wir mußten es unter den größten Gefahren unverweilt versuchen, denn das Schiff drohete aus einander zugehen, und es war kein Augenblick mehr zu verlieren.

Das große Werk wurde glücklich, obgleich nicht ohne viele Mühe, ausgeführt. Wir bestiegen nun alle das Boot, zusammen eilf Mann, und befahlen Gott unsere Seelen. Der Sturm hatte zwar nachgelassen; die wilde See ging aber noch ungemein hohl und wälzte furchtbare Wellen dem Ufer zu.

Wir ruderten aus allen Kräften, denn Segel hatten wir nicht, und hätten nicht einmal Gebrauch

davon machen können. Die Fluthen warfen uns herum wie einen Ball; Todtesangst war auf allen Gesichtern zu lesen; jedem schien sein Herz zu sagen, daß er seinem Grabe zusteure; denn was war anders zu erwarten, als daß das schwache Boot an der Küste von dem rasenden Meer in tausend Stücke zerschellt werden würde? Wir befahlen unaufhörlich Gott unseren Geist. Wenn der Mensch bei solchen Gelegenheiten betet, so ist es ihm gewiß Ernst. Mir wenigstens ging jedes Wort, das ich sprach, gar sehr vom Herzen.

Niemand von uns konnte noch erkennen, ob das ferne Ufer, felsig oder sandig, hoch oder niedrig sei. Ganz unmöglich war zwar unsere Rettung noch nicht, denn wir konnten ja vielleicht eine Bucht, oder die Mündung eines Flusses, oder ein ruhiges Fahrwasser erreichen. Aber ach, es war nur wenig Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden, und das Land drohete uns mit größeren Gefahren als die See.

Anderthalb Stunden lang hatten wir ungefähr gerudert, als eine schreckliche haushohe Welle brausend hinter uns hergerollt kam, und uns den Untergang drohete. Vergeblich suchten wir ihr auszuweichen; unser schwaches Boot wurde davon ergriffen und umgestürzt. In einem Augenblick waren wir alle von dem Meere verschlungen und von einander getrennt. Ein einziger gemeinschaftlicher

Schrei war der letzte Laut von uns, der die Luft erfüllte.

Ich sank. Ob ich aber gleich ein sehr guter Schwimmer war, so konnte ich doch lange nicht mehr über das Wasser kommen, und gerieth in Gefahr, zu ersticken. Schon war ich halb todt, als die Welle, die mich weit mit sich fortgeschwemmt hatte, gegen den Strand hin, brach, und mich in ganz seichtem Wasser liegen ließ. Jetzt schöpfte ich wieder Athem, erholte mich einen Augenblick, und fing an dem Lande zuzuwaten, das mir viel näher lag, als ich dachte. Als ich mich aber umsah, rollte schon wieder eine neue Woge furchtbar brausend hinter mir her. Es war unmöglich, ihr zu entgehen; ich mußte mich mit zurückgehaltenem Athem erst fortreissen lassen, dann mich über dem Wasser zu erhalten suchen, so gut ich konnte. Kaum hatte ich diesen Gedanken gedacht, so war ich schon mit einer zwanzig oder dreißig Fuß hohen Wassermasse überströmt, die mich mit furchbarer Gewalt mit sich fortnahm. Zum zweitenmal kam ich in Gefahr zu ersticken; allein Kopf und Hände wurden eben noch zu rechter Zeit wieder frei. Zwar blieb ich kaum zwei Secunden in diesem Zustand; doch hatte ich Zeit zu athmen und mich ein wenig zu erholen, ehe die dritte Woge sich über mir wegwälzte. Sie brach sich vor meinen Augen, und erlaubte

mir

mir wieder den Gebrauch meiner Füße. Ich stand eine Minute lang still, und suchte Athem und Kräfte zu sammeln, dann watete ich in größter Eile dem Ufer zu. Noch zweimal wurde ich aber von den mir nachströmenden Wogen ergriffen und fortgerissen, und das letztemal mit solcher Gewalt an einen Felsen geworfen, daß mir Hören und Sehen und Athem verging. Zum Glück erholte ich mich wieder, ehe eine neue Welle kam, klammerte mich fest an einen Theil des Felsen an, und ließ das Wasser über mich weg rollen. So hielt ich mich, bis ich die Gelegenheit absah, vollends theils schwimmend, theils watend das Land zu erreichen, das ich am Ende glücklich betrat.

Ich bestieg nun eine grasreiche Anhöhe, erholte mich da einige Minuten, und warf in brünstigem Gebete auf die Kniee mich nieder, um Gott nach so vielen überstandenen Gefahren, für meine wunderbare Erhaltung zu danken. — Das Wonnegefühl, mit welchen ich mich dem Grabe entrissen und zu neuem Leben berufen fühlte, ging über alle Beschreibung, und ich darf nicht wagen, es mit Worten auszudrücken. So mag ungefähr einem zum Tode verurtheilten armen Sünder zu Muthe seyn, dem man auf dem Blutgerüste seine Begnadigung verkündet.

Voltz del. Fr. Buser fc.

Robinsons Schiffbruch.

Lange ging ich an dem Seegestade auf und ab, mit gen Himmel gerichteten Händen und den seltsamsten Bewegungen, mich den Gedanken über meine Rettung und den traurigen Untergang meiner Unglücksgefährten überlassend, von denen nie ein einziger wieder zum Vorschein kam. Nie entdeckte ich mehr von ihnen auch nur die geringste Spur, außer drei Hüten, eine Mütze und zweierlei Schuhe, die von den Wogen an das Ufer geworfen wurden.

Ich sah mich von Zeit zu Zeit nach dem gestrandeten Schiffe um; allein es war so fern, und das Meer ging auch so hohl und schäumte so stark, daß ich kaum etwas davon gewahr wurde. Schwer konnte ich die Möglichkeit fassen, von einer solchen Entfernung aus, in einer so stürmischen See das Land, erreicht zu haben.

Als ich mich hinlänglich erholt und meine durchnäßten Kleider getrocknet hatte, fing ich an, das Land auf dem ich mich befand, etwas genauer zu untersuchen, und über meine Zukunft nachzudenken. Da fand sich nun bald Anlaß genug, meine Freude zu mäßigen. Ich sah keine Spur von Menschen; ich besaß keine Wäsche, keine Kleider mich umzukleiden. Der Hunger fing an sich einzustellen, und ich war ohne Speise, ihn zu stillen; ich empfand Durst und hatte nichts zu trinken, ich war matt und fand nichts zu meiner Stärkung. Hun-

gers zu sterben, oder von wilden Thieren zerrissen zu werden, war das traurige Loos, das meiner wartete. Ich hatte keine andere Waffen zu meiner Vertheidigung, als ein Taschenmesser Meine übrigen Vorräthe bestanden in ein wenig Taback und einer Pfeife, die ich gewöhnlich bei mir führte. Was sollte ich nun anfangen, in der herannahenden Nacht, wo schlafen ohne von hungrigen Bestien angefallen zu werden, die gewöhnlich im Dunkeln auf den Raub ausgehen? — Diese und andere folternde Gedanken, ängstigten mich so sehr, daß ich wie wahnsinnig hin und her rannte, und lange nicht wußte, was ich anfangen sollte.

Ich entschloß mich endlich, auf einen Baum zu steigen, und mir in seinem dicken Wipfel, ein Nachtlager zu bereiten. Zuvor aber durchspähete ich meine nächsten Umgebungen, um eine Wasserquelle zu entdecken. Ich hatte zu meiner größten Freude das Glück, eine zu finden, und löschte an derselben meinen brennenden Durst. Muthig bestieg ich nun meinen Baum, durchflocht einige nahe an einander stehende Aeste, mit abgeschnittenen Zweigen, daß ich im Schlaf nicht durchfallen möchte, und bettete mich darauf so gut und sicher ich konnte. Zur Vorsorge nahm ich auch einen tüchtigen Knittel zu mir, um mich im Nothfall wehren zu können. Da ich außerordentlich müde war, so verfiel ich bald in einen tie-

tiefen sehr süßen und stärkenden Schlaf, wie ihn vielleicht selten ein Reicher auf seinen Eiderdunen findet, und erwachte nicht eher, als bis schon die Sonne am Himmel stand.

Der Sturm hatte sich gelegt; das Meer war ruhig geworden, es war das schönste heiterste Wetter. Ich sah mich um nach dem Schiffe. Mit Verwunderung und Freude sah ich, daß es bei steigender Fluth flott geworden, und nahe an das Ufer, nicht weit von dem Felsen hergetrieben war, an den mich mit solcher Gewalt die Meereswogen geworfen hatten. Es mochte ungefähr eine englische Meile (20 Minuten) weit von meinem Baum entfernt liegen. Ich wünschte daher gar sehr, es noch einmal zu besteigen, ehe es vollends zertrümmert würde.

Jetzt verließ ich meine Schlafstelle, und ließ meine Blicke an dem Seeufer umher schweifen. Sah ich recht oder nicht! Ich glaubte in einer Entfernung von ungefähr zwei englischen Meilen, auch unser Boot an dem Ufer liegen zu sehen. Sogleich lief ich darauf zu; allein ein Seearm, der ungefähr eine halbe Meile breit seyn mochte, trennte mich davon. Ich kehrte also wieder um, denn vor der Hand war mir an dem Schiffe das so viel Vorräthe enthielt, die mir unentbehrlich schienen, weit mehr gelegen als an dem Boote.

Nachmittags trat die Ebbe ein; das Meer war ganz ruhig, und so sehr vom Lande zurück getreten, daß ich trockenen Fußes bis auf eine Viertelmeile an das Schiff kommen konnte. Mit Schmerz und Thränen überzeugte ich mich nun, daß wenn wir ruhig an Bord geblieben wären, wir alle mit dem Leben davon gekommen seyn würden. Das Schiff wäre zwar nicht zu retten gewesen, und abgeschnitten von unserm Vaterlande, hätten wir vielleicht unsere übrigen Tage auf dieser unbekannten Küste zubringen müssen; allein keiner von uns wäre in dieselbe hülflose Lage gerathen, wie ich, und mit vereinten Kräften hätten wir alles leichter getragen. Doch ich suchte mich loszureissen von diesen Gedanken, die mir peinlich waren.

Alles war mir daran gelegen, an Bord des Schifes zu kommen. Ich benützte daher so schnell als möglich, die niedrige und ruhige See, warf meine Kleider ab, und watete und schwamm dem Schiffe zu. Glücklich erreichte ich es; da es aber auf dem Sande auffaß, und das Wasser sehr niedrig war, so konnte ich nicht hinan steigen. Ich schwamm zweimal herum, um eine Gelegenheit zu suchen, es zu erklimmen, entdeckte aber erst beim zweitenmal ein Tau, das vom Vordertheil herab hing, und mir dazu behülflich seyn konnte. Alsbald ergriff ich es mit beiden Händen, und schwang mich daran an Bord.

Mein

Mein erstes Geschäft war nun, den Zustand des Schiffes zu untersuchen. Es fand sich leider, daß es geborsten, und das Wasser hoch in den Raum eingedrungen war; auf dem Verdeck hingegen, und in dem Zwischendeck war alles trocken, und nichts hatte Schaden gelitten. Mit großer Freude überzeugte ich mich besonders, daß die meisten Vorräthe noch ganz gut waren. Ich holte zuerst eine Portion Zwieback und dürres Fleisch hervor, stillte meinen Hunger damit, und setzte ein gutes Glas Rum darauf.

Mit Muth und Fleiß ging ich nun an die Arbeit. Wir hatten mehrere Segelstangen und Bogsprietsmasten an Bord, auch noch mehr anderes Holzwerk. Ich suchte mir in der Eile ein Floß daraus zu bauen, warf sie nicht ohne viele Mühe, an Stricke befestigt, damit sie nicht forttreiben konnten, in das Meer, und band sie nachher, ebenfalls mit Tauwerk, woran ich guten Vorrath hatte, sorgfältig an einander. Das Floß trug wohl mich, aber es war noch nicht hoch und stark genug, eine größere Last trocken an das Ufer zu bringen. Ich zersägte daher mit der Schiffssäge eine starke Segelstange in drei Stücke, legte sie quer über die untern Balken, und dann Bretter darüber.— Die Nothwendigkeit, mich, so lange es noch Zeit war, mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen zu versehen,

stähl-

stählte meine Kräfte; und ich that viel mehr, als ich zu jeder andern Zeit geleistet haben würde.

Mein Floß war nun stark genug, eine bedeutende Last zu tragen; es fragte sich jetzt nur, womit ich es zuerst beladen sollte? Ich bedachte mich nicht lange, sprengte drei Matrosenkisten auf, leerte sie aus, ließ sie an Stricken auf das Floß hinab, und füllte sie mit allerlei Vorräthen, als Brod, Reiß, drei holländischen Käsen, fünf Stücken dürres Fleisch, woraus auf dem Schiffe unsere vornehmste Nahrung bestand, und etwas europäischem Korn, womit wir unser Geflügel gefüttert hatten, besonders Gerste, die aber zu meinem großen Bedauern größtentheils von den Ratten gefressen und verdorben worden war. Dagegen hatte ich das Glück, einige Kisten voll Flaschen zu finden, die unserm Schiffer gehörten, und worunter sich auch herzstärkende Wasser und ungefähr zwanzig Quart Rack befanden. Ich stellte dies alles bei Seite, weil es weder nöthig noch möglich war, alles in die Kisten zu packen.

Während ich mich so beschäftigte, merkte ich, daß die Fluth sich wieder einstellte. Sie kam mir ein wenig zu schnell; schon nach wenigen Minuten, sah ich mit Betrübniß meinen Rock, meine Weste, mein Hemd, kurz alle meine Kleider, die ich am Ufer ausgezogen hatte, auf dem Wasser herum schwimmen; die Hosen die nur von Leinen waren,

und

und meine Strümpfe hatte ich zum Glück anbehalten; so würde ich ganz im Stande der Natur, wie ein wahrer Wilder, auf das Land zurück gekehrt seyn. Doch mein Verlust war auf dem Schiffe leicht zu ersetzen; ich suchte und suchte nicht lange; bald fand sich mehr, als ich vor der Hand brauchen konnte. Ich begnügte mich, einstweilen das Nöthigste mitzunehmen, und ließ das übrige bis auf eine zweite Fahrt liegen, denn andere Dinge lagen mir noch vielmehr am Herzen. Dahin gehörte besonders allerlei Handwerkszeug zu meinen künftigen Arbeiten. Ich fand zum Glück die Kiste des Zimmermanns, die ein wahrer Schatz für mich war; ein Schiff mit Geld beladen, hätte mir nicht lieber seyn können. Ich ließ den Kasten, so wie er war, auf meinen Floß hinab, ohne erst nach dem Inhalt zu schauen, denn im Ganzen wußte ich schon ungefähr was sich darin befand.

Am meisten war mir nächst diesem an Waffen und Munition gelegen. Es hingen in der Kajüte zwei sehr gute Flinten und ein Paar Pistolen. Ich nahm sie sogleich mit, und ließ auch zwei alte rostige Degen nicht zurück. Zwei Pulverhörner und ein Sack voll Kugeln und Schrot wurden ebenfalls eingepackt. Doch Pulver hatte ich noch nicht genug. Ich wußte, daß auf dem Schiffe sich drei volle Fäßchen befanden, und suchte darnach, konnte sie aber lange

nicht

nicht finden. Endlich entdeckte ich sie glücklich in einem Winkel. Eines davon war von dem Seewasser beschädigt; die beiden andern aber schienen trocken und gut, und wurden sogleich auf mein Floß geschafft.

Jetzt glaubte ich einstweilen Vorräthe genug zu haben. Es fragte sich nur, wie ich sie glücklich an das Land bringen sollte, denn dieß war ohne Segel, Ruder und Steuer! gewiß keine leichte Aufgabe; Der geringste Windstoß konnte mein Floß aus einander reissen, und mich mit meiner ganzen Ladung in die See begraben.

Doch drei günstige Umstände machten mir Muth: Erstlich das ganz ruhige Meer: zweitens die steigende Fluth, die gegen die Küste strömte, und drittens der günstige, obgleich sehr schwache Wind. Ich fand auch zwei oder drei halb zerbrochene Ruder, die zum Boote gehörten, zwei Sägen, einen Hammer, ein Breitbeil; dieß alles legte ich meiner Ladung bei, und fuhr dann wohlgemuth nach dem Lande.

Eine englische Meile weit, wurde mein Floß ganz nach Wunsch dem Ufer zugetrieben; nur merkte ich, daß es sich ein wenig von dem Ort abwendete, wo ich an das Land getreten war. Hieraus machte ich den Schluß, daß hier umher ein See-

strom

strom seyn müsse, der nach einer Bucht oder einem Flusse führte, den ich vielleicht als Hafen benützen könnte.

So war es wirklich. Ich entdeckte, mir gegenüber, einen kleinen Einschnitt in das Land, dem ich von der Fluth zugeführt wurde. Nach besten Kräften half ich auch mit dem Ruder nach, und bemühete mich, das Floß in dieser Richtung zu erhalten. Alles ging auf das beste. Ganz unerwartet gerieth ich aber in Gefahr, zum zweitenmale Schiffbruch zu leiden. Wäre mir dieses Unglück wirklich begegnet, so würde ich es vielleicht nicht überlebt haben. Ich fuhr nämlich mit meinem Floße, da ich mit der Küste ganz unbekannt war, auf einer Sandbank auf. Mit dem einen Ende blieb ich fest sitzen; das andere Ende aber war flott, und stand daher viel tiefer. Als Folge davon verlor, die Ladung ihr Gleichgewicht, und drohete in das Wasser herab zu rutschen. Ich stemmte mich gegen die Kisten, und that mein Möglichstes, sie zurück zu halten; allein es fehlten mir die Kräfte und die Mittel, das Vordertheil des Floßes wieder flott zu machen, zumal da ich es nicht wagen durfte, auch nur eine Minute von der Ladung mich zu entfernen. So stand ich also eine gute halbe Stunde unbeweglich, einzig und allein noch meine Hoffnung auf die steigende Fluth bauend, die endlich in der That, wie

ich es erwartete, das Hintertheil des Floßes hob, und das Ganze wieder in seine vorige wagrechte Lage brachte. Bald darauf wurde durch das immer höher wachsende Wasser, das Floß von selbst wieder flott, und wogte von meinem Ruder geleitet, der Mündung eines kleinen Flußes zu, in die ich einlief.

Ich suchte nun an beiden Ufern einen schicklichen Landungsplatz, und entdeckte bald, mir zur Rechten, eine Bucht, in die ich nicht ohne große Mühe mein Floß einführte. Aufs neue gerieth ich aber jetzt in Gefahr zu stranden, und meine Ladung zu verlieren, denn wenn dasselbe an dem schrägen Ufer auffuhr, so kam ich genau wieder in dieselbe Verlegenheit, wie auf der Sandbank. Ich hielt daher mit dem Ruder, das ich gegen den Grund anstemmte, aus allen Kräften das Floß zurück, und erwartete so den höchsten Stand der Fluth, die es, wie ich hoffte, bis auf eine ganz ebene Fläche am Gestade heben würde, der es zur Seite lag. — Ich täuschte mich nicht in meiner Rechnung. Mein Floß ging ungefähr einen Fuß tief; so bald ich merkte, daß ich genug Wasser hatte, drückte ich es nach dieser Seite, und band es an meine beiden zerbrochenen Ruder fest, die ich als Pfähle, das eine am Vorder- das andere am Hintertheil, in die Erde schlug. So verhielt ich

mich

mich ruhig, bis die Ebbe wieder eintrat, und mein Fahrzeug auf dem Trockenen sitzen ließ.

Hierauf brachte ich ungesäumt die ganze Ladung vollends in Sicherheit, und durchstreifte die Gegend, um mir einen Ort zur Anlegung einer Wohnung und eines Magazins auszusuchen. Noch immer wußte ich nicht, ob ich mich auf einer Insel, oder auf dem festen Lande befand, ob es bewohntes oder unbewohntes Land sei, ob ich einen Angriff von Wilden zu besorgen hatte, oder nicht. Nur eine halbe Stunde Wegs vom Ufer befand sich ein hoher Berg, der sich mit seiner Spitze über eine Kette niedrigerer Gebirge erhob, die sich nördlich zogen. Ich nahm mir vor, ihn zu besteigen; rüstete mich mit einer geladenen Flinte und einer Pistole, versah mich mit Pulver und Blei, und trat muthig meinen Marsch an. Glücklich, aber sehr müde und mit Schweiß bedeckt, erreichte ich den Gipfel. Und nun übersah ich erst recht deutlich meine traurige Lage. Ich befand mich nämlich auf einer kleinen Insel. Rings um mich her fluthete das Meer, und nur in weiter Ferne entdeckte ich westlich zwei andere noch kleinere Eilande und einige Felsen, die sich über die Wasserfläche erhoben.

Ich überzeugte mich auch, daß die Insel ganz unangebaut und vielleicht von niemand als wilden

Thieren bewohnt war. Gleichwohl sah ich kein einziges, auch nicht eine Spur davon; wohl aber eine große Menge unbekannter Vögel. Auf dem Rückwege schoß ich einen der größten, der ruhig auf einem Baume an dem Saum eines Waldes saß. Vielleicht war dieß der erste Flintenschuß, der seit der Schöpfung auf dieser Insel gehört wurde. Das ganze Heer der Vögel ward davon aufgeschreckt, und mit entsetzlichem Geschrei, erhoben sich aus allen Theilen des Gehölzes ganze Schaaren in die Luft. Der, welchen ich geschossen hatte, war der Farbe und dem Schnabel nach, eine Art von Sperber; sein Fleisch fand ich hart und ganz ungenießbar.

Matt und müde kehrte ich zu meinem Floße zurück, und brachte die geretteten Sachen vollends in Sicherheit. So verging der Tag und der Abend fing an zu dämmern. Wo sollte ich nun aber die Nacht zubringen, da ich mein Eigenthum nicht verlassen wollte, und mich doch ziemlich weit von dem Baume befand, auf dem ich die erste Nacht geschlafen hatte? Unter freiem Himmel mochte ich nicht liegen, weil ich mich noch immer, obgleich ohne Grund, vor nächtlichen Raubthieren fürchtete. Ich verschanzte mich daher, so gut ich konnte, hinter meinen Kisten, und baute mir mit den Brettern, eine Art von Hütte. Zu meinem Abendessen nahm ich

etwas von den Vorräthen, die ich aus dem Schiffe mitgebracht hatte; wo ich aber in der Folge, wenn diese verzehrt seyn würden, Lebensmittel hernehmen sollte, das wußte nur der Himmel. Auf meinem Gange nach dem Berge, hatte ich nichts gesehen, als Vögel und einige kleine Thiere, die aussahen wie Hasen.

Meine Hauptgedanken waren noch immer auf das Schiff gerichtet, das eine Menge Dinge enthielt, die mir Noth thaten, vorzüglich Tauwerk und Segel. Ich nahm mir daher vor, eine zweite Fahrt nach dem Wrak zu unternehmen, und zwar gleich am folgenden Tage, denn es war keine Zeit zu verlieren, weil leicht voraus zu sehen war, daß der nächste Sturm das Schiff in tausend Stücke zertrümmern würde. Sollte ich aber auf meinem Floß zurück rudern, oder bloß, wie das erstemal, an Bord schwimmen? Ersteres schien mir zu gewagt, denn da ich die Gefahr nur mit der Ebbe unternehmen, und das Floß nicht nach meinem Willen regieren konnte, so mußte ich besorgen, in die offene See hinaus getrieben zu werden. Es wurde also beschloßen, an Bord zu waten oder zu schwimmen, wie das vorige mal. Ich hütete mich aber wohl, mich erst, wie damals, an dem Ufer auszukleiden, und meinen Anzug fortschwemmen zu lassen; ich zog mich vielmehr gleich

in meiner Hütte aus, und behielt nichts auf dem Leibe, als ein zerrissenes Hemde und ein Paar leinene Beinkleider.

Glücklich erreichte ich den Wrak, und baute mir da in der Eile ein zweites Floß, aber viel kleiner, leichter und beweglicher als das erste; auch überlud ich es nicht wie jenes, und brachte doch auf demselben eine Menge nützlicher Dinge in Sicherheit. Erstens fand ich in dem Zimmermanns-Magazin, ein Paar Säcke voll großer und kleiner Nägel, einen großen Bohrer, ein ganzes Dutzend Beile, einen Schleifstein, der für mich von dem größten Nutzen war; hierzu kamen noch eiserne Hebel vom Konstabler, zwei Fässer voll Flintenkugeln, sieben größere und eine Jagdflinte, noch etwas Pulver, ein tüchtiger Sack voll Schrot, und eine große Rolle Blei, die aber so schwer war, daß ich sie nicht über Bord zu bringen vermochte.

Ueberdieß nahm ich aus dem Schiffe auch noch alle Kleidungsstücke, die sich vorfanden; ferner ein Segel, eine Hangmatte, eine Matratze, eine Bettdecke. Alles wurde von mir auf das Floß geladen, und auf das glücklichste ans Land gebracht.

Ich war nicht ohne Sorgen, daß in meiner Abwesenheit meine Vorräthe vielleicht von Raubthieren möchten verzehrt werden; allein ohne Grund. Alles fand sich wieder, wie ich es verlassen hatte; nur

saß

saß ein Thier, das einer wilden Katze glich, auf einer meiner Kisten. So wie es mich erblickte, sprang es davon; aber nur einige Schritte weit, und blieb dann ruhig sitzen. Es war gar nicht schüchtern, und schien vielmehr sehr geneigt, sich in nähere Bekanntschaft mit mir einzulassen. Ich zielte mit meiner Flinte gegen dasselbe; allein da es keine Gefahr ahnete, so regte es sich nicht. Dieses zutrauliche Wesen gefiel mir. Anstatt es todt zu schießen, warf ich ihm ein Stück Zwieback vor. Es kam, beschnopperte und fraß ihn. Aus seiner Zufriedenheit und seinen lüsternen Augen, konnte ich leicht abnehmen, das ihm noch ein zweites und drittes Stück nicht unwillkommen gewesen seyn würde; allein ich mußte meinen Vorrath zu Rathe halten. Da nun das Thier sah, daß nichts weiter nach kam, ging es langsam seiner Wege.

Die Fässer mit Kugeln waren sehr schwer, ich hatte sie daher aufschlagen und theilweise auf mein Floß laden müssen. Jetzt füllte ich sie aber wieder auf dem Lande, und stellte sie zu meinen andern Vorräthen. Aus dem Segel machte ich mir ein kleines Zelt, und stellte alles darunter, was im Regen oder an der Sonne Schaden leiden konnte. Hierauf umbaute ich mich mit den Fässern und Tonnen, die ich über einander stellte, wie mit einem Bollwerk, und verschanzte mich gegen Angriffe aller

Art.

Art. Der Eingang meines Zeltes wurde von innen mit Brettern verrammelt, und von außen mit einer aufgestellten Kiste versperrt. Meine zwei Pistolen legte ich geladen zu meinem Haupt, die Flinte stellte ich ebenfalls geladen zu meiner Rechten, und so legte ich mich zum erstenmal nach meinem Schiffsbruch wieder in ein ordentliches Bett zur Ruhe. — Ich schlief die ganze Nacht durch, sehr ruhig und gut, was auch wohl nach einer so ermüdenden Arbeit und dem wenigen Schlaf, den ich das vorige mal genossen hatte, kein Wunder schien.

Ich war nun der Besitzer eines sehr ansehnlichen Waarenmagazins, und doch genügte es mir noch nicht. Meiner Ansicht nach, war es Pflicht für mich, aus dem Schiffe zu retten, was zu retten war, so lange es noch fest auf seinem Kiele stand. Daher ging ich jeden Tag mit der Ebbe an Bord, und brachte bald diese, bald jene Vorräthe an das Land. Auf der dritten Fahrt packte ich, so viel ich konnte, von dem Takelwerk, die kleinen Taue, die Schnüre, ein Stück neues Segeltuch und das naßgewordene Pulverfaß zusammen, endlich auch sämmtliche Segel von dem größten bis zum kleinsten. Da sie aber im Ganzen zu groß und unbehülflich waren, und künftig nicht mehr als Segel gebraucht werden konnten, so zerschnitt ich sie in kleinere Stücke.

Mit nicht geringer Freude fand ich zuletzt, wo ich nach fünf oder sechs Fahrten schon alles, was von Bedeutung war, ausgeräumt zu haben glaubte, noch ein großes Faß Zwieback, drei Fäßchen Rum oder Branntwein, eine Büchse voll Zucker, und einen Scheffel sehr schönes und feines Mehl. Mein Vergnügen darüber war um desto größer, da alles unverdorben und von dem Seewasser ganz unbeschädigt war. Ich leerte auf das schnellste den Zwieback aus, zertheilte ihn, und wickelte jeden Theil sorgfältig in Segeltuch ein, daß er unterwegs nicht naß werden möchte, und brachte dann die ganze Ladung, glücklich wie die vorigen, an das Land.

Den Tag darauf machte ich noch einen Besuch auf dem Schiffe, und nun kam die Reihe an die Ankertaue. Mit dem größten machte ich den Anfang, und zerhieb es in Stücke von mäßiger Länge, so daß ich sie bequem tragen und regieren konnte. Eben so zerstückte ich die andern. Alles Eisenwerk wurde, so weit meine Kräfte reichten, von den Schiffswänden und Masten losgerissen. Zuletzt hieb ich die Bugspriet- und Fockmaststange ab, machte mir daraus ein großes Floß, lud alles was ich zusammengeraft hatte darauf, und steuerte mit dieser schweren Last dem Ufer zu.

Jetzt aber schien mein bisheriges Glück mir den Rücken zu kehren. Zwar brachte ich das Floß wohlbehalten bis in die kleine Bucht, wo ich meine ersten Vorräthe geborgen hatte; da es aber zu schwer beladen und schon an sich zu unbehülflich war, als daß ich es ganz nach meinem Willen zu regieren vermochte, so kippte es um, und setzte mich und meine ganze Ladung in dem Wasser ab.

In so weit dieser Unfall nur meine Person betraf, war er nicht von Bedeutung, denn ich war ein guter Schwimmer, und befand mich nicht ferne vom Lande; von meiner Ladung ging aber doch ein guter Theil verloren; das Eisen besonders war für mich ein schmerzlicher Verlust, denn es hätte für mich von großem Nutzen seyn können. Als aber die Ebbe eintrat, rettete ich doch wenigstens die meisten Taue, und auch einen Theil der größten Stücke Eisen; freilich nicht ohne große Mühe, denn fast bei jedem Stück, mußte ich mich erst untertauchen. Gleichwohl ließ ich mich durch mein letztes Mißgeschick nicht abhalten, jeden Tag das Schiff zu besteigen, und vollends abzuholen, was noch da war. In Zeit von dreizehn Tagen unternahm ich eilf Fahrten; alles was eine einzelne Person fortbringen konnte, wurde in dieser Zeit ausgeräumt; und hätte die Windstille noch länger angehalten, so würde ich wahrscheinlich das ganze Schiff, Stück

für

für Stück, an das Land gebracht haben. Eben war ich im Begriff, meinen zwölften Besuch zu machen, als ich merkte, daß ein Wind sich erhob; ich ließ mich aber darum nicht abhalten, noch einmal an Bord zu gehen. Schon oft hatte ich die Kajüte durchgestöbert und nichts weiter gefunden, das mir anständig gewesen wäre, und doch machte ich heute noch eine neue Entdeckung. Ich fand nämlich in dem Schrank einige verborgene Schubladen, in deren einen zwei oder drei Rasiermesser, zehen oder zwölf Tischmesser und Gabeln, und einige Scheeren lagen. In einer andern Schublade, waren ungefähr sechs und dreißig Pfund Sterling an Geld, und zwar theils in europäischen, theils in brasilianischen Münzen, halb an Gold, halb an Silber, unter andern auch einige Stücke von Achten.

Bei dem Anblick dieses Geldes, konnte ich mich nicht enthalten, ganz laut Betrachtungen über die Eitelke itdieser Welt anzustellen. Wozu nützest du, mir jetzt, rief ich aus, blinkendes und trügerisches Gold! Was soll ich mit dir anfangen? Um was bist du besser als Stein? Nein, es lohnt nicht der Mühe, daß ich mich bücke, dich aufzuheben; ein einziges Messer gilt mir jetzt mehr als alle Schätze des reichen Crösus. Ich brauche dich nicht, ich kann dich nicht brauchen: Bleibe also wo du bist, oder vielmehr versinke in den Abgrund des Mees-

res, denn du bist nicht werth, von dem Tageslichte beschienen zu werden. —

Ich hatte große Lust, mit diesen Worten alles gefundene Gold und Silber in die See zu werfen, besann mich aber bald wieder eines andern, und packte es mit den übrigen Dingen, die ich in dem Schrank entdeckt hatte, in ein gutes Stück Segeltuch. Einst konnte ich ja wieder unter Menschen kommen, unter welchen Gold und Silber, als das Mittel sich alle möglichen Bedürfnisse zu verschaffen, keineswegs zu verschmähen ist.

Schon fing ich an, mir ein Floß zu bauen, um meine neue Beute darauf abzuführen, als ich bemerkte, daß der Himmel sich trübte, der Wind immer frischer wurde, und von dem Lande her wehete. Unter solchen Umständen sah ich wohl ein, daß ich mich vergeblich bemühen würde, mit einem schweren Fahrzeuge den Strand zu erreichen; und daß wohl das Rathsamste seyn möchte, auf das Schleunigste vor dem Eintritt der Fluth, wieder an das Ufer zurück zu kehren, wenn ich nicht auf immer von der Insel Abschied nehmen wollte. Kurz entschlossen, sprang ich also in das Wasser, und schwamm bis zur nächsten Sandbank. Ich erreichte sie glücklich, aber es wurde mir sauer genug, theils wegen des Packes, den ich nachschleppte, theils wegen des zunehmenden Windes und der unruhigen See.

Ehe

Ehe noch die Fluth eintrat, brach schon der Sturm los.

Doch ich konnte ihn ruhig toben lassen, denn schon saß ich, von meinen Reichthümern umgeben, sicher unter meinem Zelte. Die ganze Nacht hindurch stürmte es fort; und als ich am Morgen aufstand, und nach dem Schiffe sah, war es verschwunden. — Wie froh war ich nun, daß ich keine Zeit verloren und keine Mühe gescheut hatte, so schnell als möglich heraus zu holen, was von Nutzen für mich seyn konnte!

Ich vergaß von nun an den Wrak im Ganzen, und dachte nur auf die Rettung seiner Trümmer, die von der See an das Ufer gespült wurden. Einen Theil davon brachte ich wirklich auf das Trockene; sie waren aber für mich von keinem sonderlichen Werthe.

Am angelegentlichsten beschäftigten mich nun die nöthigen Sicherheitsmasregeln gegen die Wilden, und die reissenden Thiere, von denen ich träumte. Sollte ich noch ferner, wie bis jetzt, unter einem Zelte wohnen? Sollte ich mir nicht lieber eine Höhle graben, und überhaupt einen schicklichern Ort zu einer Verschanzung wählen? Letzteres schien durchaus nothwendig, und zwar in mehr als einer Rücksicht, denn das Land um mich her war nicht nur sumpfig und ungesund, sondern ich hätte

auch

auch kein süßes Wasser in der Nähe, und durchaus keinen Schutz durch Berge, Felsen, Bäume u. s. w. die ich zu meiner Vertheidigung gegen mögliche Angriffe hätte benützen können.

Ich mußte mir also einen andern Ort zu meiner Niederlassung suchen, und dabei hatte ich vorzüglich vier Punkte zu berücksichtigen: Erstlich die Erhaltung meiner Gesundheit, folglich trockenen Boden und gutes trinkbares Wasser; zweitens Schutz gegen die brennende Sonnenhitze; drittens Sicherheit gegen die Angriffe wilder Thiere und anderer Feinde; viertens Aussicht auf das Meer, damit, wenn es einst der Vorsehung gefallen sollte, ein Schiff in die Nähe meiner Insel zu senden, ich es gewahr werden, und kein Mittel zu meiner Befreiung unversucht lassen möchte.

Endlich fand sich nach sorgsamen Forschen einen Ort wie ich ihn wünschte. Es war eine klein Ebene an dem Fuß eines hohen Hügels, der oben einen ganz steilen Felsen, fast wie die Vorderwand eines Hauses, hatte. Unten an diesem Felsen befand sich eine Vertiefung, die Aehnlichkeit mit dem Eingang eines Kellers hatte; eine eigentliche Höhle aber war nicht zu finden.

Auf der ebenen Fläche vor dieser Vertiefung, nahm ich mir vor, meine Wohnung aufzuschlagen. Der ganze Raum, den ich vor mir hatte, war nur

uns

ungefähr hundert Ruthen breit, und noch einmal so lang; er glich einem schönen grünen Teppich, der sich unregelmäßig gegen das niedrige Seegestade hinab zog. Der Felsen befand sich auf der Nordwestseite des Hügels; ich war also fast bis gegen Abend gegen die Sonnenhitze geschützt.

Ehe ich mein Zelt aufschlug, beschrieb ich um die Vertiefung des Felsens einen halben Kreis, dessen Durchmesser ungefähr zehen Ruthen von dem Mittelpunkt bis an die Peripherie betragen mochte, folglich zwanzig Ruthen in seiner größten Breite. Diesen Raum umgab ich mit zwei Reihen starker Palissaden, die ich tief in die Erde eingrub, und gegen sechs Fuß darüber hervorstehen ließ. Von einer Reihe zur andern, ließ ich nicht mehr als sechs Zoll Abstand. Das Werk wurde so stark angelegt, und innen mit angenagelten Latten verbunden, daß weder Menschen noch Thiere es zu durchbrechen oder niederzureissen vermochten. Daß es mich viel Zeit und Mühe kostete, die Palissaden zu fällen, auf den Schultern an ihren Bestimmungsort zu tragen und einzugraben, wird man leicht glauben.

In diese Art von Festung, brachte ich nun mein Geräthe, mein Pulver und Blei, meine Waffen, kurz alle meine Vorräthe. Ich schlug schon vorher in dem dazu abgesteckten Bezirk, ein großes doppelt

übers

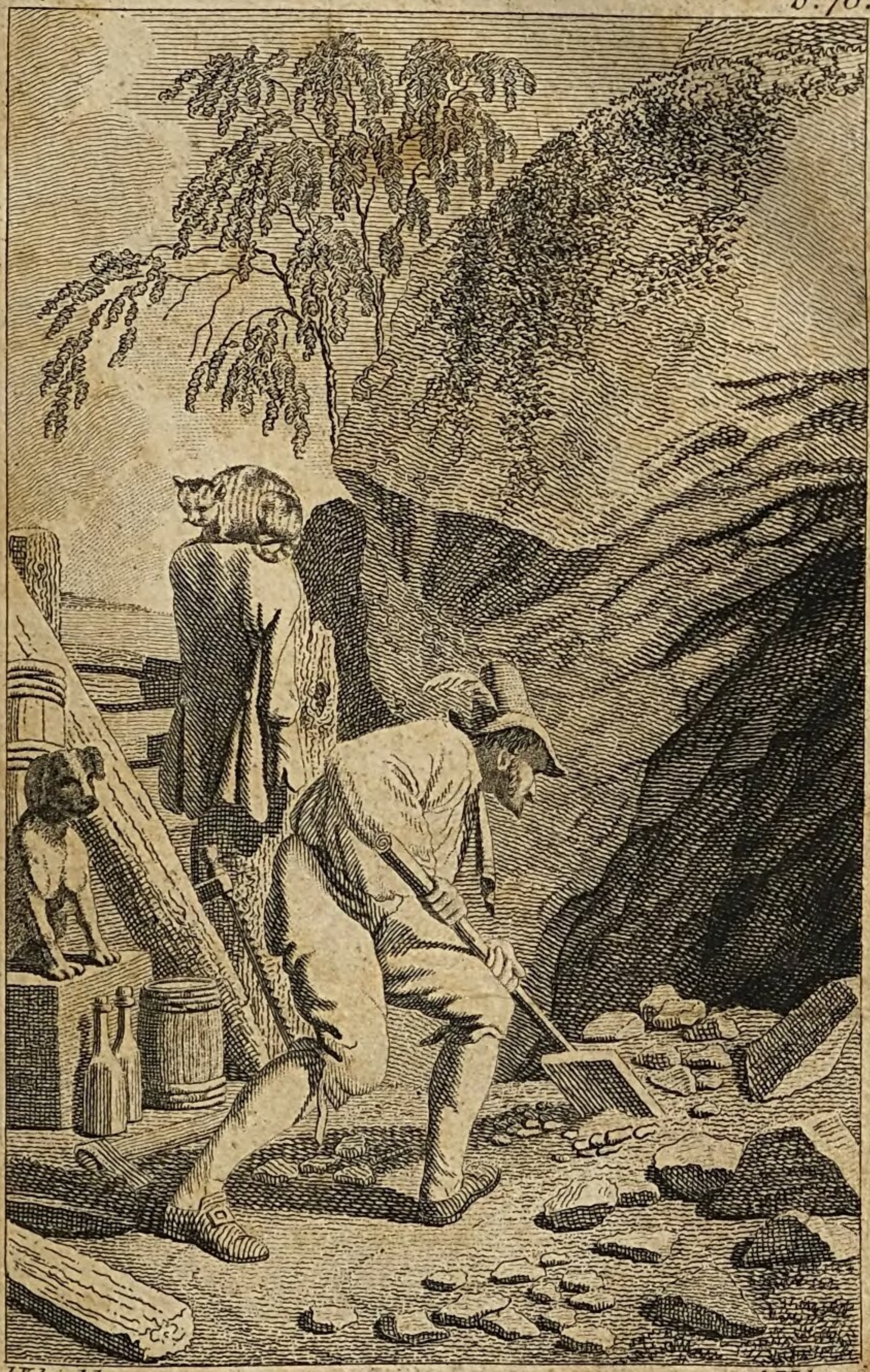
überzogenes Zelt auf, daß die Regengüsse, die in diesen Gegenden zu gewissen Zeiten des Jahres sich einstellen, nicht durchdringen konnten, und stellte alles darunter, was in der Nässe Schaden leiden mochte; das Bett, in welchem ich bisher geschlafen hatte, vertauschte ich mit einer guten Hangmatte, die mir lieber war, und die einst dem Steuermann unseres Schiffes gehörte. Der Eingang meiner Residenz wurde nun ganz verrammelt, und ich stieg mit einer Leiter über das Pfahlwerk hin und her.

Vor dieser Arbeit unternahm und vollendete ich noch eine andere. Ich brach nämlich ein Gewölbe in den Keller, und warf Schutt und Steine an den Fuß des Pfahlwerks, wodurch der Boden von innen um anderthalb Fuß erhöhet wurde. So bekam ich also eine Art von Felsenkeller, der an meine Wohnung anstieß.

Diese Arbeiten beschäftigten mich, da ich ohne alle Beihülfe war, sehr lange Zeit. Ich muß daher die Erzählung einiger früheren Vorfälle nachholen, die sich während dem ereigten.

Einst, da ich noch über dem Entwurf zu meinem Zelt uud meinem Kellergewölbe brütete, zog sich schnell am Himmel ein dickes Gewölk zusammen; es fing an zu donnern und ein Regenguß stürzte herab; die Blitze waren entsetzlich. Da

fuhr



I Voltz del. A. Weber sc.

Robinson arbeitet an einer Wohnung.

fuhr schnell der ängstigende Gedanke in meine Seele: Was würde aus dir werden, wenn der Wetterstrahl in deine Pulverfässer schläge, wenn er sie mit allem was umher liegt, in die Luft sprengte, wenn du kein Mittel mehr hättest, dich zu vertheidigen und dir Nahrung zu verschaffen? An meine Person, die doch auch mit den andern Effekten den Flug in die Luft würde gemacht haben, dachte ich gar nicht.

Um einem solchen Unglück vorzubeugen, ließ ich, so bald das Gewitter vorüber war, meinen Festungsbau und alle anderen Arbeiten liegen, nähete mir Säcke zusammen, suchte Büchsen hervor, machte mir kleine Kästchen, füllte sie mit Pulver, und verwahrte jeden Theil an einem besondern Ort, damit ich im Fall eines Unglücks doch nicht alles auf einmal verlieren möchte. Mein ganzer Pulvervorrath mochte sich auf ungefähr hundert und vierzig Pfund belaufen; ich vertheilte ihn aber gewiß in mehr als hundert Pakete. Von dem naßgewordenen Faß besorgte ich keinen Unfall; ich ließ es daher in meinem Zelt, und stellte es in der Folge in mein Gewölbe; das gute Pulver aber wurde in Felsenritzen versteckt, die ich sorgfältig zeichnete, und wo keine Nässe ihm schaden konnte.

Während ich mich so beschäftigte, ging ich täglich wenigstens einmal aus, theils um mir Bewe-

gung

gung zu machen, theils um Wildpret für meinen Tisch zu schießen, und die Insel mit ihren Erzeugnissen genauer kennen zu lernen. Gleich auf meinem ersten Streifzuge machte ich die Entdeckung, daß sich Ziegen hier aufhielten. Meine Freude darüber wurde aber gar sehr durch die Bemerkung niedergeschlagen, daß diese Thiere so scheu, so schlau, so schnellfüßig waren, daß es sehr schwer hielt, ihnen beizukommen. Gleichwohl hoffte ich von Zeit zu Zeit eine zu schießen, und wirklich gelang mir es gar bald nachher. Ich beobachtete nämlich aufmerksam ihr Thun und Lassen, und bemerkte bald, daß wenn sie auf den Bergen weideten, und mich in dem Thale erblickten, sie plötzlich alle entflohen; war aber ich oben auf dem Berg und sie in dem Thale, so schienen sie gar nicht auf mich zu achten, oder vielmehr mich nicht zu sehen, weil ihre Augen stets abwärts gerichtet waren. Diesen Umstand benützte ich, und bestieg immer, wenn ich Jagd auf sie machen wollte, die Felsen, um höher zu stehen, als sie, und schoß von diesem Standpunkt auf sie herab. Gleich das erstemal erlegte ich auf solche Art eine Ziege, die ein säugendes Zickchen bei sich hatte. Als die Mutter fiel, legte sich das Junge neben sie hin, und blieb liegen, bis ich herab kam, und sie auf meinen Schultern forttrug. Meckernd folgte mir nun das kleine arglose Thier nach, bis an

meine Festung. Hier legte ich die Mutter auf den Boden nieder, nahm das Kleine auf den Arm, und trug es über die Palissaden in meinen Festungsbezirk, wo ich es aufzuziehen gedachte. Allein das Närrchen, wollte aus Sehnsucht nach der Mutter, nicht fressen, und so sah ich mich am Ende genöthigt, es zu schlachten. An diesen beiden Stücken Wild hatte ich lange zu speisen, denn ich lebte sparsam, und schonte so viel als möglich meine Vorräthe, besonders mein Brod.

Ich fühlte nun die Nothwendigkeit, mir meine Küche einzurichten, und Küchenvorrath zu sammeln. Wie ich hierzu mein Gewölbe erweiterte, und bequemer machte, werde ich an seinem Orte umständlich erzählen; nur muß ich vorher der Gedanken erwähnen, die sich in dieser mir ganz neuen Lage meiner Seele aufdrängten.

Der Zustand in dem ich mich hier auf einer einsamen Insel, von allen Menschen abgeschnitten, befand, schien mir schrecklich. Nicht ohne Grund schrieb ich alles einer besondern Fügung der Vorsehung zu, die mich zur Strafe meiner Sünden verurtheilte, mein trauriges Leben hier in dieser Einöde zu beschließen. Oft rieselten mir, wenn ich so in Stunden tiefer Wehmuth meinen Betrachtungen nachhing, heiße Thränen über die Wangen herab; oft war ich auch geneigt, den Himmel an-

zuklagen; der mit grausamer Hand mich in das Verderben zu stoßen, und mir seine Hülfe ganz zu entziehen schien.

Mit diesen niederschlagenden Gedanken wechselten aber immer andere ab, die ihnen das Gleichgewicht hielten, und mir fühlbar machten, wie sehr ich Unrecht hatte, zu murren. Eines Tages besonders, da ich tiefsinnig mit der Flinte unter dem Arm, an dem Seegestade lustwandelte, ließ sich die Vernunft mit triftigen Gründen gegen meine Klagen vernehmen. Ich führe hier freilich, sagte ich bei mir selbst, ein elendes Leben; bin ich denn aber wirklich unter den eilfen, die mit mir auf dem Schiffe waren, der unglücklichste? Ach! alle verloren das Leben, ich allein wurde gerettet, mir allein blieb das Glück des Daseyns vorbehalten. Zwar ist es hier, so ganz einsam, nicht sonderlich gut wohnen, aber doch viel besser als unter Seeungeheuern auf dem Grunde des Meeres; und das Gute, das ich hier genieße, ist im Ganzen mehr als hinlänglich, mich für die Unannehmlichkeiten zu entschädigen, die mich etwa treffen. Wie wohl ist nicht auf diesem Eilande für meinen Unterhalt und meine Bequemlichkeit gesorgt! Habe ich nicht im Grunde alles, was ich brauche? Wie ganz anders würde es dagegen nicht seyn, wenn das Schiff, anstatt gegen das Ufer, in die offene See hinaus getrie-

trieben worden wäre, wenn ich weder Flinte noch Pulver und Blei, noch Handwerkszeug hätte. Würde ich nicht gleich in den ersten Tagen den grausamen Hungertod haben sterben, oder wie das Vieh von Gras und Muschelthieren leben müssen? Ist also nicht das viel glücklichere Loos, dessen ich mich hier zu erfreuen habe, ein wahres dankwürdiges Geschenk des Himmels? — Mein Pulver wird freilich nach und nach ausgehen, und ich werde dann kein Wildpret mehr für meinen Tisch schießen können; bis es aber so weit mit mir kommt, werde ich gewiß schon eine solche Einrichtung getroffen haben, daß ich der Flinte und des Pulvers ganz entbehren kann. Dieser Gedanke tröstete mich, und so sah ich ruhiger und zufriedener als zuvor der Zukunft entgegen.

Ich komme nun auf die Schilderung meines stillen und einsamen Lebens zurück, eines Lebens, wie es vielleicht vor mir, seit dem Anbeginn der Welt, nicht ist geführt worden.

Am dreißigsten September setzte ich, wie ich es bereits erzählt habe, zum erstenmal den Fuß auf diese Insel. Um jene Zeit, wo die Sonne eben die Aequinoctial-Linie erreicht hatte, stand sie mir um Mittag fast senkrecht über dem Kopfe denn meiner Rechnung nach, befand ich mich ungefähr unter

dem neunten Grade zwei und zwanzig Minuten nördlicher Breite.

Erst zehen oder zwölf Tage nach meiner Ankunft fiel mir ein, daß ich nach und nach aus Mangel an einem Almanach ganz die Zeitrechnung verlieren, und nicht mehr wissen würde, was ein Sonn- oder Werktag sei, wenn ich nicht Vorkehrungen träfe. Ich errichtete daher eine Säule, oder vielmehr ein Kreuz mit folgender Inschrift, die ich hinein grub; Angelangt auf diesem Eilande den 30. September 1659. Auf die eine Seite dieser Säule machte ich jeden Tag einen kleinen Einschnitt, jeden Sonntag einen doppelt so großen, und an dem ersten Tag jedes Monaths einen noch viel größeren. So setzte ich meinen Kalender viele Jahre lang fort.

Unter der Menge Sachen, die ich aus dem Schiffe gerettet hatte, und die ich bereits angeführt habe, befanden sich viele, die nicht von so ganz großer Erheblichkeit, doch aber auch von gutem Nutzen für mich waren. Dahin gehörten unter andern Dinte, Feder und Papier, verschiedene Dinge, die ich in der Kajüte und in dem Aufenthaltsort des Steuermanns, des Konstablers und des Zimmermanns fand, wie z. B. drei oder vier Kompasse, Quadranten und andere mathematische Instrumente, Ferngläser, Seecharten, Schiffer-

ferbücher, was ich alles zusammen packte, ohne erst lange zu untersuchen, in wieferne mir das eine mehr oder weniger nützlich werden könnte, als das andere. Ich fand auch drei gut. Bibeln dabei, die ich mit meinen Waaren aus England erhalten, und bei meiner Abfahrt aus Brasilien mit an Bord genommen hatte; ferner einige portugiesische Bücher, und unter andern zwei oder drei katholische Gebetbücher, auch noch mehr andere, die ich sorgfältig verwahrte. Auch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß wir auf dem Schiffe zwei Katzen und einen Hund hatten, dessen Geschichte mit der meinigen genau verflochten ist. Ich nahm die beiden Katzen mit mir auf das Floß; der Hund aber sprang von selbst von dem Schiffe aus in das Meer, und suchte mich, den Tag nach meiner ersten Fahrt, auf dem Lande auf. Viele Jahre lang war er mir ein treuer Freund und Diener; nie ließ er mich selbst gehen, wenn er im Stande war, mir etwas zu holen; und alles bot er auf, was in seiner Macht stand, sich bei mir einzuschmeicheln, und mir gute Gesellschaft zu leisten. Hätte er doch nur auch sprechen können; dieses Einzige fehlte ihm noch!

Ich habe schon bemerkt, daß ich auf dem Schiffe Dinte, Feder und Papier gefunden hatte. Bald wird sich zeigen, daß ich guten Gebrauch davon mache

machte, und alles was vorfiel, treulich aufschrieb, so weit meine Dinte reichte. Als sie aber zu Ende war, hörte auch das Schreiben auf, denn ich konnte keine andere machen, und wußte mit nichts ihre Stelle zu ersetzen.

So wurde ich auf eine unangenehme Art erinnert, daß mir, ungeachtet eines reichlichen Waarenvorraths, doch noch gar manche nützliche Dinge mangelten. Dahin gehörte außer der Dinte, auch noch ein Spaten, eine Haue, eine Schaufel zum Graben und zur Wegräumung des Schuttes, Nähnadeln, Zwirn, Stecknadeln. Auch Leinwand hatte ich nicht; bald aber lernte ich derselben entbehren.

Dieser Mangel an Handwerkszeug war Ursache, daß mir manche Arbeiten nur ganz langsam von der Hand gingen. Mehr als ein Jahr brachte ich nur allein mit meinem Pfahlwerk zu. Die Palissaden waren meistens so schwer, daß ich sie kaum tragen konnte, und es kostete mich unsägliche Mühe, sie zufällen, sie zuzuhauen, und an Ort und Stelle zu schleppen. Mit einem einzigen starken Pfahl, brachte ich oft zwei Tage zu, bis er fest an seinem Orte stand. Zum Eingraben mußte mir ein Beil dienen, womit ich die Erde aufhieb; mit einem hölzernen Spaten, den ich mir gemacht hatte, schaufelte ich sie heraus. Die Arbeit war lang

und mühsam; sie gewährte mir aber doch Beschäftigung, und ich hatte ja nichts anders zu thun, und keinen Zeitaufwand zu scheuen. Nach Vollendung dieses großen Werks, blieb mir zur Vermeidung der Langenweile nichts übrig, als die Insel zu durchstreifen, und nach Wild und andern Lebensmitteln zu spähen. Dieß that ich auch wirklich alle Tage, bald mehr, bald weniger fleißig.

Manche Stunde verkürzte ich mir auch durch Schreiben, und zeichnete alles auf, was ich that und dachte. Aber für wen? Warlich nicht für meine Nachkommen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach, war ich bestimmt, ohne Kinder zu hinterlassen, aus der Welt zu gehen; also für mich allein that ich es, zur künftigen Erinnerung an meine ersten und schlimmsten Jahre in dieser Einöde, auch zur Erleichterung meines Herzens, und zu meinem Trost, zur Aufheiterung meines Geistes, der sich noch immer mit den traurigsten Gedanken quälte, bis endlich die Vernunft ihre Herrschaft über das Gefühl behauptete. Oft sagte sie mir, ich sei unter den Unglücklichen, doch nicht der Unglücklichste. Obgleich von allen Menschen abgesondert, auf eine öde Insel verbannt, hatte ich doch weder Hunger noch wahren Mangel zu leiden; es fehlte mir an Kleidern, aber ich befand mich unter einem warmen Himmel, wo ich derselben entbehren konnte;

ich

ich war außer Stand, mich lange gegen Thiere und Menschen zu vertheidigen; es befanden sich aber ja weder Menschen noch reissende Thiere auf meinem Eilande; ich sah mich hülflos und mir selbst überlassen, aber ich hatte, doch aus dem Schiffe alles gerettet, was meine Lage erträglich machen konnte.

So findet also in jedem Verhältniß des Lebens, das Gute und das Böse sein Gleichgewicht, und in jeder Lage läßt sich aus irgend einem Umstande Trost und Beruhigung schöpfen.

Nach und nach gewöhnte ich mich ganz gut an meinen Zustand. Ich sah nicht mehr, wie anfangs, unaufhörlich nach dem Meere, ob ich kein Schiff entdeckte, und wandte meine Zeit, anstatt sie in eiteln Grillen zu verbrüten, lieber zur Milderung und Versüßung meines einsamen Lebens an.

Ich habe meine Wohnung unter einem Zelte, an dem Fuß eines Felsens, und meine Festungswerke schon beschrieben. Wohl konnte ich aber jetzt mein Pfahlwerk eine Mauer nennen, denn ich hatte es von außen zwei Fuß dick mit Rasen umlegt. Nach anderthalb Jahren, brachte ich auch an einigen Orten Dachsparren an, die mit dem einen Ende auf den Pfählen, mit dem andern an dem Felsen angelehnt waren. Sie wurden von mir dicht mit Baumzweigen und anderm Gestrippe

durchs

durchflochten, um den Regen abzuhalten, der zu gewissen Zeiten des Jahres strommeise aus dem Wolken herab stürzte. — Auch habe ich bereits erzählt, daß ich meine Vorräthe, theils in meinem Hofraum, theils in dem Gewölbe untergebracht hatte. Anfangs lag alles bunt unter einander, und ich behielt kaum so viel Platz, daß ich mich bewegen konnte. Daher suchte ich mein Gewölbe zu erweitern, und mehr in die Tiefe zu arbeiten. Dieß schien so gar schwer nicht, denn der Stein war weich und sandig. Glücklich brachte ich auch, freilich nicht ohne große Mühe, einen Gang durch die schwächsten Stellen, den ich mit unermüdetem Fleiß verlängerte, bis der ganze Felsen durchbrochen war. So erlangte ich also eine Hinterthüre, die nicht in meinen Hofraum führte, und durch die ich mich flüchten konnte, im Fall vielleicht dereinst meine Festungswerke von Feinden sollten erstürmt werden, denn ich träumte immer noch von Feinden, was auch ganz natürlich war, weil ich nicht wissen konnte, ob die Inseln, die ich in der Ferne entdeckt hatte, bewohnt seien oder nicht.

Durch dieses neue Werk, erlangte ich nun auch mehr Raum, zur Aufbewahrung meines Geräthes.

Schon früher hatte ich mir einen Tisch und einen Stuhl gezimmert, denn ohne diese beiden Stücke, konnte ich meines Lebens nicht froh wer-

den;

den; ich konnte nicht bequem schreiben, nicht bequem essen, nichts aus der Hand legen.

Bei jenem Geschäfte hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß alle mechanischen Arbeiten vorzüglich auf dem guten Gebrauch der Vernunft beruhen; daher lernt jeder vernünftige Mensch, leicht eine mechanische Kunst; das übrige ist freilich das Werk des Geschmacks. Ob ich gleich in meinem Leben kein Handwerkszeug in die Hand gebracht hatte, so fühlte ich mich doch sogleich tüchtig, mir alles was mir fehlte, selbst zu machen, in so weit ich die dazu nöthigen Instrumente besaß. Manche Arbeit brachte ich auch mit Beil und Hobel ganz allein zu Stande, freilich mit großen Zeitaufwand und vieler Mühe, das ich aber wenig achtete. Wollte ich z. B. ein Brett haben, so behaute ich mit einem Beil so lange die beiden Seiten eines Baumstammes, bis ich ihn zu der Dicke eines Brettes verdünnt hatte, und dann glättete ich dieses vollends mit einem Hobel. *)

Zu

---

*) Warum rieth aber unserm Robinson nicht lieber die Vernunft, die nach seiner Ueberzeugung, die Mutter aller mechanischen Künste ist, den Baum mit Keilen zu spalten, auf welche Art er sich viel Zeit und Arbeit erspart haben würde. Und dann hatte er ja auch Sägen?

Zu dem Tisch und dem Stuhl, den ich mir zimmerte, nahm ich aber von den Brettern, die ich auf mein Floß aus dem Schiffe zurück gebracht hatte. Die von mir selbst zugehauenen Planken, verwendete ich zu einer Art von Tabulet, das ich an den Wänden meines Gewölbes anbrachte, und worauf ich mein Handwerkszeug, meine Nägel, und anderes Eisenwerk in schönster Ordnung legte, um alles was ich brauchte, sogleich finden zu können. Ich schlug auch Nägel in die Pfeiler, und hölzerne Zwecke in Löcher, die ich in den Felsen meißelte, und hing meine Flinten, meine Jagdtasche, meine Degen und andere Dinge daran, die ich stets zur Hand haben mußte. Man hätte wirklich mein Gewölbe für ein gutbestelltes Waarenmagazin ansehen können.

Nun fing ich auch erst an, statt meiner bisherigen kurzen Bemerkungen, ein förmliches Tagebuch zu führen, worin ich alles verzeichnete, was ich von Tage zu Tage vornahm. Ich will es meinen lieben Lesern mittheilen, aber erst mit dem Monath November anfangen, damit ich nicht zu viel von dem was sie schon wissen, zu wiederholen brauche.

Tagebuch.

1. November. Ich schlug mein Zelt an dem Fuß eines Felsen auf, und machte es so geräu-

mig

mig als möglich. Es ruhete auf Pfählen, die ich tief in die Erde grub, und an die ich meine Hangmatte befestigte. Zum erstenmal schlief ich diese Nacht darin.

2. November. Alle meine Kisten, alle Bretter und anderes Holzwerk, aus welchen meine Floße zusammen gesetzt waren, wurden gleich einem Bollwerk um mich her gestellt und gelegt, und zwar innerhalb des Kreises, den ich zu meiner Festung beschrieben hatte.

3. November. Ich ging mit meiner Flinte auf die Jagd, und schoß zwei Vögel, die aussahen wie Enten, und sehr gute Braten gaben. Nachmittags fing ich an, mir einen Tisch zu zimmern.

4. November. Ich setzte mir regelmäßig gewisse Stunden zur Arbeit, zur Jagd, zum Schlafen und zu meiner Erholung fest, und zwar wie folgt. Des Morgens, wenn es nicht regnet, wird zwei oder drei Stunden lang, mit der Flinte die Gegend durchstreift, dann bis gegen eilf Uhr gearbeitet, nachher gegessen, was mir die Vorsehung und meine Thätigkeit bescheert haben. Von zwölf bis zwei Uhr, halte ich mein Mittagsschläfchen, weil um diese Zeit die größte Hitze ist, und endlich gehe ich wieder bis zum Abend an meine Arbeit. Diesen und den ganzen folgenden Tag wurde an meinem Tisch gearbeitet, denn ich bin bis jetzt noch

ein

ein sehr ungeübter und unbehülflicher Arbeiter; Zeit und Noth werden mich aber gewiß bald geschickter machen.

5. November. Ich ging mit meinem Hund und meiner Flinte auf die Jagd, und schoß eine wilde Katze. Der Balg war sehr schön und fein, aber das Fleisch ungenießbar. Allen Thieren, die ich erlege, wird von mir die Haut abgezogen und aufbewahrt. Auf meinem Rückwege, längst der Küste, sah ich mehrere mir unbekannte Seevögel, und wurde durch den Anblick zweier Seekälber erschreckt, die während ich sie betrachtete, und, unschlüssig was ich thun sollte, da stand, in das Meer sprangen, und mir für immer entgingen.

6. November. Nach meinem Morgenspaziergang, arbeitete ich wieder an meinem Tische, und machte ihn endlich fertig. Es ist freilich ein schlechtes Kunstwerk; ich werde aber gewiß bald besser arbeiten lernen.

7. November. Das Wetter fing an schön zu werden. Am 7. 8. 9. 10. und einem Theil des 12. Novembers, arbeitete ich unermüdet an einem Stuhl. Am 11. aber ruhete ich aus, denn nach meinem Kalender, war es Sonntag. Es wurde mir schwer, diesem Werk eine erträgliche Gestalt zu geben, und es genügte mir durchaus nicht, ob ich es gleich

gleich mehrmals wieder zerlegte, und theilweise umarbeitete.

(Anmerkung. Bald darauf wurde der Sonntag nicht mehr von mir gefeiert, weil ich vergessen hatte, die Einschnitte in den Pfahl zu machen, und also meine Zeitrechnung in Unordnung kam.)

13. November. Durch einen starken Regen wurde die Luft sehr abgekühlt, und das dürre Land getränkt. Der Donner aber, und die entsetzlichen Blitze, von denen er begleitet war, versetzten mich, meines Pulvers wegen, in Todesangst. Ich nahm mir daher vor, so bald das Ungewitter vorüber seyn würde, meinen Pulvervorrath in kleine Päckchen zu zertheilen, und in Sicherheit zu bringen.

14. 15. 16. November. Diese drei Tage wurden zur Verfertigung kleiner Kästchen angewendet, in welche nicht mehr als ein, höchsten zwei Pfund Pulver gingen. Ich füllte sie und stellte jedes an einen andern Ort, und zwar so weit als möglich von einander entfernt.— An einem dieser drei Tage, schoß ich auch einen Vogel, der gutes eßbares Fleisch hatte; ich weiß ihn aber nicht zu nennen.

17. November. Ich fing an, ein Gewölbe in den Felsen, hinter meinem Zelte, zu brechen, um mir mehr Raum und Bequemlichkeit zu verschaffen.

Es fehlten mir zu dieser Arbeit drei sehr nöthige Stücke, nämlich ein Karst, eine Schaufel und ein Schubkarren oder Korb. Deswegen ließ ich das Werk wieder liegen, und dachte vorher auf Mittel mir zu verschaffen, was mir mangelte. Der Karst ließ sich allenfalls durch die eisernen Hebel ersetzen, die freilich etwas zu schwer waren; eine Schaufel aber schien mir ganz unentbehrlich; ich mußte mir daher auf irgend eine Art, eine zu machen suchen. Eines meiner Beile mußte mir als Steinhauerspitze dienen.

18. November. Ich fand an diesem Tage, da ich den Wald durchstreifte, einen Eisenholzbaum, oder doch eine andere Art Holz, die eben so hart war. Mit großer Mühe und nicht ohne starke Beschädigung meines Beils, hieb ich ein Stück von dem Stamme los, und schleppte es ächzend nach Haus, denn es war auch schwer wie Eisen.

Die außerordentliche Härte des Holzes war Ursache, daß ich sehr lange daran arbeiten mußte. Endlich gab ich ihm doch ungefähr die Gestalt einer Schaufel oder eines Spatens. Der Stiel war gerade so, wie an den englischen Schaufeln; da aber das Blatt nicht von Eisen war, so konnte es begreiflich nicht sehr lange halten. Zur Arbeit, wozu ich sie bestimmt hatte, schien sie aber doch ziemlich brauchbar.

Einen Spaten hatte ich also; nun fehlte mir aber auch ein Korb, oder ein Schuttkarren. Einen Korb zu Stande zu bringen, sah ich keine Möglichkeit vor mir, denn ich hatte noch nie auf der Insel Weiden oder einen andern Strauch gesehen, der ihre Stelle ersetzen konnte. Leichter schien es mir einen Schuttkarren zu zimmern; ausgenommen das Rad, denn bei diesem wußte ich mir durchaus nicht zu helfen. *) Es fehlte mir auch an einer eisernen Axe, und eine hölzerne war nicht haltbar genug. Ich mußte mich also mit einem Kübel behelfen, den ich aus dem Schiffe mitgebracht hatte, und in dem ich meinen Schutt auf der Schulter forttrug, wie die Maurer ihren Mörtel. Mit mancherlei vergeblichen Versuchen, mir auf andere Art zu helfen, gingen vier Tage hin; doch wurde unausgesetzt jeden Tag meine Jagdpartie vorgenommen, und selten kam ich ganz leer zurück.

23. No-

---

*) Robinson hatte ja aber Sägen aller Art, warum schnitt er sich nicht ein kleines Rad aus einem einzigen guten Stück Eisenholz! Die Portugiesen haben dergleichen Räder aus einem Stock noch heutiges Tags, an manchem ihrer Fuhrwerke. Ein Paar rundgefeilte starke Nägel, konnten die Stelle der Axe vertreten.

23. November. Mein großes Werk, das bis jetzt ausgesetzt geblieben war, weil es mir an dem nöthigen Zeug zur Arbeit fehlte, wurde wieder vorgenommen; und ich setzte es Tag für Tag, an den zur Arbeit festgesetzten Stunden, fort. In Zeit von achtzehn Tagen, erweiterte und verlängerte ich dergestalt das Gewölbe, daß ich ganz bequem meine meisten Sachen darin verwahren konnte.

Es mußte so geräumig seyn, daß es sich als Magazin, Küche, Speisesaal und Keller benützen ließ. Meine gewöhnliche Wohnung war das Zelt, das ich nur in der schlimmen Jahreszeit an solchen Tagen verließ, wo der Regen so stark herabfluthete, daß er durch die Decke drang. (Dieß veranlaßte mich auch in der Folge, eine Art von Dachsparren aus Stangen bestehend, auf die Palissaden zu legen, an den Felsen anzulehnen, und mit Zweigen ꝛc. ꝛc. zu durchflechten, wie ich es schon beschrieben habe. Auf solche Weise bekam ich eine Art von Strohdach.)

10. December. Schon war mein Gewölbe ganz fertig, als sich unversehens oben an der einen Wand, eine große Masse Erde losmachte, und mit einem entsetzlichen Getöse herabstürzte. Ich erschrack nicht wenig, und zwar mit Grund, denn hätte ich mich da befunden, so würde ich nicht nöthig gehabt haben, mich zum zweitenmal begraben zu lassen.

Es kostete mir nicht wenig Mühe, den Schaden wieder gut zu machen, denn erstlich mußte ich alle herabgestürzte Erde wegräumen und hinaus tragen, und dann das Gewölbe stützen, damit mir nicht zum zweitenmal ein solcher Unfall begegnen möchte.

11. December. Ich fing sogleich diese Arbeit an, und richtete zwei starke Stützen her, die ich jede mit zwei kreuzweise darüber liegenden Brettern unter das Gewölbe stemmte. Am folgenden Tage wurde ich damit fertig. Dieß genügte mir aber noch nicht. Ich arbeitete die ganze Woche hindurch an noch andern Stützen, die ich hier und dort anbrachte, und wodurch nun mein Gewölbe vollkommen fest wurde. So entstand in der Mitte eine Reihe Pfeiler, die mein Magazin in zwei Kammern zu theilen schienen. Aller Schutt wurde in diesen und den folgenden Tagen weggeräumt.

17. December. Von heute an bis zum zwanzigsten beschäftigte ich mich, Bretter längst den Wänden zu befestigen, und Nägel in die Gewölbpfeiler zu schlagen, um alle meine Vorräthe, mein Werkzeug und Gewehr aufzustellen und aufzuhängen. Von nun an kann ich mich rühmen, daß Ordnung und gute Einrichtung in meinem Magazin herrscht.

20. December. Ich fing an mein Geräthe in das Gewölbe zu bringen, meine Wohnung und

mei-

meine Küche einzurichten. Aus meinen noch vorräthigen Brettern, die aber jetzt anfingen immer seltener zu werden, zimmerte ich mir ein Küchenbrett.

24. December. Den ganzen Tag und die ganze Nacht regnete es sehr stark. Es war mir daher unmöglich auszugehen.

25. December. Wieder Regen den ganzen Tag.

26. December. Der Regen hat jetzt nachgelassen; Luft und Erde sind erfrischt; die ganze Natur sieht viel heiterer aus als vorher.

27. December. Ich erlegte eine junge Ziege, und schoß einer andern das Bein entzwei. Letztere fing ich hierauf ein, und führte sie an einem Strick nach Hause. Gleich nach unserer Ankunft, schindelte und verband ich ihr das verwundete Bein.

Anmerkung. Ich behandelte sie mit solcher Sorgfalt, daß sie am Leben blieb, und auf diesem Bein wieder eben so gut gehen konnte, als auf den drei andern. Nach und nach wurde sie ganz zahm, und weidete, ohne sich zu verlaufen, auf dem grünen Rasenteppich vor meinem Pfahlwerk. Erst jetzt kam ich auf den Gedanken, mir zahmes Vieh zu halten, und mir so Fleisch zu meinem Unterhalt zu verschaffen, wenn einst mein Pulver und Blei verschossen seyn würden.

28. 29. 30. December. Große Hitze bei gänzlicher Windstille. Es war mir unmöglich, vor Abends auszugehen. Erst gegen Sonnenuntergang, versah ich mich mit Mundvorrath.

1. Januar 1660. Noch immer ist es sehr heiß. Gleichwohl ging ich am frühen Morgen und gegen Abend auf die Jagd. Als ich bei meinem letzten Ausgang, den Thälern in der Mitte der Insel nahe kam, sah ich eine große Menge Ziegen und Böcke; sie waren aber außerordentlich scheu, und es war schwer ihnen beizukommen. Ich nahm mir daher vor, meinen Hund einmal mitzunehmen, ob er mir sie nicht vielleicht in den Schuß jagte?

2. Januar. Ich ließ mich also von meinem Hunde auf die Jagd begleiten, wie ich mir es gestern vorgesetzt hatte; erreichte aber nicht meinen Zweck, denn die Ziegen stellten sich mit einander vereint, gegen ihn zur Wehr, und boten ihm die Hörner. Der Hund merkte die Gefahr, und zog sich weislich zurück.

3. Januar. Heute fing ich meine Festungswerke, oder meine Mauer an. Und da mir immer die Möglichkeit eines Angriffs vorschwebt, so soll nichts unterlassen werden, das Werk recht stark und haltbar zu machen.—

Da ich meinen werthen Lesern bereits eine Beschreibung von dieser Mauer gemacht habe, so über-

übergehe ich hier, was in meinem Tagebuch davon vorkommt. Ich bemerkte hier nur noch, daß ich vom 3. Januar bis zum 14. April daran arbeitete, ob sie gleich nur von Innen vier und zwanzig Ruthen, von der einen Seiten des Felsens zur andern hatte. Ich arbeitete mich ganz unbeschreiblich damit ab, und wurde dabei oft ganze Tage, ja ganze Wochen lang von dem Regen durchnäßt. Durch nichts ließ ich mich von meinem Bau abhalten, denn ich hielt mich nicht eher für sicher, als bis er ganz vollendet seyn würde. Das Zuhauen der Pfähle, das Herbeischleppen derselben aus dem Walde, das Eingraben, dieß alles wurde mir ungemein sauer, zumal da ich sie viel stärker wählte, als es nöthig war.

Das große Werk wurde endlich fertig, und noch von Außen mit einer Art Rasenmauer verstärkt; und nun glaubte ich überzeugt zu seyn, daß wenn auch Feinde auf der Insel landeten, sie nicht bemerken würden, daß hier eine Wohnung angelegt sei.

Dabei durchstreifte ich doch täglich, wenn der Regen mich nicht aufhielt, die Waldungen, und spähete nach Wild. Auf diesen Streifzügen machte ich dann öfters sehr nützliche neue Entdeckungen.

Ich bemerkte zum Beispiel eine Art wilder Tauben, die nicht auf Bäumen nisten, wie die

gemeinen Waldtauben, sondern in Felsenritzen. Bald fand ich ihre Nester, und nahm einige Junge heraus, um sie vollends aufzuziehen und zu zähmen. Dieß gelang mir anfangs; als sie aber älter wurden, flogen sie alle davon, und kamen nie wieder. Vielleicht verließen sie mich bloß, weil ich kein Futter für sie hatte. Im Grunde konnte ich ihrer wohl entbehren, weil die Nester leicht zu finden waren. Ihre Jungen waren für mich herrliche Bissen.

Je länger ich so wirthschaftete, desto mehr bemerkte ich, daß mir noch gar mancherlei Dinge fehlten, und einige davon waren von der Art, daß es mir nie gelang, sie mir zu verschaffen oder selbst zu machen. Ein Faß, zum Beispiele, konnte ich nie zusammen bringen. Zwar hatte ich unter meinem Geräthe Muster, nach denen ich arbeiten konnte; ich bestrebte mich aber vergeblich mehrere Wochen lang, sie nachzuahmen; es wollte mir durchaus nicht gelingen, die Böden einzusetzen, und die Dauben so genau zusammen zu fügen, daß sie das Wasser hielten. Folglich mußte ich dieses Unternehmen aufgeben.

Lichter waren ein anderer Gegenstand, der mir mangelte. Auf meiner Insel ging schon nach sechs Uhr die Sonne unter; ich mußte mich also in finstern Regennächten, um sieben Uhr schlafen

les

legen. Zwar erinnerte ich mich des Klumpen Wachses, womit ich mir aus meiner Flucht aus Africa geholfen hatte; allein unter meinen Vorräthen befand sich auch nicht ein Stückchen. Ich suchte mir daher auf eine andere Art durch Ziegen- und Bockfett zu helfen, das ich sorgfältig bei Seite legte, so oft ich ein solches Thier zerlegte; dann formte ich mir aus Thon ein kleines Schüsselchen, drehete mir einen Docht, aus aufgefaserten Bindfaden, und bereitete mir so eine Art von Lampe. Freilich brannte sie nicht so hell wie Licht, und verbreitete nur einen trüben Schein; doch ließ sie mich auch nicht ganz im Finstern.

Mitten unter diesen Beschäftigungen fand ich einst, da ich etwas unter meinem Geräthe suchte, einen Sack, in dem schon länger her auf einer frühern Reise Futter für das Geflügel aufbewahrt worden war, und dessen ich bereits erwähnt habe. Das Korn hatten die Ratten ganz zerfressen, und es war nichts mehr übrig, als Spreu und Staub. Da ich nun dieses Säckchen zu etwas anderem nöthig hatte, so schüttelte ich es an dem Felsen ganz nahe an meinem Schanzwerk aus.

Dieß geschah kurz vor dem Eintritt der Regenzeit. Ich achtete aber so wenig auf das, was ich that, daß ich bald gar nicht mehr daran dachte. Vier Wochen darauf sah ich aber an diesem Orte

einige Halmen aufgehen. Ich hielt sie für unbekannte Pflanzen, und ließ sie stehen. Da schoßen aber zu meinem freudigen Erstaunen, die Halmen in Aehren, in welchen ich eine vollkommen gute europäische Gerste erkannte, und zwar so schön, als sie nur immer in England wachsen kann.

Bis jetzt hatte ich mich wenig um Gott und die Religion bekümmert; alles war von mir als eine Wirkung des Zufalls angesehen worden; höchstens sagte ich bisweilen, wie so viel andere, ohne weiter etwas dabei zu denken: Alles nach Gottes Willen. Daß die Vorsehung in die Ereignisse dieser Welt eingreife, und sie nach gewissen Zwecken leite, fiel mir gar nicht ein. Jetzt aber wo ich auf einmal Gerste von selbst in einem Lande wachsen sah, wo sonst das europäische Getreide nicht leicht fortkommt, schrieb ich dieses Wunder einer übernatürlichen Ursache zu; ich glaubte nicht anders, als Gott habe es ohne Samen, einzig und allein zu meinem Unterhalt, in dieser traurigen Einöde wachsen lassen.

Von solcher Vatergüte wurde mein verhärtetes Herz so innig gerührt, daß mir die Thränen in die Augen traten. Noch größer wurde mein Erstaunen und mein Glück, als ich noch andere Halmen neben jenen aufschießen sah, die ich für Reiß

erkannte, denn ich hatte dergleichen schon in Africa wachsen sehen.

Ueberzeugt, daß dieß alles ein wundervolles Geschenk der Vorsehung sei, zweifelte ich gar nicht, daß ihre freigebige Hand sich an noch mehr andern Orten für mich aufgethan habe, und machte mich sogleich auf den Weg, die Insel zu durchsuchen, ob ich nicht noch mehr Getreide antreffen würde? Allein umsonst durchspähete ich Berg und Thal; nirgends fand sich weiter eine Spur davon. Endlich erinnerte ich mich, daß ich den Futtersack, vor der Regenzeit, an diesem Ort ausgeschüttelt hatte; und nun verschwand auf einmal das Wunder, und mit ihm zugleich mein frommer Glaube und mein Dank gegen Gott. Alles schien mir jetzt ganz natürlich, und doch hätte ich auch hier noch die Hand der Vorsehung erkennen können und sollen; denn sie hatte es so gefügt, das in dem Sack unter dem Futter, das ganz von den Ratten zerfressen schien, doch noch zwölf Körner unverletzt geblieben waren, und daß ich sie an einen Ort und zu einer Zeit ausstreuen mußte, wo sie keimen und wachsen konnten. Hätte ich den Sack nicht eben so wohl an einen Ort ausleeren können, wo die Körner von dem Regen weggeschwemmt, oder die aufgeschossenen Halmen, die in dem Schatten meines Felsens so freudig fortwuchsen, von der Sonne

hät-

hätten verbrannt werden können? War das nicht fast eben so wunderbar, als ob sie aus dem Himmel herab gefallen wären?

Es läßt sich leicht denken, daß ich diese wenigen Aehren mit der größten Sorgfalt pflegte, sie zur Zeit der Reife eben so sorglich einsammelte, und die gewonnenen Körner aufbewahrte, um sie wieder auszusäen. Ich hoffte auf solche Art mir bald meinen nöthigen Getreidevorrath zu bauen; allein es gingen wohl vier Jahre hin, ehe ich es so weit brachte; und auch jetzt noch mußte ich sehr sparsam damit seyn. Dieß rührte daher, daß ich das erstemal die Körner zur unrechten Zeit, vor der heißen Witterung aussäete, und so beinahe die ganze Aussaat verlor. Doch davon wird sich in der Folge noch weiter sprechen lassen.

Außer der Gerste, hatte ich auch gegen dreißig Aehren Reiß eingesammelt und wieder ausgesäet. Ich buck in der Folge theils Brod daraus, theils machte ich mir Brei und andere gute Gerichte davon.

Ich komme nun wieder zurück auf mein Tagebuch. Drei bis vier Monathe arbeitete ich, wie schon gesagt, an meiner Mauer, und am 14. April vollendete ich das Werk. Es mit einer Thür zu verschließen, hielt ich nicht für rathsam, weil sie von Feinden hätte aufgesprengt werden können.

Ich

Ich ließ daher gar keinen Eingang, und stieg lieber mit einer Leiter über das Pfahlwerk.

6. April. Ich machte eine Leiter zu diesem Zwecke fertig. Mein Hofraum war jetzt vollkommen gut verschlossen, und niemand konnte anders als auf einer Leiter hinein kommen.

Gleich den Tag darauf kam mein langes und mühseliges Werk, das mir so viel Schweiß gekostet hatte, in Gefahr plötzlich wieder zerstört zu werden; und mein eigenes Leben wurde furchtbar dabei bedroht.

Ich beschäftigte mich nämlich harmlos in meinem Zelte, als alles um mich her zu krachen anfing, und mit einem entsetzlichen Gepolter, große Klumpen Erde von der Decke meines Gewölbes, und der Felsenwand herab stürzten. Zwei von meinen Pfeilern, welche die Decke stützten, wankten, und knarrten und schienen brechen oder umstürzen zu wollen. Mit Schrecken starrte ich sie an, und erwartete das Schlimmste. Doch hielt ich noch alles für einen gewöhnlichen Erdfall, wie ich bereits einen erlebt hatte. Da ich aber in Gefahr gerieth, von dem Schutt, der von der Felsenspitze gegen mich herabrollte, lebendig begraben zu werden, so lief ich meiner Leiter zu, und stieg eiligst über das erschütterte Pfahlwerk weg. Jetzt erst merkte ich, daß ein fürchterliches Erdbeben eingetreten war. Drei Stöße

erfolgten in weniger als acht Minuten, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß die festesten Gebäude davon hätten umstürzen müssen, denn selbst ganze Seiten großer Felsen, die eine halbe Meile von mir aufgethürmt waren, wurden davon eingeworfen. Noch nicht genug; das Meer gerieth in Bewegung, und rauschte und schäumte fürchterlich, denn allen Ansehen nach, war die Erderschütterung unter dem Wasser noch viel stärker gewesen, als auf dem Lande.

Ich bekam davon Ueblichkeiten und Neigung zum Erbrechen, wie ich sie auf einem vom Sturm auf der See herumgeworfenen Schiffe empfunden haben würde. Nie in meinem Leben hatte ich etwas Aehnliches gesehen oder gehört; vor Schrecken erstarrte mir das Blut in den Adern; alle meine Seelenkräfte waren gelähmt. — Durch einen neuen Erdstoß und neues Krachen, wurde ich aus meiner ersten Betäubung wieder aufgerüttelt: Ich that die Augen auf, und sah mit Entsetzen, daß die Felsenwand und ein Theil des Berges zusammen zu stürzen, und mein Zelt und alle meine Vorräthe, unter Stein und Schutt zu begraben droheten.

Jeden Augenblick erwartete ich auch zitternd meinen eigenen Untergang. Als ich aber sah, daß nach dem dritten Stoß kein vierter mehr erfolgte, fing ich an wieder freier zu athmen und neuen Muth zu schöpfen.

schöpfen. Gleichwohl wagte ich es noch nicht, über die Mauer zurück zu steigen, denn wie leicht konnte der erschütterte Felsen noch auf mich herab stürzen. Dieser Gedanke erfüllte mich mit Unruhe. Tief betrübt und unschlüssig, was ich anfangen sollte, setzte ich mich auf den Rasen nieder. Ich vermochte noch nicht recht, meine Gedanken zu sammeln. Ein anderer würde seine Zuflucht zum Gebet genommen haben; dazu dachte ich aber nicht religiös genug, und mein Glaube an Gottes Vorsehung stand noch immer nicht fest. Herr erbarme dich meiner! waren die einzigen Worte, die sich in den Augenblicken der größten Noth über meine Lippen drängten.

Noch saß ich so in mich gekehrt, und in allen Nerven gelähmt da, als ich sah, daß die Luft trübe wurde, und der Himmel wie zu einem Gewitter sich anbräunte. Der Wind fing an zu wehen, nahm mit jeder Minute zu, und verwandelte sich bald in einen fürchterlichen Orcan, der drei Stunden lang fort wüthete, die stärksten Bäume abknickte oder mit der Wurzel aus der Erde hob. Furchtbar rauschend und schäumend ergoß sich sogleich das tobende Meer über das Land, und machte das Heulen des Windes, das Rollen des Donners, das Feuer der Blitze, den ganzen Aufruhr der Natur noch viel schauderhafter. Endlich legte sich der

Sturm;

Sturm; es erfolgte eine gänzliche Windstille und ein starker Regenguß.

Mir fiel jetzt ein, gehört zu haben, daß die Erderschütterung gemeiniglich von starken Ungewittern begleitet sind, und sich damit andere dieser Gedanke belebte mich wieder, und ermunterte mich, unter mein Zelt zurück zu kehren. Das Wasser stürzte aber stromweise darauf herab, und drohete es ganz umzuwerfen. Ich sah mich daher genöthigt, mich in mein Gewölbe zu flüchten, das ich aber nicht ohne Angst betrat, es möchte noch über mir zusammen sinken.

Von den fürchterlichen Regengüßen zwischen den Wendekreisen hat man in Europa kaum einen Begriff. Mein Hofraum war zu einem See geworden; ich mußte ein Loch durch den Schutt an den Palissaden machen, daß nur das Wasser ablaufen konnte. —

So wie es in der Natur jetzt immer ruhiger wurde, kehrte auch Ruhe in mein geängstigtes Herz zurück. Um mich nach so vielen ausgestandenen Schrecken, wieder ein wenig zu stärken, holte ich unter meinem Vorrath eine Flasche Rum hervor, und nahm einen guten Schluck davon zu mir; doch hielt ich mich immer in den Schranken der Mäßigkeit, denn ich wußte wohl, daß die einmal leere

Fla-

Flasche nie wieder auf dieser Insel mit einem so herzstärkenden Getränke gefüllt werden würde.

Die ganze Nacht, und einen Theil des folgenden Tages, hielt der Regen mit solcher Heftigkeit an, daß ich keinen Fuß aus meinem Gewölbe setzen konnte. So hatte ich denn Zeit genug, über meine Maasregeln für die Zukunft nachzudenken; denn war die Insel dem Erdbeben unterworfen, so schien es durchaus nicht rathsam für mich, meine Wohnung in einer Höhle oder in der Nähe eines Felsens aufzuschlagen, der über mir zusammen stürzen konnte; ich mußte vielmehr einen andern Ort auf freiem Felde dazu wählen, und ihn zum Schutz gegen Menschen und Thiere mit einer neuen festen Pfahlmauer umgeben. —

Was konnte ich aber für eine Stelle dazu wählen? Diese Frage verdiente reifliche Ueberlegung. Den ganzen 19. und 20. April dachte ich darüber nach. Die Furcht lebendig begraben zu werden, ließ mich in meiner Festung nicht mehr ruhig schlafen; und mir entfernt davon ein Nachtlager zu bereiten, hatte ich doch nicht Muth genug. Wenn ich dann wieder um mich her blickte, und sah wie schön, wie ordentlich, wie angenehm und sicher ich mich eingerichtet hatte, so blutete mir das Herz bei dem Gedanken, daß ich diesen hübschen Wohnort verlassen, und alle Zeit und Mühe, die ich darauf ver-

verwendet hätte, verloren seyn sollte. Hierzu kam noch die Scheu vor der neuen großen Arbeit, die meiner wartete, wenn ich mich anderswo ansiedelte. Gleichwohl ließ sich, meinen Ansichten nach, die Sache nicht anders machen. Ich wollte aber meinen dermaligen Wohnort nicht eher verlassen, als bis der neue ganz eben so stark wie dieser mit einem Pfahlwerk befestigt seyn würde. Dieser Beschluß wurde erst am 21. April in meinem geheimen Rathe gefaßt.

22. April. Schon mit frühem Morgen schritt ich zur Ausführung meines Plans; es fehlte mir aber sehr dabei an gutem Werkzeug. Zwar hatte ich drei große Queräxte und eine Menge Beile, weil wir einen großen Vorrath zum Handel nach Guinea an Bord genommen hatten; allein sie waren durch die lange Arbeit und das harte ästige Holz, das ich damit zugehauen hatte, so schartig und stumpf geworden, daß sie kaum mehr zu gebrauchen waren. Zwar hatte ich einen Schleifstein; allein ich konnte ihn nicht wohl benützen; weil niemand da war, der mir ihn herum drehete. Ich mußte also darauf sinnen, ein Schwungrad dabei anzubringen, wie an dem Schleifstein unserer Scheerschleifer, so, daß ich es mit dem Fuß drehen konnte, und die zwei Hände frei behielte. Es kostete mich diese Erfindung viel Kopfzerbrechens.

Zwar

Zwar hatte ich in England schon oft genug Scheerschleifer arbeiten sehen; auf die Einrichtung ihres Schleifzeugs aber hatte ich wenig geachtet, und vielleicht würden auch meine Leser in keiner geringen Verlegenheit seyn, wenn sie aus dem Gedächtniß etwas Aehnliches nachmachen sollten. Ich arbeitete wenigstens eine Woche daran; und je schwerer und unbehülflicher mein Stein war, desto mehr Mühe machte es mir, ihn in Bewegung zu setzen.

28 und 29. April. Diese beiden Tage wurden zum Schleifen und zur Ausbesserung meines Werkzeugs verwendet. Meine neuerfundene Maschine leistete mir herrliche Dienste.

30. April. Da ich bemerkte, daß mein Brodvorrath sehr bedeutend abgenommen hatte, so setzte ich mit schwerem Herzen meine tägliche Mundportion auf einen halben Zwieback herab.

1. Mai. Diesen Morgen, da ich zur Zeit der Ebbe nach dem Meere schaute, entdeckte ich an dem Ufer etwas, das aussah wie eine Tonne. Ich lief hinab, und fand wirklich ein kleines Fäßchen, und einige Trümmer von einem gescheiterten Schiffe, die der letzte Sturm an das Land getrieben hatte. Ich wandte meine Blicke seitwärts nach dem Orte, wo unser Wrak von der Sandbank verschwunden war, und siehe da, o Wunder! er war wieder zum Vorschein gekommen. Voll Freude über diese Entdeckung,

wälzte ich erst das Fäßchen, das ich für ein Pulverfaß erkannte, vollends auf das Trockene, und näherte mich dann so weit ich konnte, dem Schiffe.

Seine Lage war ganz verändert, denn das Vordertheil stand sechs Fuß hoch über den Sand hervor, das Hintertheil aber war ganz davon losgerissen, und lag völlig mit Sand verschüttet, auf der Seite. Vorher mußte ich eine halbe Meile weit schwimmen, wenn ich an Bord wollte; jetzt konnte ich beim tiefsten Wasserstand trockenes Fußes hinein kommen, und darauf herum gehen. Das Erdbeben und der Sturm schienen es wieder aus der Tiefe hervor gewühlt, es vollends zertrümmert, und auf die Sandbank geworfen zu haben. Da nun immer mehr Planken von den Schiffswänden losgerissen wurden, so bekamen die noch darin befindlichen Waaren Luft, und wurden von der Fluth nach dem Strande getrieben.

Ich gab nun vor der Hand die Anlegung einer neuen Wohnung ganz auf, und machte mich wieder über das Schiff. Erst suchte ich in das Innere zu kommen; der ganze Bauch war aber so sehr mit Sand angefüllt, daß es baare Unmöglichkeit war. Nun fing ich die Sache anders an, und brach und schlug und sägte von außen her alles los, was sich erreichen ließ, denn ich konnte alles brauchen.

3. Mai.

3. Mai. Ich durchsägte mit meiner Handsäge einen dicken Balken, auf welchem das Halbdeck ruhete, und räumte, so viel ich es vermochte, den Sand oben weg. Die eintretende Fluth, nöthigte mich aber, für diesen Tag die angefangene Arbeit einzustellen.

4. Mai. Ich ging auf den Fischfang aus, fing aber nicht einen einzigen Fisch, den ich mir zu essen getraute. Dieß verleidete mir das Fischen. Als ich aber schon im Begriffe war, es aufzugeben, erhaschte ich noch einen kleinen Delphin. Ich hatte eine große starke Angelschnur, aber keinen Angelhaken; gleichwohl fing ich in der Folge ziemlich viel Fische, wenigstens so viel ich verzehren konnte. Was ich nicht sogleich verspeisete, trocknete ich an der Sonne.

5. Mai. Ich beschäftigte mich wieder mit dem Wrak, durchsägte einen andern Balken, und brach von dem Verdeck drei starke Planken los, die ich zusammen band, und von der Fluth an den Strand treiben ließ.

6. Mai. Fortsetzung meiner Arbeit am Wrak. Ich sprengte nicht ohne große Anstrengung allerlei Eisenwerk los. Ganz müde und erschöpft kam ich nach Hause, und hatte wenig Lust mehr, mich ferner so zu plagen.

7. Mai. Ich kehrte doch noch einmal zum Wrak zurück, aber nicht in der Absicht, daran zu arbeiten. Ich bemerkte daß das Gerippe, seitdem ich die beiden Balken durchsägt hatte, unter seiner eigenen Last ganz zusammen gesunken war, daß mehrere Theile sich von dem Rumpf ganz abgelöst'st hatten, und der Kiel so bloß da lag, daß ich in das Innere schauen konnte. Es war aber alles voll Sand und Wasser.

8. Mai. Wieder bin ich auf dem Wrak gewesen, und zwar mit einem eisernen Hebel, um das Verdeck loszubrechen, das damals ganz ohne Wasser und Sand war. Ich machte zwei Planken los, die ich von der Fluth an den Strand treiben ließ. Den Hebel ließ ich zur morgenden Arbeit auf dem Schiffe liegen.

9. Mai. Nochmals verfügte ich mich auf den Wrak, und drang mit dem Hebel noch tiefer in das Innere. Ich spürte mehrere Fässer, konnte sie aber nicht heraus bringen. Auch kam ich auf die Rolle englisches Blei, und hob es ein wenig in die Höhe, konnte es jedoch nicht fortschaffen, weil es zu schwer war.

10 bis 14. Mai. Alle Tage ging ich nach dem Wrak, und brach viele Stücke Bauholz, eine Menge Bretter und zwei bis drei hundert Pfund Eisen los.

15. Mai. Ich nahm zwei Beile mit, um zu versuchen, ob ich nicht ein Stück Rollblei würde abhauen können. Ich nahm mir vor, die Schneide des einen Beils anzusetzen, und mit dem Kopf des andern darauf zu schlagen; da es aber anderthalb Schuh tief im Wasser lag, so konnte ich keinen sichern Schlag führen, und alle angewandte Mühe war vergeblich.

16. Mai. Ein heftiger Wind stürmte die ganze Nacht, und das Schiff schien davon noch mehr auseinander gerissen worden zu seyn. Ich verlor aber so viel Zeit mit Aufsuchung junger Tauben für meinen Tisch, daß die Fluth sich einstellte, ehe ich auf den Wrak kommen konnte. Ich blieb also diesen Tag zu Haus.

17. Mai. Ich bemerkte einige Trümmer von dem Wrak, die an das Land getrieben worden waren, aber wenigstens zwei Meilen von meiner Wohnung lagen. Um zu untersuchen, was es sei, ging ich hin. Es war ein Theil vom Hinterkastell, aber viel zu schwer, als daß ich ihn hätte fortbringen können.

24. Mai. Ich arbeitete vom 17. bis heute täglich an der Zerlegung des Wraks, und brach das Gerippe mit meinem Hebel so sehr aus einander, daß Fluth und Wind mehrere Tonnen und Matrosenkisten flott machten. Da aber der Wind vom

Lande her blies, so kam den ersten Tag nichts an den Strand, außer einigen Stücken Holz, und ein Faß voll eingepöckeltes aber von dem Seewasser und dem Sande ganz verdorbenes Schweinefleisch.

Ich setzte diese Arbeit bis zum 15. Junius fort, ging aber doch dabei täglich, während der Fluthzeit auf die Jagd, weil da nichts auf dem Schiffe zu machen war. Auf diese Art brachte ich eine solche Menge Planken Bretter und Eisenwerk zusammen, daß ich leicht hätte damit ein Boot bauen können, wenn ich die nöthigen Kenntnisse gehabt hätte. Ich hatte auch stückweise gegen hundert Pfund Rollblei in Sicherheit gebracht.

16. Junius Auf meinem Wege nach der See, traf ich eine große Schildkröte an, und zwar die erste, die ich auf dieser Insel sah.

Anmerkung. Wenn mir so lange kein Thier dieser Art unter die Augen kam, so war das blos ein unglücklicher Zufall, denn es gab auf der andern Seite der Insel Schildkröten genug. Vielleicht wäre mir aber diese Entdeckung theuer zu stehen gekommen.

17. Innis. Dieser Tag wurde größten Theils mit der Zerlegung und Zubereitung eines Theils meiner Schildkröte hingebracht. Ich fand sechzig Eier in derselben. Da ich seit meiner Ankunft auf der Insel kein anderes als Ziegen- und Vogelfleisch ge-

ko-

kostet hatte, so schien mir das Fleisch der Schildkröte viel saftiger und schmackhafter.

18. Junius. Regen den ganzen Tag. Ich blieb daher zu Hause. Die Luft schien mir ganz kalt und es fror mich dabei, was unter diesem Himmelsstriche etwas ganz ungewöhnliches ist.

19. Junius. Es war mir gar nicht wohl. Mich fror wie in der stärksten Kälte, und ich konnte mich nicht erwärmen.

20. Junius. Die ganze Nacht hatte ich keine Ruhe. Es stellte sich ein förmliches Fieber mit heftigen Kopfschmerzen ein.

21. Junius. Ich war sehr übel. Der Gedanke auf dieser einsamen Insel von allen Menschen verlassen, hülflos krank zu liegen, war mir fürchterlich. Noth und Angst lehrte mich wieder einmal beten, was mir seit dem ersten Sturm, den ich auf meiner Reise nach London ausgestanden hatte, selten eingefallen war. Mein Kopf war aber so eingenommen, so verwirrt, daß ich kaum wußte, was ich sagte, oder warum ich es sagte.

22. Junius. Ich befand mich etwas besser; aber die Furcht, wie es mir weiter in meiner Krankheit ergehen würde, ließ mir keine Ruhe.

23. Junius. Wieder aufs neue hatte ich einen heftigen Fieberanfall mit Frost und Hitze, und heftigen Kopfschmerzen.

24. Junius. Heute befand ich mich viel besser.

25. Junius. Wieder ein heftiges Fieber, das mit Frost und Hitze sieben Stunden lang anhielt, und mit einem starken Schweiß endete, der mich ungemein schwächte.

26. Junius. Ich hatte einen guten Tag. Da es mir an Proviant fehlte, so nahm ich meine Flinte auf die Schulter, und ging auf die Jagd. So schwach ich auch war, so schoß ich doch eine Ziege, die ich mit vieler Mühe nach Hause schleppte. Ich röstete mir einige Stücke davon auf Kohlen, und verzehrte sie. Gerne hätte ich mir auch ein Stück gedämpft, denn ich sehnte mich nach kräftiger Brühe, allein es fehlte mir an Geschirr dazu.

27. Junius. Aufs neue stellte sich ein so heftiger Fieberanfall ein, daß ich den ganzen Tag das Bett hüten mußte. Ich verschmachtete fast vor Durst, fühlte mich aber nicht stark genug, mir Wasser zu holen. Ich betete zu Gott, ohne recht zu wissen was ich sagte; nur erinnere ich mich, daß ich öfters die Worte aussprach: Herr wende dein Angesicht zu mir! Herr erbarme dich meiner! Ich fantasierte beständig dabei, und fuhr so vielleicht einige Stunden lang fort, bis

endlich das Fieber nachließ, und ich in einen tiefen Schlaf verfiel.

Erst tief in der Nacht erwachte ich außerordentlich schwach und durstig, aber doch viel besser. Was hätte ich nicht um einen Trunk Wasser gegeben! Aber in meiner ganzen Wohnung war auch nicht ein Tropfen. Ich mußte also schmachtend in meinem Bette liegen bleiben, bis zum Morgen, wo ich wieder einschlief, und von einem fürchterlichen Traum geängstiget wurde, den ich meinen Lesern nicht verschweigen kann, weil er von wichtigen Folgen für mich war.

Mir war nämlich als säße ich vor meiner Mauer, auf dem Grase an dem nämlichen Ort, wohin ich mich in dem Sturm der auf das Erdbeben folgte, gesetzt hatte. Da stieg ein Mann aus einer dicken schwarzen Wolke, von lodernden Flammen umgeben, auf mich herab. Er strahlte von dem Kopfe bis zu den Füßen wie die Sonne, und meine Augen wurden ganz verblendet von dem Glanz, den er verbreitete. Die Stellung, die er gegen mich nahm, erfüllte mich mit einem Schrecken, den ich lebendiger fühlte, als ich ihn beschreiben kann. Wenn er die Erde mit seinem Fuß berührte, schien sie zu erzittern, wie bei jenem Erdbeben; die Luft war feurig und glühend, wie ein brennender Ofen.

Kaum hatte er den Boden betreten, so ging er mit einem langen Speer auf mich los, mich nieder zu stoßen; ehe er mir aber den tödtlichen Stoß beibrachte, blieb er einige Schritte weit von mir stehen, und sprach mit einer erschütternden Stimme, diese noch erschütternderen Worte: Weil du Bösewicht, nach so vielen Wunderzeichen, noch immer dein Herz verhärtest, so stirb denn den Tod des Sünders! Mit diesen Worten, schwang er mit blitzenden Augen die furchtbare Lanze, und machte eine rasche Bewegung, mich zu durchbohren.

Meine Leser werden sich leicht denken können, mit welchem Entsetzen dieses Traumgesicht mein Herz erfüllte. Fast wäre ich vor Schrecken gestorben. Ich erwachte in dem Augenblick, da ich den Todesstoß empfangen sollte, und überzeugte mich, daß es ein Traum sei; aber der Schrecken hatte mir alle Glieder gelähmt, und lange konnte ich mich nicht bewegen. — Nie in meinem Leben wird der Eindruck, den diese merkwürdige Erscheinung auf mich machte, von mir vergessen werden, oder aus meiner Seele verschwinden. Selbst nach meinem Erwachen im hellen Tageslicht, und bei dem völligen Gebrauch meiner Sinne und Vernunft, glaubte ich noch immer das furchtbare feurige Bild vor meinen Augen stehen zu sehen.

Ach kaum wußte ich damals noch, daß ein Gott im Himmel sei; was ich von meinem Vater davon gehört hatte, war vergessen; alle seine guten Lehren waren bei dem wüsten Leben, daß ich achtzehn Jahre lang unter rohen Seeleuten hinbrachte, die nicht besser waren als ich, gänzlich aus meinem Herzen verschwunden. Nie kam es mir in dieser langen Zeit in Sinn, meine Seele zu Gott zu erheben, und seine Weisheit und Güte zu bewundern, oder in mich selbst zurück zu kehren, und meine Verdorbenheit und mein Elend anzuschauen. In dumpfe Gleichgültigkeit versunken, hatte sich alles Gefühl für Gutes und Böses in mir verloren. Ich war so ganz verhärtet, daß die Matrosen der schlechtesten Art, mich zum Muster des wüstesten Lebens nehmen konnten, denn sie sahen an mir weder Tugend noch Furcht Gottes in den Gefahren, noch Gefühl der Dankbarkeit nach erfolgter Rettung. Nie fiel mir bei allem Unglück, das ich auf meinen Reisen erlebte, ein, daß es vielleicht eine Schickung Gottes, eine Strafe meiner Vergehungen, meines Ungehorsams gegen meinen Vater sei, und daß die schwere Hand des Rächers auf mir ruhe.

Zwar fühlte ich mich nach meiner Rettung aus dem Schiffbruch, in dem alle meine Unglücksgefährten umgekommen waren, zu einem kurzen Dankgebet begeistert; aber dieser Funke frommer Erhebung

zu

zu Gott erloſch ſogleich wieder, in der ganz irdiſchen Freude über meine Rettung, wobei ich vergaß, daß ſie ganz allein das Werk des mächtigen Arms war, der mich allein unter ſo vielen Todten lebendig und wohlbehalten an das Land geführt hatte.

Im Grunde benahm ich mich nicht viel beſſer, als der gemeinſte Matroſenpöbel, der nach glücklich überlebten Stürmen, ſeine ausgeſtandene Angſt in Branntwein verbrennt, und von dort an lockerer als zuvor ſchwelgt. So oft ich nach einer glücklich vorübergangenen Gefahr, wieder mein Leben in Sicherheit ſah, und nichts mehr zu beſorgen hatte, arbeitete ich ruhig an meinen angefangenen Geſchäften fort, that mir gütlich, und dachte an nichts, als wie ich mir Nahrung und Sicherheit verſchaffen ſollte. Daß ich vor allen den Himmel mit mir auszuſöhnen hatte, kam mir gar nicht in den Sinn. Mein Gewiſſen mußte erſt auf irgend eine Art ſehr tief erſchüttert werden, ehe ich ſo weit gebracht wurde; und das geſchah endlich durch meine Krankheit und das nächtliche Traumgeſicht. Jetzt fielen mir die ſchon zu Anfang dieſer Geſchichte angeführten Worte meines Vaters und ſeine Prophezeihungen ein: „Wenn du den unbedachtſamen Schritt wirklich noch unternimmſt, und nicht auf meine Warnung hörſt, ſo werde ich zwar nicht aufhören für

dich

dich zu beten, zugleich aber muß ich dir verkünden, daß du Gottes Segen nicht zu erwarten hast, daß du vielmehr Unglück auf allen deinen Wegen finden und zu spät bereuen wirst, meinen väterlichen Rath nicht besser befolgt zu haben." Ja, rief ich laut: Jetzt gehen diese Worte meines alten Vaters in Erfüllung; die Hand der rächenden Gottheit hat mich ergriffen; ich habe Unglück gefunden auf allen meinen Wegen! — Ach warum mußte ich meine Ohren der Stimme der Vorsehung verschließen, die mich durch ihre endlose Güte in einem Stand und unter Verhältnissen hatte geboren werden lassen, in denen ich das glücklichste und gemächlichste Leben hätte führen können. Ich wollte nicht auf die Warnungen meiner guten Aeltern hören; durch meine Unbesonnenheit versetzte ich sie, unbekümmert um ihre Seelenleiden, in die tiefste Trauer. Wer hat nun aber mehr zu dulden, sie oder ich? Ich verließ sie auf das leichtfertigste; dafür muß ich jetzt mit Recht von der ganzen Welt verlassen, ohne Beistand, ohne Trost, ohne Schonung unter harter Arbeit und tausend Mühseligkeiten, mein freudenloses Leben beschließen! — Zum erstenmal betete ich jetzt aus vollem Herzen: Mächtiger Gott, stärke mich durch deine Hülfe, denn meine Noth ist groß! Dieß war das einzige wahre Gebet, das seit vielen Jahren über meine Lippen gekommen war.

28. Junius. Erquickt durch den Schlaf stand ich jetzt, da der Fieberanfall ganz vorüber war, wieder auf. Der erzählte Traum hatte aber einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich lange nicht wieder fassen konnte.

Bei ruhigerem Blut bedachte ich, daß sich den folgenden Tag das Fieber gewiß wieder einfinden würde, und daß ich also mich mit den nöthigen Erfrischungen und andern Bedürfnissen darauf vorbereiten müsse. Erstens füllte ich daher eine große Flasche mit frischem Wasser, und stellte sie neben das Bett auf meinen Tisch. Um ihm seine Härte zu benehmen, goß ich auch etwas Rum darunter. Hierauf röstete ich ein Stück Ziegenfleisch auf Kohlen zu meinem Mittagessen, konnte aber nur wenig davon genießen. Ich ging hierauf spazieren, um mich zu zerstreuen; aber schwach, traurig, mit gepreßten Herzen, voll Bangigkeit, wie es mir den folgenden Tag ergehen würde, wo ich wieder einem neuen Fieberanfall entgegen sah. — Abends bereitete ich mir in heißer Asche drei Schildkröteneier zu meinem Nachtessen. Dieß war, glaubte ich, in meinem Leben das erstemal, daß ich ein Tischgebet sprach, ehe ich mich zum Essen niedersetzte.

Nach Tisch wollte ich noch einmal ein wenig ausgehen; ich fühlte mich aber so schwach, daß ich nicht weit kam. Ich setzte mich dafür an den

Mee-

Meeresstrande nieder, und schaute in die glatte und ruhige Meeresfläche hinaus. Da drängten sich meinem sinnenden Geiste ungefähr folgende Gedanken auf:

„Was ist die Erde, was ist das Meer, auf dem ich so lange herum geirrt bin; wer bin ich selbst, und was sind alle andere Geschöpfe? Wem verdanken sie ihren Ursprung, ihr Daseyn? Warlich wir haben uns nicht selbst geschaffen; eine andere weit mächtigere und kunstvollere Hand hat uns aus dem Nichts hervor gezogen, und den Bau unsers Körpers, und alles was wir in der Natur sehen, von dem größtn bis zu dem kleinsten der Wesen, so wunderbar eingerichtet. Die Hand die dieß alles schuf, kann nur Gottes Hand seyn. Hat aber Gott alles geschaffen, so ist er es auch, der alles leitet und erhält. Nichts kann in dem weiten Umfang der Schöpfung, ohne sein Wissen oder seinen Willen vorgehen: Er muß alles sehen, alles hören, alles beachten. Sind nun aber seine Augen überall, so weiß er auch, daß ich hier bin und leide; und er weiß es nicht nur, er hat es veranstaltet, weil ee alles leitet, alles lenkt.“

„Warum aber hat er es so gefügt? Warum habe ich so viel zu erdulden, und womit habe ich es verdient?“ Mit lauter Stimme antwortete mein aufgeregtes Gewissen auf diese Frage: Elen-

der du fragst noch, was du gethan hast? Schaue zurück auf die Vergangenheit, auf dein wüstes und und gottvergessenes Leben! Frage lieber: warum du nicht längst schon untergegangen bist; frage: warum du nicht auf der Rhede von Yarmouth umkamst, warum du nicht in dem Kampfe mit den Saleischen Seeräubern fielst; warum du nicht auf der Küste von Africa, von den wilden Thieren zerrissen wurdest, und nicht in deinen letzten Schiffbruch, mit der ganzen übrigen Mannschaft umkamst.

Diese Worte machten mich stumm. Ich hatte nichts darauf zu erwiedern. Tiefsinnig und schwermüthig stand ich auf, und ging nach meiner Wohnung zurück, um mich zu Bette zu legen; mein Gemüth befand sich aber in solcher Unruhe, daß ich nicht schlafen konnte. Ich setzte mich auf meinen Stuhl, und als es anfing finster zu werden, zündete ich meine Lampe an.

Der Fieberanfall, den ich erwartete, versetzte mich in große Unruhe. Darüber fiel mir ein, daß die Brasilianer in allen ihren Krankheiten fast keine andere Medicin gebrauchen, als Tabak. Ich wußte, daß in meiner Kiste ein Stück Rolltabak lag; und ich hatte auch einige noch grüne Blätter eingesammelt, denn diese Pflanze wuchs wild auf meiner Insel.

Ich

Ich stand also auf und ging, wie vom Himmel begeistert, der Kiste zu, die Arzenei für meinen Körper und meine Seele enthielt. Glücklich fand ich den Tabak, nach dem ich suchte, und mit ihm zugleich fiel mir eine Bibel in die Augen, denn es lagen auch in eben dieser Kiste meine wenigen Bücher. Bis dahin hatte ich sie nicht angesehen; jetzt aber nahm ich sie heraus, und legte sie mit dem Tabak auf meinen Tisch.

Wie ich ersteren als Fiebermittel gebrauchen sollte, wußte ich selbst noch nicht. Ich konnte sogar nicht wissen, ob er mir nützlich oder schädlich seyn würde; gleichwohl war ich entschlossen, einen Versuch damit zu machen. Um meinen Zweck desto sicherer zu erreichen, gebrauchte ich ihn auf drei verschiedene Arten. Erstens nahm ich ein Stück von einem Blatt in den Mund und käuete ihn. Die Folge war eine außerordentliche Betäubung. Zweitens weichte ich ein anderes Blatt in Rum ein, mit dem Vorsatz, eine oder zwei Stunden vor dem Schlafengehen, eine Dosis davon einzunehmen; und drittens warf ich ein Blatt auf glühende Kohlen, und zog den Rauch mit der Nase ein, die ich so nahe als möglich darüber hielt.

Ehe ich mich niederlegte, schlug ich auch die Bibel auf; der Tabakrauch hatte mich aber so sehr betäubt, daß ich kaum lesen konnte. Doch waren

die ersten Worte, die mir in die Augen fielen, folgende: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.

Diese Worte paßten ganz auf meinen Zustand, und machten den tiefsten Eindruck auf mein Gemüth. Das Wort erretten schien aber ohne Bedeutung für mich zu seyn, in soferne darunter meine Befreiung aus dieser Insel zu verstehen war; ich verstand es also blos von meinem Fieber; doch sagte mir leise mein Herz, daß für Gott nichts unmöglich sei.

Es war schon spät, und der Tabak hatte mich so sehr betäubt, daß ich schläfrig wurde. Ich ließ also meine Lampe in dem Gewölbe brennen, im Fall ich etwa in der Nacht aufstehen müßte, und legte mich nieder. Vorher aber that ich, was ich sonst in meinem Leben nicht gethan hatte: Ich warf mich nämlich auf die Kniee nieder, und betete zu Gott, daß er seine Verheißung an mir erfüllen, und mich retten möchte in der Noth. Nach diesem kurzen Gebete trank ich den Rum, in welchen ich den Tabak eingeweicht hatte. Er hatte so stark angezogen, und schmeckte so herb, daß ich ihn kaum hinunter bringen konnte. Bald stieg er mir in den Kopf, und ich verfiel darauf in einen so festen und langen Schlaf, daß ich vor drei Uhr Nachmittags

nicht

nicht wieder erwachte. Ich habe sogar guten Grund zu glauben, daß ich den ganzen Tag, die ganze darauf folgende Nacht, und wieder den folgenden Tag bis um die gedachte Zeit, also über vierzig Stunden fortschlief, denn es fand sich in der Folge, daß ich um einen Tag in meiner Zeitrechnung zurück war.

Wie dem nun sei, ich fühlte mich bei meinem Erwachen ganz wohl, und stand voll Muth und Freudigkeit von meinem Lager auf. Meine Kräfte hatten zugenommen, mein Magen war gestärkt, das Fieber blieb aus, die Eßlust fand sich wieder ein, und meine Besserung hielt an. Dieß war der 29. Junius.

30. Junius. Selbst nach dem gewöhnlichen Gang meiner Krankheit war dieß der gute Tag. Ich ging daher mit meiner Flinte aus, hielt es aber nicht für rathsam, mich weit zu entfernen. Es wurden von mir einige Seevögel geschossen, die große Aehnlichkeit mit wilden Gänsen hatten. Ich nahm sie mit nach Haus, aß aber nichts davon, sondern begnügte mich lieber mit einigen Schildkröteneiern, die ich mir sehr wohl schmecken ließ. — Abends nahm ich noch eine Dosis von der Medicin, die mir so wohl bekommen war, nämlich Rum über ein Tabakblatt gegossen. Ich machte jedoch die Dosis etwas kleiner, käute auch keinen Tabak, und

hielt die Nase nicht über den Tabakrauch, wie das erstemal. Dafür befand ich mich aber auch am folgenden Morgen (den 1. Julius) nicht so ganz wohl, wie ich es erwartet hatte. Es stellte sich ein kleiner Fieberschauer ein, im Grund aber war er unbedeutend.

2. Julius. Die Kur wurde wieder auf die drei verschiedenen Weisen wie das erstemal vorgenommen, und doppelt so viel Branntwein als gestern angesetzt.

3. Julius. Das Fieber verließ mich für immer.

(Anmerkung. Noch aber gingen mehrere Wochen hin, ehe ich wieder ganz zu Kräften kam.) So war ich also errettet aus der Gefahr, wie Gott mir es in dem aufgeschlagenen Spruch zugesagt hatte; ich hatte ihm aber für seine Wohlthat noch nicht gedankt, seine Vatertreue noch nicht gepriesen; was konnte ich also für einen Anspruch auf eine andere Errettung machen, wie hoffen, daß er mich auch aus dieser Insel befreien würde? — Diese Betrachtungen nahm ich zu Herzen; ich warf mich daher betend auf die Kniee nieder, und dankte Gott laut für meine Genesung.

4. Julius. Ich nahm die Bibel zur Hand, und fing an das neue Testament zu lesen. Von dort an machte ich mir es zum Gesetz, jeden Morgen

gen und jeden Abend darin fortzufahren, ohne mich an eine gewisse Anzahl Kapitel zu binden.

Noch nicht lange hatte ich so in der heiligen Schrift gelesen, so fühlte ich schon in dem Innern meines Herzens, eine viel tiefere und aufrichtigere Reue über mein vergangenes Leben. Das Andenken meines Traums wurde wieder in mir lebendig; ich hörte laut die strahlende Gestalt zu mir sprechen: Weil du nach so vielen Wunderzeichen noch immer dein Herz verhärtest, so stirb denn . . . Daher bat ich Gott mit Inbrunst, daß er mein hartes Herz vollends erweichen, und es zur Buße bereit machen möchte, als mir wahrscheinlich durch eine Fügung seiner Vorsehung folgender Spruch in der Apostelgeschichte in die Augen fiel: Ihn hat Gott durch seine rechte Hand erhöhet zu einem Fürsten und Heilande, zu geben Israel Busse und Vergebung der Sünden.— So wie ich diese Stelle gelesen hatte, legte ich das Buch bei Seite, erhob mich mit Herz und Händen zu Gott, und rief hochbegeistert voll Freudigkeit und Vertrauen: O Jesus du Sohn David mein Heiland und mein Fürst, schenke, o schenke mir Buße und Vergebung der Sünden!

Dieses Gebet verdiente mit Recht den Namen eines Gebets, denn es gründete sich auf das innigste

ste Gefühl meines Elends, und auf ein kindliches Vertrauen zu Gott, das ich aus seinem Worte geschöpft hatte. Der erste Spruch: Rufe mich an in der Noth, und ich will dich erretten, schien mir nun einen höhern Sinn in sich zu schließen, und sich nicht mehr blos auf meine Krankheit oder auf meine Befreiung aus dieser wüsten Insel, sondern auf meine Rettung von der Sündenlast, die auf mir ruhete, und auf die Strafe die ich damit verwirkt hatte, zu beziehen. — So wie ich anfing, meine Gedanken mehr himmelswärts zu richten, wurde mein Herz ruhiger und mein Zustand leidlicher. Ich gewöhnte mich immer mehr an mein einsames Leben, betrübte mich nicht länger darüber, bat nicht einmal mehr Gott um meine Befreiung aus dieser Insel, sondern verwendete nur alle meine zurückkehrenden Kräfte dahin, mich immer bequemer einzurichten, und was der Himmel mir bescherte, zu meinem Besten zu verwenden.

4 bis 14. Julius Mein Hauptgeschäft war, mit meiner Flinte umher zu schweifen. Ich ging sehr oft aus, aber nicht weit, wie es sich für einen Genesenden, der nach einer überstandenen Krankheit erst seine verlornen Kräfte wieder herzustellen sucht, ziemte. Wirklich fühlte ich mich noch sehr matt, sehr erschöpft. Vielleicht hatte ich einen

Theil dieser Mattigkeit der seltsamen Arznei zu verdanken, die ich gebraucht hatte, und von der meine Nerven angegriffen worden waren; darum will ich sie auch niemanden empfehlen, zumal da es ungewiß ist, ob sie unter andern Umständen und auf einen andern Körper eben dieselbe Wirkung thun würde, als auf den meinigen.

Auf meinen Spaziergängen machte ich auch die Erfahrung, daß unter diesem Himmelsstrich der Gesundheit nichts nachtheiliger ist, als das Ausgehen in der Regenzeit, zumal wenn die Regengüsse mit Donnerwettern und Sturmwinden begleitet sind. Auch in der trockenen Jahreszeit sind die Regengüsse sehr ungesund, und noch gefährlicher als im September oder October, weil sie nie ohne Gewitter sich einstellen.

Seit zehn Monathen befand ich mich nun auf dieser Insel, die wahrscheinlich vor mir keines Menschen Fuß betreten hatte, und die ich allen Anschein nach, nie wieder verlassen sollte. Noch immer kannte ich nur einen ganz kleinen Theil davon; ich nahm mir daher vor, sie nach und nach ganz zu durchstreifen, und ihre Producte kennen zu lernen. Meine Wohnung war so gut befestigt, daß ich sie getrost eine Zeit lang verlassen konnte. Und wäre sie es auch nicht gewesen, was hatte ich zu besorgen? Es waren mir ja während meines lan-

gen Aufenthalts, weder Menschen noch Raubthiere zu Gesicht gekommen.

Am 15. Julius trat ich meine Wanderungen an, und untersuchte genauer als jemals einen Theil der Insel nach dem andern. Erst verfügte ich mich an die kleine Bucht, in der ich mit meinen Flößen gelandet war, und ging den Fluß aufwärts. Da fand sich nun, daß sich die Fluth nur zwei Meilen weit erstreckte, und höher hinauf der Strom nichts weiter war, als ein kleiner Bach, mit gutem süßen Wasser. An manchen Orten war er auch fast ganz ausgetrocknet, denn es hatte schon lange nicht mehr geregnet, und die Sonnenhitze war glühend.

An dem Ufer des Flusses breiteten sich schöne frische Wiesen aus, die vom Ufer an immer höher stiegen. Da wo keine Ueberschwemmung mehr den Boden erreichen konnte, stand eine Menge grüner sehr hoher Tabak. Ich traf auch noch sehr viele andere mir unbekannte Pflanzen an.

Ich suchte nach Cassavawurzeln, aus denen die Americaner in diesen Gegenden ihr Brod bereiten, fand aber keine. Dagegen sah ich schöne Aloepflanzen, die ich aber nicht zu benützen wußte, auch wildes schlechtes Zuckerrohr.

Für heute begnügte ich mich mit diesen Entdeckungen, und ging nach Haus zurück, wo ich

ver-

vergeblich auf Mittel dachte, mich von der Schädlichkeit oder Unschädlichkeit der neuen Gewächse und Früchte, die mir künftig vorkommen würden, zu überzeugen. Ich hatte während meines Aufenthalts in Brasilien auf dergleichen Dinge sehr wenig geachtet, was ich jetzt gar sehr zu bereuen hatte.

Den folgenden Tag 16. Jul. nahm ich wieder denselben Weg, und verfolgte den Lauf des Baches bis zu seiner Quelle. Die Wiesen hörten jetzt auf, und die Gegend wurde waldig. Ich entdeckte zu meiner größten Freude eine Menge schöner Früchte, besonders Melonen, die auf der Erde hinrankten, und herrliche reife Trauben an Reben, die sich an den Bäumen hinauf wanden. Hastig fiel ich darüber her; mäßigte aber sogleich wieder meine Eßlust, weil ich mich erinnerte, daß während meines Aufenthalts in der Barbarei, sich mehrere Sklaven an Trauben und Melonen krank gegessen und das Fieber und die Ruhr bekommen hatten. Ganz unbenutzt konnte und wollte ich sie aber doch nicht lassen; ich beschränkte mich daher auf einen ganz sparsamen Genuß, und nahm mir vor, die Trauben meistens an der Sonne zu trocknen, und mir so für die schlimme Jahreszeit, einen Vorrath trefflicher Rosinen zu sammeln.

Ich brachte hier den ganzen Tag zu, und um mich nicht mit unnöthigen Hin- und Hergehen zu

ermüden, kehrte ich dießmal nicht am Abend nach Hause zurück, sondern bettete mich, wie die erste Nacht nach meiner Ankunft, auf einen dickbelaubten Baum. Den Morgen darauf setzte ich wohlgemuth meine Entdeckungsreise fort, und ging vier Meilen weit nordwärts, wobei ich rechts und hinter mir eine lange Kette niedriger Hügel liegen ließ.

Das Land öffnete sich jetzt vor mir, und schien sich gegen Westen zu neigen. Ein klarer Bach schlängelte sich durch ein schönes üppiges Thal, das einem Kunstgarten ähnlich war, wo in dem frischen Grün viele tausend Blumen blüheten, und ein ewiger Frühling zu herrschen schien.

Mit Freude und Bewunderung stand ich stille, und ließ meine trunkenen Blicke darauf ruhen. Dieß alles ist dein, sagte ich stolz bei mir selbst, du bist der Herr und König dieser schönen Insel, und hättest du Leibeserben, so könntest du sie ihnen mit eben so viel Recht, als in England ein Rittergut hinterlassen! — Es prangten in diesem lieblichen Thale eine Menge Pomeranzen- Citronen- Limonen- und Kakaobäume; alle waren aber wild, und trugen nur wenig Früchte, wenigstens in der jetzigen Jahreszeit. Gleichwohl schienen mir die grünen Limonen, die ich pflückte, sehr schmackhaft und sehr gesund. In der Folge drückte ich

ihren Saft in mein Trinkwasser, das dadurch einen angenehmen säuerlichen Geschmack bekam und gesünder wurde.

Nun hatte ich Geschäfte genug. Vor allen Dingen mußte ich Früchte pflücken, und nach Haus schaffen, denn ich wollte mir einen guten Vorrath Trauben, Citronen und Limonen für die schlimme Jahreszeit einsammeln, die nicht mehr ferne war.

In dieser Absicht schnitt ich zwei ansehnliche Haufen Trauben ab, und brach Citronen und Limonen, die ich untermischt auf einen dritten Haufen brachte. Von jedem nahm ich einen kleinen Theil sogleich mit nach Hause, entschlossen ungesäumt mit einem Sack oder einem Gefäße zurück zu kommen, und auch das Uebrige abzuholen.

Nach einem rüstigen Marsch kam ich bald und glücklich in meiner Residenz an. Unterwegs waren aber meine überreifen Trauben, durch ihre Schwere und das beständige Rütteln, fast ganz zu Most geworden, und mußten meistens weggeworfen werden. Desto besser hatten sich die Limonen gehalten.

Am folgenden Tag den 19. kehrte ich mit zwei Säcken zurück, meine Erndte abzuholen. Mit Schmerz aber sah ich, daß die Trauben, die gestern so frisch und appetitlich da lagen, heute ganz aus einander gerissen, ganz zerstreut, verwüstet und

halb

halb gefressen waren. Es mußten sich also in der Nähe Thiere aufhalten, die sie so übel zugerichtet hatten; von welcher Art sie aber seien, konnte ich nicht entdecken.

Ein Theil der Trauben war zwar noch gut; in dem Sack aber wären sie gewiß vollends alle zu Most geworden. Darum gerieth ich auf den glücklichen Gedanken, sie lieber hier an Ort und Stelle, mit noch mehr andern, die ich dazu abschnitt, an den Baumzweigen aufzuhängen, und sie an der Sonne zu trocknen. Von den Limonen und Citronen aber nahm ich so viel mit als ich tragen konnte.

Mit Lust betrachtete ich auf dem Rückweg die Fruchtbarkeit dieses lieblichen Thals, seine reizende Lage, und den Schutz den ihm die Waldung und die Hügel vor den Ostwinden gewährten. Alles überzeugte mich, daß ich mich gerade auf dem schlechtesten Theil der Insel angesiedelt hatte. Ich fühlte daher große Lust, meinen Wohnort zu verändern, und meinen Aufenthalt hier zu nehmen.

Mit Vergnügen hing ich lange diesem Gedanken nach, denn immer schwebte das Bild dieses paradiesischen Thales vor meiner Seele. Als ich aber die Sache reiflicher überlegte, fand ich doch wieder manche Bedenklichkeiten. Die vornehmste war die Nähe meiner alten Residenz an dem Meeresstrand, wohin das Schicksal über lang oder kurz

eben so wie mich, auch noch andere Verunglückte oder auch wohl ein ganz unbeschädigtes Schiff führen konnte. Freilich war ein solcher Fall höchst unwahrscheinlich; wenn ich mich nun aber im Mittelpunkt der Insel hinter Wäldern und Hügeln ansiedelte, so erfuhr ich ja gar nichts von dem was auf der See vorging, und meine Rettung wurde nicht nur noch viel unwahrscheinlicher, sondern auch ganz unmöglich. Es war daher viel rathsamer, zu bleiben wo ich war.

Gleichwohl versetzte mich die Schönheit meines Thales in eine solche Begeisterung, daß ich die ganze letzte Hälfte des Monaths Julius daselbst zubrachte, und mir nicht das Vergnügen versagen konnte, einen kleinen Meierhof für mich in einem verschlossenen Raum hier anzulegen. Diesen Raum umgab ich mit einer doppelten Hecke von angesehener Höhe, mit Palissaden versehen, und in dem Zwischenraum mit Holzwerk ausgefüllt. Auf solche Art wurde sie zu einer zweiten Festung, in der ich wohl verwahrt war, und ruhig schlafen konnte. Wie bei der ersten machte ich keinen besondern Eingang, sondern stieg auf einer Leiter hin und her.— Von nun an hatte ich also zwei Häuser, eines am Seeufer zur Beobachtung des Meeres und der anlandenden Schiffe, das andere auf dem Lande zur Besorgung der Frucht- und Weinerndte. Mit der

Hers

Herstellung des letzteren brachte ich bis zum 1. Auguſt zu.

Kaum war ich damit fertig, so stellte sich das Regenwetter ein, und vertrieb mich aus dieser Gegend. Zwar hatte ich auch hier ein gutes Zelt von Segeltuch aufgeschlagen, unter dem ich bei schwachem Regen ganz trocken saß; mir fehlte aber die Felsenwand, die mir dort Schutz gegen den Sturmwind verschaffte, und mein Gewölbe, in das ich mich flüchten konnte, wenn die Regengüsse durch die Zeltdecke drangen.

Noch hatte ich vom 1. August an, so viel Zeit vor mir, daß ich meine Trauben, die schon vollkommen trocken waren, von den Baumästen abnehmen, und in Sicherheit bringen konnte, ehe die Regengüsse sich einstellten. Es waren über zwei hundert der schönsten; Jammerschade wäre es daher gewesen, wenn sie von der Nässe Schaden genommen hätten. Mit dem Einsammeln und dem Transport, verbrachte ich mehr als eine Woche. Am 14 Auguſt fingen endlich die großen Regen an, und dauerten fort bis zur Mitte Octobers. Zwar ließen sie dazwischen auf kurze Zeit ein wenig nach; dafür kamen sie aber an andern Tagen mit solcher Heftigkeit zurück, daß mir es schlechterdings unmöglich war auszugehen.

Bald nach dem Einzug in mein Winterquartier vermehrte sich meine Familie auf eine ganz unerwartete und sogar unbegreifliche Art. Von meinen beiden Katzen, die beide Weibchen waren, war mir nämlich die jüngere schon längst durchgegangen, und ich hatte seitdem nichts mehr von ihr weder gehört noch gesehen; nun aber fand sie sich wieder ganz unvermuthet mit drei hübschen Jungen ein, die sie mir schmeichelnd vorstellte, und meiner Gnade zu empfehlen schien. Wie war sie zu diesen niedlichen Thierchen gekommen? Ich wußte mir es nicht recht zu erklären. Zwar hatte ich gleich in den ersten Tagen meiner Ankunft ein Thier auf meinen Kisten sitzen sehen, und ein anderes geschossen, das Aehnlichkeit mit einer wilden Katze hatte; es mußte also dergleichen Thiere noch mehr auf der Insel geben, die jungen Kätzchen waren aber ganz von der Art ihrer Mutter, und dieß war eben das Unbegreifliche.

Von dort an nahm in kurzer Zeit meine Katzenfamilie so schnell zu, daß mir ihre Nachkommenschaft ganz zur Last wurde, und ich mich genöthigt sah, einen Theil davon fortzujagen, und wohl gar todt zu schlagen.

14 bis 26. August. Es regnete unabläßig und so stark fort, daß mir es fast unmöglich war, auszugehen. Nur zwei oder dreimal durfte ich es

wagen, und ich versäumte nicht die Gelegenheit dazu, denn es fing an, mir an Lebensmitteln zu fehlen. Das erstemal hatte ich das Glück einen Bock zu schießen; ein andermal erschlich ich eine Schildkröte und legte sie um. Dieß war für mich ein sehr erfreulicher Fund, denn ich sah mich nun wieder auf lange Zeit versorgt. Meine Kost war im Ganzen so gar übel nicht. Ich aß zum Frühstück eine gute Portion Rosinen, zum Mittagessen röstete ich mir ein Stück Bocks- oder Schildkrötenfleisch, und zum Abendessen hatte ich zwei oder drei Schildkröteneier. Nur war zu bedauern, daß es mir ganz an Gefäßen zum Kochen und Dämpfen fehlte, und ich alle Fleischspeisen gebraten essen mußte.

Zum Zeitvertreib arbeitete ich, während der schlimmen Witterung, jeden Tag einige Stunden an der Erweiterung meines Gewölbes und der Gänge die zur Hinterthür führten. Diese Hinterthür machte mir aber gar manche Unruhe, denn was half mir meine Verschanzung, wenn eine wilde Bestie durch jenen Eingang in mein Gewölbe brach? Freilich hatte meine Besorgniß wenig Grund, denn die größten und gefährlichsten Thiere, die mir bis dorthin auf der Insel zu Gesicht gekommen waren — waren Böcke.

30. Sep.

30. September. An diesem merkwürdigen Tage jährte sich meine traurige Landung auf dem Eilande. Ich zählte die Einschnitte auf meinem Kalenderpfahl, es waren 365; folglich war gerade ein Jahr verflossen. Das Fest meiner Rettung feierte ich wie billig unter Fasten und Dankgebeten und andern Religionsübungen. Tief gerührt warf ich mich auf die Kniee nieder; erkannte vor Gott meine Sünden, und die gerechte Strafe die sie verdienten: flehete aber zugleich seine Barmherzigkeit um unsers himmlischen Mittlers willen an. Zwölf Stunden lang enthielt ich mich aller Speisen und Getränke; erst nach Sonnenuntergang aß ich eine einzige Traube und einen Zwieback Hierauf las ich noch eine Zeit lang in der Bibel, verrichtete mein Gebet und legte mich schlafen.

Von nun an wurde auch wieder die Sonntagsfeier eingeführt, die eine Zeit lang in Vergessenheit gekommen war. Es war mir leicht die Tage nach den Einschnitten in meinem Pfahl abzuzählen; und sei es auch, daß einer vergessen worden und folglich meine Rechnung nicht ganz richtig war, so schien mir es doch billig, daß unter sieben Tagen einer der Andacht gewidmet blieb.

Bald darauf wurde ich mit Schmerz gewahr, daß meine Dinte zu Ende ging. Ich mußte also sparen, was ich noch hatte, und mich fortan nur

auf die Aufzeichnung der merkwürdigsten Ereignisse meines einsamen Lebens beschränken.

Schon fing ich an mich in die Jahreszeiten zu finden; ich hatte mir gemerkt, wie viele Tage das Regenwetter anhält, und wie lange nach diesem das schöne Wetter dauert. Fortan konnte ich also nicht mehr unvorbereitet von der schlimmen Witterung überfallen werden. Beide Jahreszeiten lernte ich aber erst durch schmerzliche Erfahrungen gehörig benützen. Unter letztere gehörte vorzüglich die mißlungene Aussaat meines Korns. Die werthen Leser werden sich erinnern, daß ich ungefähr zwanzig Aehren Gerste und dreißig Aehren Waitzen eingesammelt hatte. Jetzt, da der Regen zu Ende war, und die Sonne am höchsten stand, glaubte ich, es sey nun Zeit mein Korn auszusäen, und grub in dieser Absicht mit meiner hölzernen Schaufel, ein gutes Stück Land um, theilte es in zwei gleiche Hälften, und bestimmte die eine zur Gerste, die andere zum Reiß. Schon war ich im Begriff, die Aussaat anzufangen, als mir einfiel, daß es unklug seyn würde, alle meine Körner auf einmal zu säen, weil ich doch nicht wissen konnte, ob dieß die rechte Jahreszeit sei: Deswegen wagte ich nur zwei Drittheile von meinem Vorrath, und das letzte Drittel sparte ich für ein andermal auf.

Dies

Dieser Vorsicht hatte ich mich in der Folge sehr zu freuen! die junge Saat ging zwar schnell und üppig auf; da aber lange kein Tropfen Regen mehr fiel, so wurde sie ganz von der Sonne verbrannt; und brachte auch nicht ein einziges Körnchen.

Jetzt machte ich einen zweiten Versuch, der von weit glücklicherem Erfolge war. Ich grub nämlich ein anderes Stück Land bei meinem Maierhof um, und wählte zur Aussaat das Ende des Monaths Februar, kurz vor der Tag- und Nachtgleiche. Da wurde nun die Erde von den Frühlingsregen in den Monathen März und April getränkt; mein Korn ging munter auf, und lieferte zu seiner Zeit die schönste und reichlichste Erndte. Freilich nur reichlich nach Verhältniß der Aussaat; denn da ich wieder nur einen Theil meines geringen Saamenvorraths hatte wagen wollen, so bekam ich im Ganzen nur sehr wenig. — Nun aber da ich die rechte Zeit der Saat wußte, hoffte ich bald reich genug an Getreide zu werden, und zwar um so mehr, da ich zweimal im Jahr säen und erndten konnte, denn zweimal im Jahr tritt in jenen tropischen Ländern eine zweimonathliche Regenzeit ein, in deren Mitte das Frühlings- und Herbst-Aequinoctium liegt. Von der Mitte Februars bis zur Mitte Aprils ist Regenwetter, auf welches bis zur Mitte Augusts

die trockene Zeit folgt. Von der Mitte Augusts fängt der Regen wieder an, und dauert bis an die zweite Hälfte des Octobers, wo wieder die gute Witterung eintritt.

Nach der Regenzeit, ungefähr zu Anfang des Novembers, kehrte ich nach meinem Maierhofe zurück, den ich seit mehr als zwei Monathen nicht mehr gesehen hatte. Alles fand ich noch in eben demselben Zustande, und in mancher Rücksicht besser. Nicht nur war meine Hecke noch fest und dicht wie zuvor, sondern die eingegrabenen Pfähle, wozu ich abgehauene Baumzweige genommen hatte, waren angewurzelt, und hatten schon, wie Weiden, ansehnliche Zweige getrieben. Meine Freude darüber war unbeschreiblich. Von jener Zeit fing ich an, sie regelmäßig jedes Jahr zweimal zu beschneiden, damit sie in gleicher Höhe fortwachsen möchten. Jedes Jahr nahmen sie sich schöner aus; am Ende wurden sie so hoch, daß ich sie mit dem Messer nicht mehr erreichen konnte, daß sie mit ihren Wipfeln meinen ganzen Hofraum überschatteten, und kein Sonnenstrahl mehr durch ihr dickes Laub dringen konnte. In der ganzen trockenen Jahreszeit saß ich also hier wie in einer kühlen Laube.

Dieß brachte mich auf den Gedanken, auch meine Festungsmauer mit einer solchen lebendigen

Hecke

Hecke zu umgeben, daß sie von niemand gesehen und der Zugang noch mehr erschwert werden möchte. Gedacht, gethan! Ich pflanzte, acht Ruthen weit von den Palissaden, frisch abgehauene Baumzweige in die Erde, die schnell Wurzel faßten und Zweige trieben. Was mir diese neue Anlage für treffliche Dienste leistete, wird sich noch aus der Folge ergeben.

Ich habe schon bemerkt, daß die Regenzeit wegen der warmen und feuchten Dünste, die alsdann aus dem Boden aufsteigen, sehr ungesund ist. Deswegen blieb ich so viel als möglich zu Hause, und sammelte lieber alle nöthigen Vorräthe schon vorher ein. Gleichwohl war ich nicht müßig, und durfte es nicht seyn, denn es mangelten mir noch eine Menge Dinge, die nicht leicht zu entbehren waren. Dahin gehörten vorzüglich einige Körbe. Ich hatte schon mehrere Versuche gemacht, mir dergleichen zu flechten; allein umsonst, denn es fehlte mir an Weiden; und alle Baumzweige anderer Art waren so spröde und zerbrechlich, daß ich sie nicht gebrauchen konnte. Nun aber nahm ich mir vor, die dünnen Ruthen von den Bäumen, aus welchen meine Hecke bestand, dazu anzuwenden. Ich ging also nach meinem Maierhofe, schnitt mir einen guten Bund ab, ließ ihn eine Zeit lang welken, und machte mich dann an die Arbeit. Sie ging treff-

lich

lich damit von statten. Ich sammelte nun vor der schlimmen Jahreszeit, eine hinlängliche Menge solcher Ruthen ein, und machte mir während der langen Muße die ich jetzt hatte, so gut ich konnte, eine Anzahl großer und kleiner Körbe. — Wie wohl kam mir es nun zu statten, daß ich in meiner frühen Jugend öfters einem Korbmacher, der in unserer Nachbarschaft wohnte, bei seiner Arbeit zugesehen hatte. Ich erinnerte mich noch ziemlich deutlich seiner Verfahrungsart, und suchte sie nachzuahmen. So wurde mir viele Mühe erleichtert, und das Geschäft ging viel schneller von der Hand, als wenn ich gänzlich unerfahren gewesen wäre. Kenntnisse solcher Art können wohl auch tausend Menschen nützlich werden, die nicht, wie ich, verurtheilt sind, ihr Leben auf einer unbewohnten Insel zuzubringen: Darum sollten billig alle Aeltern bedacht seyn, ihre Kinder in die Werkstätte mechanischer Künstler einzuführen, wo sie eine Menge Dinge sehen werden, die ihnen in der Folge trefflich zu statten kommen können.

Meine Körbe waren freilich nicht besonders zierlich gemacht; aber doch leisteten sie mir sehr gute Dienste. Auch ließ ich sie von dort an nie wieder ausgehen; so oft einer abgenuzt wurde, machte ich wieder einen andern. Besonders bemühete ich mich einige recht starke und tiefe zur Aufbewahrung meines

nes Korns zu flechten, denn ich hoffte bald mehr zu bekommen, als in meine wenigen Säcke ging.

Jetzt da mir diese erste Arbeit so gut gelungen war, strengte ich meinen Kopf an, wie meinem Mangel an Gefäßen für flüssige Dinge abzuhelfen sei? Ich hatte nichts als zwei kleine Fäßchen, die noch halb voll Rum waren, dann einige runde und viereckige Flaschen mit Branntwein und andern Getränken gefüllt, aber durchaus keinen Topf oder anderes Küchengeschier, ausgenommen einen großen Schiffskessel, der aber für einen einzelnen Menschen, wie ich, nicht wohl zu gebrauchen war. Gerne hätte ich mir manchmal ein Stück Fleisch, der Brühe wegen, gesotten oder gedämpft; dieser Wunsch aber konnte nicht erfüllt werden. — Ich sehnte mich auch oft gar sehr nach einer Pfeife Tabak; allein die Pfeife, die ich aus dem Schiffe an das Land gebracht hatte, war zerbrochen, und ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, mir eine andere zu verschaffen. Doch gerieth ich endlich auf eine neue Erfindung, wodurch ich mir aus der Noth half. Aber davon ein andermal.

Nach der Rückkehr der schönen Jahreszeit war mein angelegentlichstes Geschäft, von meinem Maierhofe aus, die Insel vollends nach der andern Seite bis an das Meer zu durchstreifen. In dieser Absicht machte ich mich eines Morgens mit meiner Flinte

und

und meinem Hunde auf den Weg, versah mich auch mit einem guten Beil, das ich oft zu benutzten hoffte, und mit dem nöthigen Mundvorrath.

Kaum hatte ich das mit Bäumen umwachsene große Thal, in welchem meine Maierei lag, hinter mir, so entdeckte ich westlich den Ocean, und jenseits desselben, kaum funfzehn Stunden Wegs von meiner Insel, ein anderes sehr hohes Land, das sich südwestlich zog. Ich konnte aber nicht erkennen, ob es eine Insel oder ein Theil des festen Landes sei.

War es festes Land, so mußten es die Küsten von America seyn. Vielleicht waren es spanische Besitzungen; wahrscheinlicher aber, meiner Schätzung nach, freie Indianer-Lande von Wilden bewohnt, unter welchen es mir, hätte ich dort Schiffbruch gelitten, gewiß viel schlimmer ergangen seyn würde, als auf meiner einsamen Insel. Gern erkannte ich auch hier die weisen und mütterlichen Fügungen der Vorsehung, die mich hieher geleitet hatte, und beruhigte mich dabei.

Im Fall das vor mir liegende Land zu den spanischen Eroberungen gehörte, so mußte ich von Zeit zu Zeit spanische Schiffe vorbei segeln sehen, und meine Befreiung schien dann nicht mehr unmöglich. Ließen sich hingegen niemals Schiffe sehen, so konnte ich hieraus abnehmen, daß jenes Land ein Theil

der

der Küste zwischen Brasilien und Neu-Spanien sei, die, wie ich gehört hatte, von den rohesten Wilden, von grausamen Menschenfressern bewohnt war, welche alle Weißen, die ihnen in die Hände fallen, schlachten und verzehren.

Diesen Gedanken nachhangend, setzte ich meinen Weg fort. Er führte mich durch herrliche Gegenden, voll schöner frischer blumenreicher Wiesen und hoher dicker Waldungen, in denen eine Menge Papageien herum schwärmten. Ich wünschte gar sehr, einen zu fangen, um ihn zu zähmen und sprechen zu lehren. Lange gab ich mir vergebliche Mühe, endlich glückte es mir, einen jungen mit einem Stock niederzuschlagen. Er war nur betäubt oder vielmehr an dem Flügel gelähmt, nicht todt. Ich haschte ihn, schob ihn in meinen Busen, pflegte ihn auf das Beste, und nahm ihn mit nach Hause. Es vergingen mehrere Jahre, ehe er schwatzen lernte. Am Ende aber sprach er meinen Namen vollkommen deutlich aus. Zu seiner Zeit werde ich anführen, was mir einmal mit diesem Vogel begegnete. Zwar war es nur etwas Unerhebliches, aber doch werden es meine Leser nicht ohne Vergnügen vernehmen.

Meine Entdeckungsreise war für mich sehr nützlich und genußreich. Ich sah in dem Gestrippe Thiere, die ich theils für Hasen, theils für Füchse

hielt;

hielt; sie waren aber doch von den europäischen Füchsen und Hasen merklich verschieden. Einige wurden von mir geschossen; ich konnte mich aber nicht entschließen, von ihrem Fleisch zu essen, zumal da ich desselben sehr gut entbehren konnte, denn ich hatte ja genug Ziegen, Tauben und Schildkröten, womit mein Tisch trefflich bestellt war, und hiezu kamen noch die besten Trauben und Rosinen als Nachtisch. In allem herrschte Ueberfluß; es fehlten mir nur Tischgenossen, mit denen ich ihn theilen konnte.

Auf dieser Reise kam ich jeden Tag selten mehr als zwei englische Meilen vorwärts. Ich durchzog aber dabei die Gegend so sehr in das Kreuz und in die Quere, um neue Entdeckungen zu machen, daß ich mich nicht wenig dabei ermüdete. Wenn ich nun Abends einen schicklichen Ort zum Uebernachten erreichte, so bettete ich mich entweder oben auf einen Baum; oder auf die Erde zwischen zwei oder noch mehr Bäume, und verschanzte mich mit zwei Reihen Pfählen, die ich in die Erde schlug, daß mich kein reissendes Thier in der Nacht überfallen oder mich doch nicht angreifen möchte, ohne daß ich erwachte.

Je näher ich dem Meeresgestade kam, desto reizender wurde das Land. Immer mehr überzeugte ich mich, daß ich mich gerade in dem schlechtesten

testen Theil der Insel angesiedelt hatte. Auf dem andern Ufer hatte ich in anderthalb Jahren nicht mehr als drei Schildkröten gesehen; hier aber lagen sie auf dem ganzen Strande in unzähliger Menge. Dabei wimmelten die Gehölze von schönen Vögeln, die ich zum Theil schon von Gesicht kannte, zum Theil aber auch noch nie gesehen hatte. Mehrere wurden von mir geschossen und gebraten; ihr Fleisch war meistens sehr gut und schmackhaft. Dem Namen nach waren mir nur die Pinguins oder Fettgänse bekannt.

Ich hätte auch von diesen viele erlegen können; allein ich wollte Pulver und Blei sparen. Lieber hätte ich eine Ziege gehabt, weil ihr Fleisch weiter gereicht haben würde; doch sie waren schwer zu schießen, weil ich sie hier auf einem ganz flachen Lande, nicht wie in den Umgebungen meiner Festung von Bergen und Felsen herab beschleichen konnte.

So wohl mir übrigens hier die Gegend gefiel, so wenig fühlte ich mich geneigt, meinen alten Aufenthalt damit zu vertauschen. In meiner Festung war ich schon ganz eingewohnt, ich sah sie wie meine Heimath an; hier aber war ich wie in einem ganz fremden Lande, das ich noch nicht liebte, in dem mir alles neu schien, und wo ich alle meine gewohnten Bequemlichkeiten vermißte.

Ich setzte meine Entdeckungsreise auf der Insel nordwestlich weiter fort, und legte wenigstens zwölf Meilen zurück. Nun aber machte ich Halt, steckte eine hohe Stange an dem Seeufer auf, um damit zu bezeichnen, wie weit ich gekommen sei, und versparte die weiteren Untersuchungen auf ein andermal. Ich wollte einstweilen zu meiner Wohnung zurück kehren, meine Geschäfte dort besorgen, und dann die Insel auf der Nordostseite bereisen, bis an den Ort, wo ich die Stange zurück gelassen hatte.

Ich war nicht geneigt, auf demselben Wege, den ich gekommen war, wieder zurück kehren, denn ich glaubte meinen Maierhof auf einem kürzern erreichen, und mich zugleich mehr mit dem Innern des Eilandes bekannt machen zu können. Von den Anhöhen herab hoffte ich einen großen Theil der Gegend zu überschauen, und mich leicht zurecht zu finden. Als ich aber zwei bis drei Meilen gegangen war, befand ich mich in einem weiten Thale, ringsum von waldigen Hügeln eingeschlossen, die mir die Aussicht nach allen Seiten entzogen. Ich wußte also nicht, wohin ich mich wenden sollte. Zwar hätte ich mich nach der Sonne richten können, allein zum Unglück war schon seit mehreren Tagen trübes Wetter. So wußte ich mir also auf keine andere Art zu helfen, als dadurch, daß ich

wieder an das Seeufer zurück kehrte, und meine Stange aufsuchte, die ich auch fand. Von da schlug ich den nämlichen Weg ein, auf dem ich gekommen war.

Ich machte nur ganz kleine Tagreisen, denn fast unterlag ich unter der Last der Hitze und meines Gepäcks.

Unterwegs verfolgte und fing mein Hund eine junge Ziege. Ich eilte hinzu, und rettete sie noch zu rechter Zeit aus seinem Rachen. Mein sehnlicher Wunsch war, sie lebendig nach Haus zu bringen, denn mir war sehr viel daran gelegen, ein Paar solcher junger Thiere einzufangen, und mir nach und nach eine Heerde zahmer Ziegen heran zu ziehen, damit mir es nicht an Fleisch fehlen möchte, wenn mir einst Pulver und Blei ausgehen würde.

Ich legte dem hübschen jungen Geschöpfe eine Art von Halsband um, und führte es an einem Strick neben mir her. Nicht ohne viele Mühe brachte ich sie an meinen Maierhof. Ich sperrte sie da ein, und ging sogleich weiter nach der Festung zurück.

Mit unbeschreiblichem Vergnügen sah ich mich hier wieder in meiner Heimath, und schlief zum erstenmal wie zuvor in meiner Hangmatte. Nach der langen ermüdenden Reise die ich gemacht hatte,

und

und auf der ich jeden Abend mir ein anderes unsicheres Nachtquartier bereiten mußte, kam mir meine hiesige Wohnung wie eine alte, feste Burg vor, in der ich durchaus keine Gefahr zu besorgen, und jede Bequemlichkeit in der Nähe hatte. Alles um mich her freute mich; und alles sah ich mit solchem Wohlgefallen an, daß ich mir vornahm, mich nie wieder auf lange Zeit von hier zu entfernen.

Eine Woche lang weilte ich da und überließ mich der süßesten Ruhe, doch nicht einer gänzlichen Unthätigkeit, denn es beschäftigte mich ein großes Werk, ein Käfig nämlich für meinen Papagei, der schon ganz vertraut mit mir war, und zu meiner Familie zu gehören schien. Nachher dachte ich auch an die arme junge Ziege, die in meine Maierei ohne anderes Futter eingeschlossen war, als das wenige Gras, das in dem Umfange der Hecke wuchs. Ich sah nach ihr, und traf sie halb verhungert an, wo ich sie gelassen hatte. Ungesäumt brach ich die zartesten Baum- und Gebüschsprossen ab, und warf sie ihr vor. Als sie sich nun hinlänglich gesättigt hatte, band ich ihr wieder das Band um, und nahm sie mit mir in meine Residenz. Sie war durch den Hunger und die Gefangenschaft so zahm geworden, daß sie mir nachlief wie ein Hündchen, und auch wohl ohne Band mit mir gegangen

seyn

seyn würde. Ich pflegte sie von dort an auf das sorgfältigste, und ließ es ihr nie an Futter fehlen. Nach und nach wurde sie ein sehr niedliches, zutrauliches und schmeichelndes Thier, das mir nicht mehr von der Seite ging, und mich auf allen meinen Schritten begleitete.

Die herbstliche Regenzeit war jetzt wieder eingetreten. Ich beging den 30. September als den zweiten Jahrstag meiner Landung auf der Insel wieder eben so feierlich wie das vorigemal, und brachte ihn mit Dankgebeten, Fasten und Bußübungen hin. Ich hatte es Ursache, denn wirklich ließ Gott seine Barmherzigkeit an mir groß werden, durch die Mittel die er mir an die Hand gab, meinen Zustand immer erträglicher zu machen. Im Grunde lebte ich hier in meiner Einsamkeit glücklicher, zufriedener, seliger als in dem Getümmel der Welt; und vermißte ich auch hier das Glück des geselligen Lebens und einige Bequemlichkeiten, so ersetzte sie mir doch Gott hinlänglich durch seine Gnade, seinen Trost, durch die Herzensruhe, womit er mich erfüllte, und die Aussichten auf ein ewiges besseres Leben, womit er mich begnadigte.

Mit solchen Gedanken und Gesinnungen, trat ich das dritte Jahr meines Aufenthalts auf dieser Insel an. Ich würde meine Leser ermüden, wenn

ich

ich ihnen alles berichten wollte, was ich in dem Laufe desselben vornahm; so viel kann ich aber versichern, daß ich selten müßig ging. Ein Theil meiner Zeit blieb dem Gebete und dem Lesen der heiligen Schrift gewidmet; ein anderer Theil meinen Streifzügen und der Jagd, auf die ich täglich drei Stunden verwendete, wenn es nicht regnete; noch einen andern Theil brachte ich mit dem Abbalgen, der Zerlegung, der Aufbewahrung der geschossenen Thiere und der Bestellung meiner Küche zu. Wenn aber die Sonne ihren höchsten Standpunkt erreicht hatte, oder diesem Punkt sich näherte, so war die Hitze so drückend, daß ich unmöglich vor Abend ausgehen konnte.

Zur Arbeit blieb mir also im Ganzen nur wenig Zeit übrig; es wurde demnach auch nur wenig gethan, zumal da mir bei meinem Mangel an Werkzeug und Uebung manche Dinge unglaubliche Mühe machten. So erinnere ich mich unter andern, daß ich zu einem einzigen Brett, das ich in mein Gewölbe brauchte, und, wie ich es schon beschrieben habe, aus einem ganzen Baumstamme zuhauen mußte, zwei und vierzig Tage gebrauchte; dahingegen zwei Säger, mit den nöthigen Werkzeugen versehen, sechs solche Bretter in einem einzigen Tage würden geschnitten haben. — Zum Glück scheuete ich weder Zeit noch Arbeit, und so versah

ich mich nach und nach im Ueberfluß mit allem was ich bedurfte.

Die Regenzeit war vorüber, und ich erwartete nun, im Monath November, wie es mit meiner Gersten- und Reißerndte gehen würde. Ich hatte kein großes Stück Land dazu umgegraben, denn mein Samenvorrath war nur geringe, weil ich durch die trockene Witterung die ganze erste Aussaat verloren hatte. Eine desto reichlichere Erndte versprach ich mir dafür jetzt, da mein Same auf das Ueppigste aufgegangen war. Zum zweitenmal kam ich aber in Gefahr, alle meine Hoffnungen zu verlieren, und zwar durch Thiere von verschiedener Art. Die ersten Feindseligkeiten wurden von den Ziegen und den Hasen begangen, denn kaum hatten sie von der süßen jungen Saat gekostet, so lagerten sie sich um dieselbe her, und fraßen sie fast ganz dicht an dem Boden weg.

Unter solchen Umständen war mein Getreide durch nichts zu retten, als durch eine recht dichte Hecke. Dieß war für mich eine neue schwere Aufgabe, die mir nicht wenig Mühe und Schweiß kostete, zumal da die Sache durchaus keinen Verzug leiden wollte. Da aber das Stück Land nicht groß war, und ich rastlos fortarbeitete, so kam ich doch in Zeit von drei Wochen damit zu Stande. Ehe die Setzlinge angewurzelt waren und fest standen,

konnten sie aber leicht noch von den Böcken durchbrochen werden; darum lauerte ich ihnen den Tag über auf, und schoß einige nieder, in der Nacht aber band ich meinen Hund an einen Pfahl am Eingange, und zwar an einen langen Strick, an welchem er mit einem entsetzlichen Gebelle, bald rechts bald links den Räubern bei dem geringsten Geräusch, das er hörte, zu Leibe zu gehen drohete. So wurden sie am Ende verscheuchtert und vertrieben, und bald sah ich mit Lust mein Getreide wachsen, gedeihen und heran reifen.

Nun fanden sich aber Feinde anderer Art ein, die mir auch kein Körnchen zu lassen droheten, und dieß waren Vögel aller Art, die sich schwarmweise auf die Hecke setzten, und von hier aus die reifen Aehren plünderten. Zum Glück wurde ich ihrer noch zu rechter Zeit gewahr. Ich nahm sogleich meine Flinte, ohne die ich nie ausging, zur Hand, und feuerte unter sie. Von dem Schuß erschreckt, erhob sich schreiend und schwirrend eine ganze Wolke solcher gefiederten Diebe in die Luft, die größtentheils in dem Korn versteckt waren, denn auf der Hecke saß nur der geringere Theil.

Diese Entdeckung versetzte mich in nicht geringe Unruhe; denn da der Mensch geneigt ist, sich immer, wenn eine Gefahr ihm droht, das Schlimmste vorzustellen, so hielt auch ich in dem ersten Schmerz

schon

schon alles für verloren, und machte mir auf kein Körnchen mehr Hoffnung. Darum unterließ ich aber doch bei ruhigerem Blute nichts, dieses Unglück abzuwenden, und nahm mir vor, wenn es nöthig seyn sollte, lieber Tag und Nacht Wache zu halten. Vor allen Dingen mußte ich nachsehen, was mir bis jetzt die unverschämten Diebe noch gelassen hatten. Dieß geschah. Bei genauer Untersuchung fand sich, daß der Schade bei weitem nicht so bedeutend war, als ich mir ihn gedacht hatte. Zum Glück für mich hatten die unreifen Aehren, weil sie die Körner noch nicht fahren ließen, der Raubsucht meiner Feinde Einhalt gethan; und blieb mir nur was noch vorhanden war, so hatte ich immer noch eine sehr reichliche Erndte zu hoffen.

Ich lud sogleich wieder meine Flinte mit Vogeldunst, und ging damit auf die Seite. Da sah ich nun wie rings um mich her, die Diebe auf den Bäumen saßen, und schlau auf mich herab schielten. Wohl wußte ich, daß sie aus ihrem Hinterhalt hervorbrechen würden, so bald ich ihnen aus den Augen wäre. Darum nahm ich meine Flinte auf die Schulter, und stellte mich als ob ich ginge. Kaum war ich fort, so geschah, was ich voraus gesehen hatte: Sie fielen scharenweise über mein Getreide her, und zwar mit einer Gierigkeit, die mir durch die Seele ging. Mit jedem Körnchen das sie aus

den Aehren pickten, glaubte ich einen Laib Brod zu verlieren. Ich gerieth daher in eine unbeschreibliche Wuth, und hätte sie in dem ersten Grimme gerne alle ermorden mögen. Doch mit Toben war hier nichts ausgerichtet. Ich faßte mich wieder, schlich mich mit meiner Flinte, so leise ich konnte, der Hecke nahe, jagte die Räuber auf, und schoß unter ihren dichten Schwarm so glücklich, daß drei todt oder schwer verwundet herab stürzten. Sogleich raffte ich sie auf und hing sie, wie gemeine Diebe, allen andern zur Warnung an eine Art von Galgen. — Dieses Beispiel strafender Gerechtigkeit machte den erwünschesten Eindruck: Denn nicht nur kam das Raubgesindel nicht mehr über mein Kornfeld, sondern verließ auch ganz die Gegend. Wenigstens sah ich keinen mehr in der Nähe, so lange ihre hingerichteten Spießgesellen ihnen zum Schrecken an den Stangen aufgesteckt waren. Dieß gereichte mir, wie man leicht denken wird, zu nicht geringer Freude, und so konnte ich denn mit desto größerer Lust in December meinen Segen einsammeln.

Nun hätte ich einer Sichel bedurft und ich hatte keine. Ein Säbel, wie ich deren mehrere aus dem Schiffe gerettet hatte, mußte ihre Stelle vertreten. Ich hieb damit die Aehren von den Halmen, und diese Arbeit war bald geschehen. Einige Tage lang ließ ich sie trocknen, dann rieb ich

die

die Körner zwischen den Händen aus, und reinigte sie von der Spreu. So unbedeutend auch meine Aussaat gewesen war, so sammelte ich doch, meiner Schätzung nach, gegen zwei und einen halben Scheffel guter Gerste, denn manche Körner hatten in dem trefflichen Boden acht und noch mehr Halmen mit ansehnlichen Aehren getrieben.

Dieser letzte Versuch war für mich sehr ermunternd, und erfüllte mich mit freudiger Zuversicht und dem Vertrauen, daß die göttliche Vorsehung mir es nie an Brod würde fehlen lassen.

Doch nun befand ich mich in neuer Verlegenheit. Wie sollte ich mein Getreide mahlen, wie aus dem Mehl einen guten Teig bereiten, und wie, und wo die Brodlaibe backen? Ich wußte es nicht. Es war auch nicht rathsam, mit meinem geringen Vorrath viele Versuche zu wagen, die leicht mißlingen konnten; hatte ich aber einmal Ueberfluß, dann war ein kleiner Verlust viel leichter zu verschmerzen. Dies alles erwog ich reiflich bei mir selbst, und nahm mir deswegen vor, meine ganze letzte Gerstenerndte, oder doch wenigstens den größten Theil davon, vor der nächsten Frühlings Regenzeit aufs neue auszusäen, und bis dahin mit allem Fleiß noch ein Stück Feld dazu umzugraben.

Jetzt konnte ich mit Wahrheit sagen, daß ich, wie der gemeine Mann spricht, meinem Stückchen

Brod

Brod nachging. Wenig Menschen bedenken aber, wie viel dazu gehört, sich eigenhändig ein Stück Brod zu verschaffen, wie viel Anstalten, Arbeit, Mühe und Zeit erforderlich sind, bis aus dem Samen Getreide, aus dem Getreide Mehl, aus dem Mehl Brod wird, besonders in einer Lage, wie damals die meinige.

Ach ich hatte es nur allzuschwer zu empfinden! Denn erstens fehlte es mir an einem Pflug und an Zugvieh, sogar an einem Grabscheit, die Erde umzuwühlen. Zwar hatte ich mir nicht ohne große Arbeit, eine Schaufel aus Holz zugehauen; was konnte ich aber damit anfangen? Sie war in kurzer Zeit abgenützt, und das Graben mit derselben machte mir, zumal in dem noch nicht urbaren Boden, unglaubliche Mühe. Zweitens fehlte mir, nach der Aussaat, eine Egge, den Samen unter die Erde zu bringen; ein großer Baumzweig, den ich über die Beeten zog, mußte daher ihre Stelle vertreten. Ich hatte bei allen meinen Feldarbeiten zehnmal mehr Mühe, als ein englischer Bauer, aber ich fügte mich in alles mit der größten Geduld und Beharrlichkeit.

Der ausgestreute Same ging nun auf und schoß in Aehren. Wollte ich die Früchte davon nicht verlieren, so mußte ich, wie ich es bereits erzählt habe, das Feld des Wildes und der Vögel wegen, mit einer Hecke umgeben, und mit der Flinte bes

wachen. Dann kam die Erndtezeit, ich mußte es mähen, trocknen, unter Dach bringen, dreschen worfeln, aufbewahren. Nun fehlte mir eine Mühle, es zu mahlen, ein Sieb, es durchzusieben, ein Backtrog, den Teig anzumachen, Salz, ihn zu salzen, ein Gährungsmittel ihn aufzutreiben, und ein Backofen ihn zu backen.

Dieß alles mußte ich mir erst verschaffen, und das war schwer. Gleichwohl ließ ich mich durch keine Schwierigkeit abschrecken, hätte sie auch den Schein der Unmöglichkeit gehabt. Zeit und Mühe scheuete ich nicht. Ich hatte ja bis zur nächsten Erndte sechs volle Monathe vor mir; bis dahin ließ sich viel arbeiten.

Wohlgemuth legte ich also Hand an das Werk, und suchte vor allen Dingen ein zweites großes Stück Land umzugraben. Zum Graben gehört aber ein guter Spaten, und da der alte nichts mehr taugte, mußte ich mir einen neuen machen. Dieß war mein erstes Geschäft, und ich brachte über acht Tage damit zu, so roh und schlecht auch immer diese Schaufel gestaltet war. Nicht ohne vielen sauern Schweiß bearbeitete ich damit zwei ansehnliche Stücke Land, in der Nähe meiner Wohnung. Bald darauf besäete ich sie, und umgab sie mit einer Hecke von eben denselben Bäumen, die ich schon voriges Jahr so glücklich dazu angewendet hatte. Ich

wußte

wußte also schon vorher, daß sie lustig fortwachsen und bald keiner Ausbesserung mehr bedürfen würden. Diese Arbeit allein beschäftigte mich über drei Monathe, den ein Theil davon fiel in die Regenzeit, wo ich nur selten ausgehen und arbeiten konnte.

Wie ich mich indessen zu Hause beschäftigte, werde ich meinen Lesern bald erzählen. Selbst durch dringende Arbeiten ließ ich mich nicht abhalten, mich mit dem Unterricht meines Papageies zu beschäftigen. Er lernte nach und nach schwatzen, und seinen Namen: Schön Pappchen aussprechen. Es waren dieß die ersten Worte, die ich aus einem andern als meinem Munde hörte. Das hübsche freundliche Thier leistete mir Gesellschaft bei meiner Arbeit, und oft dienten mir meine Unterredungen mit ihm zur Erholung von meinen Geschäften, die mehrmals für mich von großer Wichtigkeit waren, wie meine Leser es bald vernehmen werden.

Schon lange ging ich mit dem Gedanken um, mir irdenes Geschirr zu machen, das mir immer unentbehrlicher wurde; nur wußte ich nicht recht, wie ich die Sache angreifen sollte, denn fürs erste hatte ich keinen Thon, und fürs zweite keinen Brennofen. Einen Topf aus freier Hand zu formen, getraute ich mir wohl; auch sah ich voraus, daß nichts leichter seyn würde, als ein irdenes Gefäße an den

heißen Sonnenstrahlen so fest zu härten, daß man wenigstens trockene Sachen wie Korn, Mehl u. s. w. darin aufbewahren, und von einem Ort zum andern tragen könne.

Ich ging also vor allen Dingen nach Thon aus, und entdeckte glücklich mehr als ich brauchte. Nun machte ich mich sogleich an die Arbeit, mit dem Vorsatz, mir vor allem zwei Töpfe der größten Art, zur Aufbewahrung meines künftigen Mehl und Reißvorraths zu formen. Meine Leser würden aber lachen und mich bemitleiden, wenn ich ihnen erzählen wollte, wie ungeschickt ich die Sache angriff, wie viele mißlungene Versuche ich machte, was meine Kunstwerke für eine seltsame und unförmliche Gestalt bekamen, wie manche davon wieder zusammen fielen, weil der Thon unter seiner eigenen Last erlag, wie viele in der Sonnenhitze zersprangen, weil ich sie nicht langsam genug trocknete; wie viele zerbrachen, wenn ich sie von einem Orte nach dem andern trug, sie mochten nun noch naß oder schon trocken seyn. Genug, nach unsäglicher Mühe, die ich mir mit dem Ausgraben, Zubereiten, Reinigen, Formen des Thons gab, brachte ich nicht mehr als zwei große und häßliche Ungebilde zu Stande, die ich nicht wagen darf, Töpfe zu nennen. Gleichwohl hatten sie mir mehr als zwei Monathe Arbeit gekostet.

Sie waren an der Sonne vollkommen gut ausgetrocknet, und hatten eine solche Festigkeit erlangt, daß es mir glückte, sie unzerbrochen in zwei große Körbe zu setzen, die ich ausdrücklich dazu geflochten hatte. Den leeren Raum der zwischen ihnen und dem Korbe blieb, stopfte ich mit Reiß- und Gerstenstroh behutsam aus. So konnte ich also hoffen, daß die beiden Töpfe immer trocken bleiben, und mir zur Aufbewahrung meines künftigen Mehles dienlich seyn würden.

Waren mir die großen Töpfe schlecht gelungen, so geriethen mir desto besser die kleinen. Freilich waren sie ohne Ausnahme unförmlich genug, aber doch haltbar. Ich fornite runde und flache, Krüge und Tiegel, alles in ziemlicher Anzahl. Der Thon nahm unter meiner Hand allerlei Gestalten an, und erlangte an den heißen Sonnenstrahlen eine große Härte.

Doch immer noch hatte ich nicht was ich eigentlich wünschte, nämlich irdene Gefäße zum Kochen und zum Aufbewahren des Wassers und anderer Flüssigkeiten. Bald darauf fand ich aber unter den Kohlen, über denen ich mein Fleisch gebraten hatte, ein Stück von meinem Töpfergeschirr, das roth und hart wie ein Ziegelstein war. Voll Freude über diese Entdeckung dachte ich bei mir selbst: Warum sollten nicht ganze Töpfe eben so

leicht

leicht zu Stein gebrannt werden können, als einzelne Trümmer, die ganz ohne mein Zuthun in das Feuer gekommen waren!

Voll von diesen Gedanken überlegte ich, wie ich es allenfalls anfangen könnte, mein Geschirr zu brennen. Von einem Töpferofen hatte ich keinen Begriff, denn ich hatte nie einen gesehen. Doch wußte ich schon aus Erfahrung, daß Thongefäße nur allmählig dürfen erhitzt werden, wenn sie nicht zerspringen sollen, denn es waren mir schon mehre an dem Feuer zersprungen, weil ich es hierin versah. Ich nahm daher drei Töpfe und drei Krüge, von denen ich einen in den andern setzte, stellte sie auf Asche, und zündete rings herum, doch in einer gewissen Entfernung ein lustiges Feuer an, das ich immer mehr verstärkte, und meinem Geschirr näher rückte, bis ich sah, daß es roth wie Eisen in der Esse glühete. In diesem Grad von Hitze erhielt ich es fünf bis sechs Stunden lang. Eines davon, bei welchem wahrscheinlich Sand unter den Thon gekommen war, fing wie ich bemerkte, an zu fließen, und schien zerschmelzen zu wollen. Unruhig über diese Erscheinung, mäßigte ich das Feuer, ließ es nach und nach ausgehen, und das Geschirr erkalten. Damit nichts dabei versehen werden möchte, blieb ich die ganze Nacht auf. Als endlich das große Werk vollbracht war,

untersuchte ich es genauer, und siehe da, es war treff-lich gelungen; alle sechs Stücke waren unbeschädigt geblieben, und ich hatte mich mit drei Töpfen und drei Krügen bereichert, die zwar nichts weniger als schön, aber sämtlich sehr gut waren. Nur ein einziger hatte aber Glasur, nämlich derjenige, an dem der Sand geschmolzen war. Die übrigen waren nicht so brauchbar zum kochen, weil sie das Wasser zu sehr einsaugten. Warum wußte ich doch damals nicht, daß mir mein Klumpen Blei so gu-te Dienste zur Glasierung meines Geschiers hätte leisten können.!

Meine Freude über diesen ersten so gut gelun-genen Versuch war unbeschreiblich. Ungesäumt machte ich mir einen Versuch mit den Töpfen, füllte einen mit Wasser und setzte ihn mit einem guten Stück Fleisch an das Feuer. Das Wasser gerieth in Sud und verwandelte sich in eine treff-liche Fleischbrühe, so gut sie nämlich von magerm Ziegenfleisch zu erhalten war. Der Topf aber blieb vollkommen unbeschädigt.

Nun war mein sehnlichster Wunsch, mir auch einen guten Steinmörser zu verfertigen, um in der Folge mein Korn darin zu zerstampfen, denn eine Mühle zu bauen war für mich baare Unmöglich-keit, denn ich hatte nicht einmal einen Begriff von dem Mechanismus, viel weniger die nöthige Ge-

schick-

schicklichkeit dazu. Also anstatt mein Getreide zu mahlen, mußte ich mich begnügen es zu zerstampfen. Ich durchsuchte nun alle Umgebungen meiner Residenz nach einem großen tüchtigen Stein; allein nirgends fand sich einer wie ich ihn mir wünschte. Ein Stück von dem Felsen loszubrechen, war zwar so gar schwer nicht; allein der Stein schien zu meinem Zweck nicht brauchbar, denn er war blättericht und sandig, hatte also nicht Festigkeit genug. Von gleicher Beschaffenheit waren auch alle anderen Steine in der Nähe. Ich wollte daher lieber einen Versuch in Holz machen, nahm einen recht starken Kloz von dem härtesten Holz, richtete ihn mit meinem Beil und meinem Hobel gehörig zu, und tiefte ihn mit unsäglicher Mühe aus. Als ich mit meinem Beil nicht mehr tiefer auf den Grund kommen konnte, nahm ich wie die Wilden, wenn sie Baumstämme zu Kähnen aushöhlen, das Feuer zu Hülfe, und so verschaffte ich glücklich meinem Mörser die gehörige Weite und Tiefe. Hierauf bereitete ich mir auch einen tüchtigen Stößel von dem besten Eisenholz, und erwartete mit Ungeduld die Zeit der Erndte, nach welcher ich sogleich Gebrauch von meinen Vorrichtungen zu machen gedachte.

Zur Reinigung des Mehls und zur Sonderung desselben von der Kleie gehörte aber auch ein Sieb. Ich mußte mir also eines machen; allein wie?

Das ging über meinen Verstand, denn es fehlte mir alles was dazu gehörte; ich hatte weder Roßhaare, noch Beuteltuch, noch Leinwand. Die wenige, die ich mit aus dem Schiffe gebracht hatte, war verbraucht oder zerlumpt: Ich wußte mir also auf keine Art zu helfen, und zerbrach mir mehrere Monathe den Kopf. *) Zwar hatte ich Ziegenhaare genug; ich konnte sie aber weder spinnen noch weben, und folglich keinen Gebrauch davon machen. Nach langem Suchen fand ich endlich unter meinem Vorrath einige musselinene Halsbinden der Matrosen. Da hatte ich nun endlich was mir fehlte. Ich machte mir drei Siebe daraus, die mir mehrere Jahre lang gute Dienste leisteten, bis ich sie weiterhin als die Noth es erforderte, und sich Gelegenheit dazu zeigte, doch eine andere Erfindung ersetzte.

Nun kam ich auf die Einrichtung meiner Bäckerei. Ich sah schon voraus, daß ich aus dem besten Mehl schlechtes Brod backen würde, denn es fehlte mir an Sauerteig, an Hefen, an jedem andern Gährungsmittel, und ich sah keine Möglichkeit voraus,

*) In dem südlichen Frankreich machen sich die Bauern Siebe von durchstochenen Häuten. Es ist zu verwundern, daß Robinson nicht auf diesen Gedanken verfiel.

aus, mir eines zu verschaffen. Darum wollte ich mir auch gar nicht länger den Kopf damit zerbrechen, und mich lieber mit der Erbauung eines tüchtigen Backofens beschäftigen. Ich hatte dergleichen schon öfter auf dem Lande gesehen, und hielt es auch nicht für sonderlich schwer, ein solches Kunstwerk nachzumachen, glaubte aber meinen Zweck auf eine viel kürzere Art durch eine andere Erfindung, erreichen zu können. Ich formte mir nämlich aus Thon zwei sehr weite, aber gar nicht tiefe Gefäße, die ungefähr zwei Fuß im Durchmesser und nur neun Zoll in der Tiefe haben mochten. Sie wurden getrocknet und gebrannt wie mein anderes Geschirr, dann aber einstweilen auf die Seite gestellt. Wollte ich nun Brod backen, so machte ich erst ein großes Feuer auf meinen Herd, der aus viereckigen Backsteinen gebaut war, die ich auf meine gewöhnliche Art bereitet hatte. Wenn nun mein Feuer zu Kohlen zusammen gebrannt war, breitete ich die Gluth auf dem ganzen Herde aus, bis er ganz davon erhitzt war. Hierauf streifte ich sie zusammen, kehrte den Herd sauber ab, legte meine Brode darauf, deckte umgestürzt die beschriebenen Gefäße darauf, und umgab und bedeckte sie ganz mit Kohlen. So concentrirte sich also die Hitze von allen Seiten unter dem Gefäße, und das Brod wurde so gut als in dem besten Beckerofen ge-

backen. — Bald machte ich Versuche mit Kuchen und Reiß-Puddings; mit der eigentlichen Pasteten-bäckerei wollte ich mich aber nicht befangen, denn es fehlten mir dazu die nöthigen Gewürze, Butter und andere Zuthaten. Freilich hätte ich sie ganz wohl mit Ziegenfleisch oder jungen Tauben und andern Vögeln füllen können; sie würden aber ungewürzt in der trockenen Kruste nicht besonders gut geschmeckt haben.

Mit solchen Beschäftigungen verbrachte ich den größten Theil des dritten Jahres, das ich auf der Insel verlebte; doch kosteten mir auch die Bestellung meiner Aecker und die Erndtearbeiten viele Zeit. In den trockenen Monathen wurde mein Korn geschnitten; ich trug die Aehren so gut ich konnte nach Haus, und bewahrte sie in meinen großen Körben auf, bis ich Zeit haben würde, die Körner zwischen den Händen auszureiben.

So verfuhr ich wenigstens, so lange mein Vorrath noch klein war. Jetzt aber, da ich eine so reichliche Erndte zu erwarten hatte, mußte ich mir eine besondere Scheune anlegen. Wirklich bekam ich über zwanzig Scheffel Gerste und eben so viel Reiß. Von nun an konnte ich mich wieder satt an Brod essen, und das war für mich, so schlecht es auch schmeckte, kein geringes Glück, denn schon lange war mein Zwieback zu Ende, und ich mußte

mich ganz ohne Brod behelfen. Ich suchte nun zu berechnen, wie viel Gerste jährlich höchstens zu meinem Bedarf erforderlich seyn würde, um mich mit meiner Aussaat darnach richten zu können. Da fand sich nun, daß mir vierzig Scheffel jährlich genügen würden, und ich also jedesmal vor der Regenzeit nicht mehr auszusäen brauchte, als letzthin, doch voraus gesetzt, daß alle Erndten eben so ergiebig ausfallen würden.

Die geehrten Leser werden leicht glauben, daß oft während meiner Arbeit, meine Gedanken über das Meer hinüber schweiften, in das Land, das ich meiner Insel gegenüber entdeckt hatte. Ich befand mich hier einsam auf einem unbewohnten Eilande, aus welchem kein Ausgang war; hätte ich aber an jene Küsten gelangen können, die wahrscheinlich ein Stück des Continents waren, so konnte ich von da weiter kommen, und doch einem Ende meines Elends entgegen sehen. Dabei berechnete ich aber freilich nicht die Gefahren, denen ich mich aussetzte, und die mir besonders von Seite der Wilden droheten, die furchtbarer waren, als die africanischen Löwen und Tiger. Ein wahres Wunder wäre es gewesen, wenn ich nicht von ihnen entdeckt, ermordet und gefressen worden wäre, denn ich erinnerte mich gar wohl, öfters gehört zu haben, daß die Caraiben, welche diese Inseln und Kü-

stenlande bewohnen, sämtlich Menschenfresser der schlimmsten Art seien. Wären sie es aber nicht gewesen, so war doch nichts wahrscheinlicher, als daß sie mich tödten würden, wenn ich ihnen in die Hände fiele, denn ein gleiches Schicksal hatten vor mir schon viele andere Europäer gehabt, selbst wenn sie zehn ja zwanzig Mann stark waren. Noch viel sicherer würde demnach der Untergang eines einsamen hülflosen Fremdlings, wie ich, gewesen seyn. — Dieß alles hätte ich freilich wohl erwägen sollen, auch dachte ich in der Folge viel darüber nach. Die Sehnsucht nach menschlichen Umgang und Rettung machte mich aber anfangs taub für alle Vernunftgründe, und ich beschäftigte mich sehr ernstlich mit dem Gedanken, auf einem Fahrzeuge das ich mir bauen wollte, in jenes bessere Land hinüber zu schiffen.

Vergeblich wünschte ich mir jetzt meinen Xurt und das große Boot mit seinem lateinischen Segel zurück, auf welchem ich eilf hundert Meilen weit an der africanischen Küste hingesteuert hatte. Wie leicht hätte ich auf demselben die Gestade von Brasilien erreichen können! Eitle nie zu erfüllende Wünsche! Doch es war ja noch das Boot vorhanden, in welchem wir uns von dem gescheiterten Schiffe entfernt hatten. Noch immer lag es an dem Strande wie vor zwei Jahren. Ich lief hin

es zu untersuchen. Die Fluth hatte es etwas tiefer in das Land geworfen, und fast ganz umgestürzt. Es lehnte sich an einen hohen Sandhügel, und befand sich selbst bei hohen Wasserstande ganz auf dem Trockenen.

Hätte ich jemand zur Seite gehabt, der mir geholfen hätte es auszubessern, aufzustellen und wieder in die See zu bringen, so hätte ich es noch trefflich benutzen können. Mir allein aber war es ganz unmöglich, es wieder aufzurichten und flott zu machen; eben so leicht hätte ich die ganze Insel umgekehrt. Gleichwohl machte ich einen Versuch, ging in den Wald, hieb junge Bäume zu Hebeln und Walzen ab, und übte damit meine Kräfte an dem Boote, fest entschlossen, mich auch ganz allein darauf in die See zu wagen, wenn es mir gelingen sollte, es wieder in das Wasser zu bringen.

Allein mehr als drei oder vier Wochen arbeitete ich fruchtlos. Als ich nicht vermochte, es mit Hebeln aufzurichten, suchte ich es zu untergraben, und mit untergelegten Hölzern so zu stützen, daß es mußte aufrecht zu stehen kommen. Allein auch diese Versuche waren vergeblich. Es blieb unverrückt liegen, und ich mußte von meinem Vorhaben abstehen. Die Masse war viel zu schwer für die Kräfte eines einzigen Menschen. Je klarer mir aber die Unmöglichkeit vor Augen lag, das Boot

wieder flott zu machen, desto sehnlicher regte sich in mir das Verlangen über die schmale Meerenge hinüber auf das feste Land zu kommen.

Ich überlegte daher, ob ich mir nicht allenfalls ohne fremde Beihülfe, nach Art der Wilden dieser Gegend, ein Boot aus einem Baumstamme zimmern könne? Die Sache schien mir nicht nur möglich, sondern sogar leicht, denn ich hatte ja viel bessere Werkzeuge als die Wilden. Darum fühlte ich mich auch in dem ersten Augenblick ganz begeistert von diesem Gedanken, und sah mich schon im Geiste in meinem Kahn auf der glatten Meeresfläche wogen. Ich wollte ungesäumt in den Wald gehen, einen der schönsten und stärksten Bäume auswählen, ihn fällen, ihn zuhauen, und ihm die Gestalt eines Bootes geben, mit meinem Beil oder mit Feuer ihn aushöhlen, kurz das ganze Fahrzeug so herrichten, wie es in meiner Phantasie schon fertig vor mir stand. — Wie dann aber weiter? — Wer würde mir helfen, es von dem Walde aus an den Strand zu tragen oder zu walzen und flott zu machen? Diese Schwierigkeit allein überwog hundertmal alle andere die von den Wilden bei ihren unvollkommenen Werkzeugen zu besiegen waren. Was half es mir, mit unsäglicher Mühe auch den besten Kahn gezimmert zu haben, wenn ich ihn unbenutzt in dem Walde mußte verfaulen lassen.

Ich

Ich verschwieg mir zwar nicht diese Bedenklichkeit; aber schon der bloße Gedanke einen Kahn zu besitzen, lachte mir so freundlich entgegen, daß ich mich nicht enthalten konnte, das große unsinnige Werk zu unternehmen. Ich dachte, wenn das schöne Fahrzeug nur einmal fertig ist, so wird sich schon ein Mittel ersinnen lassen, es an den Strand zu bringen, und Gott wird weiter helfen, wie er so oft geholfen hat.

So machte ich mich denn, allen Einwendungen der gesunden Vernunft zum Trotz, an das schwierige Werk, suchte mir in dem Walde eine Ceder aus, und fand sie schöner als der König Salomo auf dem Libanon zu seinem Tempelbau. Sie hatte unten am Fuß fünf Schuh zehn Zoll im Durchmesser, und ein und zwanzig Fuß weiter oben, als so lang ich das untere Stück des Stammes zu meinem Kahn brauchte, noch immer vier Schuh eilf Zoll. Zwanzig Tage bedurfte es, diesen ungeheuern Baum zu fällen, vierzehn Tage den obern Theil davon abzuhauen, und einen ganzen Monath ihn abzuschälen, zuzuhauen, zu behobeln, und ihm auch nur äußerlich die Gestalt eines Bootes zu geben, damit er im Wasser nicht umschlagen möchte. An der Austiefung des Innern arbeitete ich unermüdet wenigstens ein Vierteljahr, und zwar ohne Feuer, einzig und allein mit dem Beil, dem Meis-

sel und dem Schlägel. Endlich war der Kahn fertig, und sauber gearbeitet, auch geräumig genug, zwanzig bis fünf und zwanzig Mann zu fassen, folglich mich mit meiner ganzen Habe aufzunehmen, stand er vor mir.

Meine Freude über die glückliche Vollendung dieses großen Werkes war unbeschreiblich. Wirklich konnte ich stolz darauf seyn, denn gewiß hatte nie ein einzelner Mensch vor mir einen Kahn von dieser Größe aus einem einzigen Stück Holz gezimmert Ich wenigstens hatte nie einen ähnlichen gesehen Wie viel Mühe und Arbeit, wie viel sauern Schweiß hatte er mir auch nicht gekostet!

Nun war aber noch das Schwerste übrig: Es fragte sich nämlich, wie ich ihn an das Meer bringen und flott machen sollte? Wäre mir das gelungen, so hätte ich ganz gewiß die tollkühne Reise nach dem festen Lande unternommen. Allein alle Versuche, die schwere unbehülfliche Masse vorwärts zu bringen, waren vergeblich. Hätte ich doch jeden Tag auch nur um einen Schritt mich damit dem Meere nähern können, so würde ich die Hoffnung nicht aufgegeben haben, denn es war nur zwei hundert Ruthen davon entfernt. Selbst eine kleine Anhöhe über welche der nächste Weg führte, hätte mich nicht abgehalten. Ich durchgrub sie, und mühete mich unglaublich damit ab; allein ich scheue

te

te keine Arbeit, denn es galt ja eines der höchsten Güter des Lebens, meine Freiheit. Doch auch durch diese neue Unternehmung kam ich um nichts weiter. Der Kahn stand fest und ließ sich so wenig bewegen, als das gestrandete Boot.

Ich nahm mir hierauf vor zu versuchen, ob sich nicht das Meer vielleicht durch einen Kanal nach dem Orte leiten ließe, wo mein Kahn stand, machte mich auch ungesäumt an die Arbeit. Als ich aber berechnete, wie breit, wie tief, wie lang der Kanal werden müsse, und wie viel ich in einem Tage ohne andere Hülfe als meine zwei rüstigen Arme daran machen könne, fand sich daß ich wenigstens zehen oder zwölf Jahre unermüdet daran hätte arbeiten müssen, denn an dem entferntesten Orte von dem Meer, hätte der Graben wenigstens zwei und zwanzig Fuß tief werden müssen. So gab ich denn diesen Plan wieder auf, obgleich sehr ungerne.

Darüber wurde ich ganz traurig. Und jetzt erst sah ich ein, wie thöricht es ist, ein Werk auf gerathewohl zu unternehmen, ohne erst die Möglichkeit der Ausführung zu berechnen, und zu prüfen, ob es nicht über unsere Kräfte gehe?

Unter dieser Arbeit beschloß ich das vierte Jahr meines Aufenthalts auf der Insel, und feierte wieder

der den Tag meiner Ankunft mit eben denselben Andachtsübungen wie die vorigen male. Lebendig fühlte ich nun, daß ich durch Gottes Wort und seine Gnade wirklich ein ganz anderer Mensch geworden war. Mein Herz war ruhig; ich schickte mich in meine Lage, und fing an die übrige Erde als ein fremdes Land zu betrachten, in welchem keine Wohnstätte für mich war, in dem ich nichts zu hoffen, nichts zu wünschen hatte. Abgeschnitten von allem Verkehr mit den Menschen, blickte ich von meiner Insel aus auf sie hinüber, wie ein Bewohner jener Welt, der einst unter ihnen gelebt hatte, künftig aber nie wieder unter ihnen leben würde.

Die tiefe Kluft die zwischen mir und den andern Bürgern befestiget war, schützte mich vor aller Ansteckung mit ihren Lastern und Sünden Ich besaß in meiner Abgeschiedenheit fast alles was ich bedurfte; ich war Herr und König der Insel; alles was sie enthielt war mein, alles meinem Willen unterworfen; ich konnte ganz darin walten wie ich wollte; niemand machte mir die Herrschaft streitig; kein anderer Regent herrschte unumschränkter und mit größerer Sicherheit; ich hatte Ueberfluß an allem. Nur von mir hing es ab, mir große Kornmagazine anzulegen, und Schildkröten zu hunderten einzufangen; aus meinen Waldungen hätte ich Bauholz zu ganzen Städten, zu ganzen Flotten nehmen,

und

und viele Schiffe mit Wein und Rosinen aus meinen Weinbergen beladen können.

Von dem allen bedurfte ich aber nur so viel, als zu meiner Lebensnahrung und Bequemlichkeit erforderlich war; alles übrige hatte keinen Werth für mich. Was hätte ich mit meinem Ueberfluß an Korn, an Reiß, an Schildkröten, an Feder : und anderm Wild anfangen sollen? Es wäre ja alles verdorben, alles verfault, wie die vom Sturm entwurzelten Bäume in meinem Wald, von denen ich nichts benützen konnte, als meinen kleinen Bedarf an Brennholz.

So überzeugte ich mich also, daß die Schätze dieser Welt nur Werth haben, in so ferne wir sie selbst genießen, oder andere damit glücklich machen können. Alles was der Mensch mehr hat, ist für ihn so gut als wäre es nicht da. In meiner Lage würde wahrscheinlich der größte Geizhalz von dem Laster des Geizes geheilt worden seyn. Ich hatte, wie ich es schon erzählt habe, eine Summe von ungefähr sechs und dreißig Pfund Sterling an Gold : und Silbermünze liegen. Sie nützte mir nicht mehr als Steine und Spreu, und ich achtete sie auch nicht mehr. Gerne hätte ich eine ganze Hand voll Geld für eine Tabakspfeife, gerne sogar alles für eine Handmühle, meiu Korn zu mahlen, oder für ein Papierdutte voll Sämereien und ein

Glas

Glas voll Dinte gegeben. Denn was sollte ich auf dieser Insel damit machen, wozu konnte es mir helfen, was für einen Genuß mir verschaffen? Unangerührt verrostete es daher in dem Winkel einer Schublade; und hätte ich diese Schublade voll Diamanten gehabt, so hätten sie mir eben so wenig genützt.

Im Ganzen führte ich jetzt ein viel angenehmers und glücklicheres Leben als sonst. Das erkannte ich aber auch, und immer dankte ich, so oft ich meine Mahlzeit verzehrte, aus vollem Herzen der Vorsehung, die mir mit mütterlicher Hand selbst in der Wüste einen Tisch gedeckt hatte. Vorzüglich gründete sich auch meine Zufriedenheit auf die Regel die ich befolgte, alles im Leben mehr von der guten als von der schlimmen Seite zu betrachten; mehr das zu berücksichtigen was ich wirklich hatte, als was ich haben könnte; mehr auf die Unglücklicheren herab, als auf die Glücklicheren hinauf zu schauen.

Noch ein anderer Gedanke war für mich eine Quelle des Trostes und der Beruhigung. Um wie viel unglücklicher wäre nämlich nicht mein Loos gewesen, wenn ich, wie es anfangs wirklich der Fall war, nichts mit auf die Insel gebracht hätte, als mein Taschenmesser und meine Tabakspfeife? Wenn die Vorsehung das gestrandete Schiff nicht in meine

Nähe geführt, wenn sie mich nicht in den Stand gesetzt hätte, die Vorräthe auf demselben mir größtentheils zuzueignen, mich mit Mundvorrath, Waffen und Werkzeug aller Art zu versehen. — Hätte ich dieß alles entbehren müssen, was wäre dann aus mir geworden? Wie hätte ich mich nähren, wie mir eine Wohnung bauen und Schutz gegen die üble Witterung finden sollen? Nichts hätte ich dann höchstens zu meinem Unterhalt gehabt, als das rohe Fleisch einiger Schildkröten und anderer Schalthiere, und ehe ich dergleichen entdeckte, wäre ich wahrscheinlich erhungert. Ohne Feuer würde ich viel elender gelebt haben, als der roheste Wilde, denn gesetzt auch, es wäre mir gelungen, manchmal eine Ziege oder einen Vogel zu erhaschen, wie hätte ich das Fleisch braten oder sonst genießbar machen wollen? Und hätte ich vollends das Unglück gehabt, auch nicht einmal ein Messer zu besitzen, so hätte ich ja nicht einmal ein Thier abbalgen können; ich hätte es, wie ein Tiger, mit den Nägeln und Zähnen zerreissen müssen.

Diese und noch viele andere Betrachtungen mehr erfüllten mein Herz mit innigem Dank gegen die Vorsehung, und forderten mich zu einer gänzlichen Ergebung in ihre weisen Fügungen auf. Ich befand mich noch unter der Zahl der Lebendigen; ich hatte nicht die Strafe erduldet, die meine Sünden ver-

dien-

dienten; ich genoß im Gegentheil eines Glückes, dessen ich nicht werth war: War ich also berechtigt über mein Schicksal zu murren? war ich nicht vielmehr dem Himmel zu tiefgefühltem Dank verpflichtet, daß er mich so wundervoll erhalten hatte, daß er mich speisete, wie einst Elias durch die Raben gespeis't wurde, die ihm auf Gottes Befehl Nahrung brachten? — Doch ich komme wieder auf meine Geschichte zurück.

Meine Dinte war schon lange zu Ende gegangen; immer goß ich aber auf den Satz etwas Wasser, um mir sie länger zu erhalten. Am Ende aber wurde sie so blaß, daß ich kaum mehr das Geschriebene lesen konnte. So lange sie noch brauchbar war, zeichnete ich alles auf, was mir Merkwürdiges begegnete; und so fand sich denn bei dem Durchlesen meiner Begebenheiten, daß die wichtigsten derselben fast immer auf einen und denselben Tag des Jahres fielen. Wäre ich zum Aberglauben geneigt gewesen, so hätte ich gute Ursache gehabt, an glückliche und unglückliche Tage zu glauben:

An eben demselben Tage des Jahrs, an welchem ich aus dem Vaterhause entfloh, nach Hull kam und Matrose wurde, an eben diesem Tag wurde ich von dem marokkanischen Seeräuber gefangen genommen und nach Salee geführt.

An eben demselben Tage des Jahrs, da ich mich auf der Rhede von Yarmouth aus dem Schiffbruch rettete, entkam ich auch glücklich in einem Boote aus dem Hafen von Salee.

An dem Tag meiner Geburt, nämlich am 30. September, wurde ich wunderbar aus den Meeresfluthen gerettet, und an den Strand meiner Insel geführt. Mit diesem Tage fing also für mich hier auf diesem Eilande, wie einst in Großbritannien, ein neues Leben für mich an.—

Meine Kleider fingen nun an zu zerreissen. Schon lange hatte ich keine andere Wäsche mehr als einige bunte Matrosenhemden, die ich aus dem Schiffe gerettet hatte. Ich schonte dieselben so viel als möglich, denn oft konnte ich nichts als ein dünnes Hemd auf dem Leibe leiden. Ein nicht geringes Glück war es für mich, daß ich im Ganzen gegen drei Dutzend vorgefunden hatte. Auch einige grobe Ueberröcke hatte ich an das Land gebracht, konnte sie aber nicht tragen, weil sie mir viel zu warm waren.

Die Hitze war für gewöhnlich so groß, daß ich der Kleider füglich ganz hätte entbehren können; allein nie konnte ich mich entschließen, nackt zu gehen, ob ich gleich von keinem menschlichen Auge gesehen wurde. Nicht einmal den Gedanken daran konnte ich ertragen. Hätte ich mich aber auch über-

alle

alle Bedenklichkeiten wegsetzen wollen, so hätte ich es doch wohl schwerlich ausstehen können, denn die glühende Sonnenhitze verbrannte mir, schon wenn ich mich badete, so unerträglich die Haut, daß ich Blasen davon bekam. Hatte ich hingegen ein Hemde umgeworfen, so zog die Luft durch und fächelte und kühlte mich, folglich hatte ich nicht halb so viel von der Hitze auszustehen. — Eben so konnte ich es nicht ertragen, nie gewöhnen, mich in bloßem Kopf der Sonne auszusetzen, denn sie stach so gewaltig, daß ich sogleich Kopfschmerzen davon bekam, die aber wieder nachließen, so bald ich einen Hut aufsetzte.

Im Regen aber vermochte ich einer besseren Bedeckung nicht leicht zu entbehren. Alle meine Westen waren ganz abgetragen; ich nahm daher einen Ueberrock und noch einige andere Kleider, die ich aus dem Schiffe gerettet hatte, und machte mir eine Art von Schlafrock daraus. Aus dem Maurer und Zimmermann wurde jetzt ein Schneider, und zwar einer der erbärmlichsten. Mit unsäglicher Mühe stoppelte ich mir auch ein Paar neue Westen, und ein Paar Unterhosen zusammen; sie waren aber so ganz schlecht gemacht, daß ich mich vor mir selbst schämte.

Auch meine getrockneten Felle suchte ich zu Kleidungsstücken zu benützen. Die meisten aber waren

an der Sonne so hart und starr geworden, daß sie nicht zu gebrauchen waren. Aus den besseren machte ich mir, statt eines Hutes, eine große Mütze mit auswärts gekehrten Haaren, zum Schutz gegen den Regen, und dann auch ein weites Kamisol und offene Hosen, denn ich mußte mehr dabei auf die Hitze und die Nässe, als auf die Kälte Bedacht nehmen. Alles war ganz abscheulich gemacht. Gleichwohl leistete mir dieser ganz lächerliche Anzug die herrlichsten Dienste, besonders im Regen, von dem er nicht durchdrungen werden konnte.

Nach Vollendung jener Arbeit verwendete ich sehr viel Zeit und Mühe auf die Verfertigung eines Sonnenschirms. Wie diese Schirme gemacht werden, hatte ich in Brasilien gesehen, wo man sich derselben allgemein gegen die Sonnenhitze bedient. Da ich nun unter einem noch heißeren Himmel wohnte, folglich noch mehr davon auszustehen hatte, und auch sehr oft in dem Regen ausgehen mußte, so konnte auch ich eines solchen Schirms nicht leicht entbehren. Auch meine Leser werden dies einsehen und sich wundern, daß ich nicht schon viel früher Hand an das Werk legte. Wirklich hatte ich es schon mehrmals versucht, aber immer ohne den erwünschten Erfolg. Zwar gelang es mir so ziemlich einen offenen Schirm zu Stande zu bringen, ich strebte aber nach einem solchen,

den

den man auch zusammen legen konnte, denn ihn immer ausgespannt über dem Kopf zu tragen, war mir viel zu beschwerlich. Endlich gerieth mir doch einer nach Wunsch. Freilich fiel er ziemlich schwer und unbehülflich aus, denn anstatt mit Taffet, überzog ich ihn mit rauhen Thierfellen; doch leistete er mir die besten Dienste, denn ich stand im stärksten Regen darunter trocken, wie unter einem Wetterdach, und ging in der glühendsten Hitze, im dicksten Schatten. Bedurfte ich seiner nicht, so legte ich ihn zusammen und trug ihn unter dem Arme.

So lebte ich ruhig und zufrieden, im Ganzen viel glücklicher als im Verkehr mit der Welt. Ich war mir selbst der beste Umgang; und wenn ich das Bedürfniß fühlte, zu sprechen und mich Andern mitzutheilen, so wendete ich mich mit meinem Anliegen an Gott.

Nach Vollendung der gedachten Arbeiten begegnete mir fünf Jahre lang nichts Neues, oder wenigstens nichts Merkwürdiges. So wie ich es gewohnt war, lebte ich an demselben Ort und in denselben Verhältnissen fort. Das Aussäen meines Getreides, die Erndte, die Weinlese, die Bereitung meines Brodes, meiner Rosinen und die Jagd blieben immer meine Hauptgeschäfte. Darneben zimmerte ich mir aber auch einen kleinen Kahn,

zu welchem ich einen Baum an einem solchen Orte wählte, wohin ich das Meer leiten konnte. Ich grub, als derselbe fertig war, einen Kanal, sechs Fuß tief und vier Fuß breit, und führte auf demselben glücklich mein neues Fahrzeug in die Bucht. Den ersten aber, der viel zu groß war, als daß ich ihn hätte bis an die See bringen können, mußte ich liegen lassen wo er war. So blieb er denn in dem Walde, mir zur Warnung vor unbedachtsamen Unternehmungen. Wirklich war ich durch Schaden klüger geworden, und hatte bei dem zweiten Kahn besser meine Kräfte und die Möglichkeit des Erfolgs berechnet. Zwar kostete er mir eine zweijährige schwere Arbeit; ich wurde aber durch den erwünschten Erfolg hinlänglich entschädigt.

Es stand mir also von nun an ein tüchtiges, obgleich nur kleines, Fahrzeug zu Gebote. Anfangs war meine Absicht, auf demselben eine Reise hinüber auf das feste Land zu wagen; der Kahn war mir aber jetzt zu klein dazu. Doch nahm ich mir vor, meine ganze Insel darauf zu umschiffen. Ich hatte sie bereits zu Lande bereis't, und was ich davon gesehen hatte, erregte in mir den Wunsch, ihre Küsten vollständig kennen zu lernen. Ich dachte daher an nichts, als eine Reise um dieselbe zur See. Mein Kahn wurde so schnell als möglich mit Mastbaum und Segel, auch mit den übrigen

Schiffsbedürfnissen versehen. Erst machte ich eine kleine Probefahrt damit, und siehe da, ich fand, daß sich's sehr gut darauf steuern ließ. Nun richtete ich mir an dem Vorder- und Hintertheil geräumige Behältnisse zur Aufbewahrung meiner Vorräthe an Lebensmitteln und Munition, ein, die ich wohl verwahrte, daß das Regen- und Seewasser nicht eindringen konnte. Auch für meine Flinte fand sich ein schicklicher Ort, wo sie vollkommen trocken lag.

Mein Sonnenschirm wurde hierauf an dem Hintertheil des Kahns aufgesteckt, daß ich ganz im Schatten saß. So eingerichtet machte ich mit nicht geringem Vergnügen bei gutem Wetter einige Lustfahrten in die See hinaus, doch ohne mich weit von meiner kleinen Bucht zu entfernen. Nun aber ließ mir die Ungeduld, den Umfang meines Gebietes kennen zu lernen, länger keine Ruhe. Ich versah daher mein Fahrzeug mit den nöthigen Lebensmitteln, nahm zehn Gerstenbrode, oder vielmehr Gerstenkuchen, einen guten Topf voll Reiß ein Fläschchen Rum, eine halbe Ziege, Pulver und Schrot mit, um mir nöthigen Falls noch anderes Wildpret an dem Strande schießen zu können, auch zwei Ueberröcke, den einen um darauf zu schlafen, den andern um mich in der Nacht damit zuzudecken.

Am

Am sechsten November im siebenten Jahr meiner Regierung, oder meiner Verbannung, wie der Leser es nennen will, trat ich nun wirklich meine Reise an, die viel schwieriger wurde als ich es erwartete. Die Insel selbst war zwar nicht von großem Umfang; sie hatte aber auf der Ostseite einen langen Felsenriff, der sich zwei Stunden weit in das Meer erstreckte. Nur ein Theil dieser Felsen erhob sich über das Wasser; die übrigen waren unter demselben verborgen. Auch befand sich an dem Ende des Riffs eine bedeutende trockene Sandbank, die sich noch eine halbe Stunde weiter hinaus in das Meer zog. Um sie zu umschiffen, mußte ich mich also ziemlich weit hinaus in die offene See wagen.

Bei der Entdeckung dieser Schwierigkeiten, auf die ich nicht gefaßt war, fühlte ich mich sehr geneigt, das ganze Unternehmen wieder aufzugeben; denn erstlich schreckte mich der große Umweg ab, den ich zu machen hatte, und dann besorgte ich nicht wieder zurück kommen zu können. Ich wendete auch wirklich wieder um und legte mich vor Anker. Meine Leser werden nicht begreifen, wie ich zu einem Anker kam; ich hatte mir aber einen aus einem Schiffshaken gemacht. Die großen Schiffanker waren verloren gegangen, und wären ohnehin ihrer Schwere wegen unbrauchbar für mich gewesen.

Als ich mein Fahrzeug in Sicherheit gebracht hatte, nahm ich meine Flinte, sprang an das Land, und bestieg eine kleine Anhöhe, von der ich den ganzen Riff und die Sandbank übersehen konnte. Erst jetzt da ich mich überzeugt hatte, daß sie sich nicht weiter erstrecke, entschloß ich mich meine Reise weiter fortzusetzen.

Noch aber machte ich eine andere unangenehme Entdeckung. Ein wilder Seestrom rauschte nämlich nahe an der Spitze des Felsenriffs vorbei gegen Osten. Ich beobachtete ihn sehr genau, denn ich hatte alle Ursache Gefahr zu besorgen. Wurde ich davon ergriffen, so konnte er mich so weit in die offene See hinaus führen, daß ich schwerlich meine Insel wieder erreicht haben würde. Gewiß wäre mir es auch nicht anders ergangen, wenn ich den Hügel nicht vorher erstiegen hätte, denn ich wurde gewahr, daß auch auf der andern Seite der Insel sich ein eben solcher Strom befand, doch mit dem Unterschied, daß er sich viel weiter davon entfernte. Zugleich aber sah ich eine Sandbank nicht weit vom Ufer, und so glaubte ich, daß wenn es mir nur glückte, den ersten Strom zu vermeiden, ich dann leicht an diese Bank würde hinschiffen können.

Ich schlief zwei Nächte auf der Anhöhe, denn da ich widrigen Wind hatte, und an dem Riff die

Brann-

Brännbung sehr stark ging, so war es nicht rathsam, mich so weit in das Meer hinaus zu wagen.

Den dritten Tag legte sich aber der Wind gänzlich. Da nun die See vollkommen ruhig war, so trat ich ohne Bedenken meine Reise an. Kaum hatte ich jedoch die Spitze des Felsenriffs erreicht, so befand ich mich in einem sehr tiefen Meer, und wurde unwiderstehlich in jenen Seestrom hingezogen, wo das Wasser mit nicht geringerer Heftigkeit als über ein Mühlwehr wegrauschte. Ich war nicht weiter als die Länge meines Kahns von dem Lande entfernt, und konnte es doch nicht erreichen. Mit unwiderstehlicher Gewalt wurde das Fahrzeug fortgerissen; all mein Rudern war vergeblich, und bei der völligen Windstille, die eingetreten war, half mir auch mein Segel nichts Ohne Rettung glaubte ich mich daher verloren, denn da ich wußte, daß sich auch auf der andern Seite der Insel ein Seestrom befand, so war leicht voraus zu sehen, daß sich beide in einer gewissen Entfernung mit einander vereinigen, und mir die Rückkehr auf mein Eiland für immer verschließen würden. Unter solchen Umständen konnte nur ein Wunder mich retten. Zwar fürchtete ich mich nicht vor dem Ertrinken, so lange das Wetter gut blieb; ich schien aber zu dem viel schrecklicheren Hungertod oder zum Verschmachten bestimmt, denn außer den schon beschrie,

schriebenen Vorräthen hatte ich nicht mehr als einen einzigen Krug Wasser in meinem Kahne. Wie lange konnte ich von diesem Wenigen leben? Und nichts war doch wahrscheinlicher, als daß mich dieser gewaltige Strom weit in die offene See hinaus treiben würde, wo ich vielleicht auf tausend Stund Wegs weder Insel noch festes Land antreffen möchte.

Ach wie leicht ist es der Vorsehung, dachte ich jetzt, den Unglücklichen noch viel unglücklicher zu machen! Meine einsame Insel schien mir jetzt ein Paradies; sie wieder zu erreichen war mein größter, mein einziger Wunsch. Sehnsuchtsvoll blickte ich nach ihr zurück, und jeder Augenblick entfernte mich weiter von ihr. Tausendmal verwünschte ich meine Ungenügsamkeit, und mein unruhiges Verlangen nach dem Neuen und Bessern, das mich von meinem ruhigen und sichern Wohnsitz hinaus getrieben hatte in die wilde See, auf der ich nun hoffnungslos meinem Untergang entgegen wogte. Ach was hätte ich nicht gegeben, wenn ich wieder, wie noch vor wenigen Tagen, fest, sicher und mit ruhigem Herzen zwischen meinen Pfählen gesessen wäre! — Theures, glückliches Eiland, warum mußte ich dich verlassen, warum blieb ich nicht wo ich war, warum genügte mir nicht an dem Ueberfluß, den du mir botest? — Aber so ist das menschliche

liche Herz; es lernt den Werth vieler Güter dieses Lebens erst dann schätzen, wenn sie für immer verloren sind.

Mit Bestürzung sah ich, daß ich schon sehr weit von den Küsten meiner Insel abgetrieben war. Noch aber ließ ich immer nicht die Hoffnung, mich aus dem Strome heraus zu arbeiten, ganz sinken; ich bot vielmehr alle meine Kräfte auf, mich so viel als möglich nordwärts zu halten, wo ich die Sandbank gesehen hatte. Gegen Mittag bemerkte ich mit Vergnügen, daß sich aus Südosten ein kühles Lüftchen erhob. Noch viel größer aber wurde meine Freude, als es sich eine halbe Stunde später in einen frischen mir sehr günstigen Wind verwandelte. Schon aber war ich in solcher Entfernung von meinem Eilande, daß ich es kaum mehr mit bloßen Augen sehen konnte. Ich hatte meinen Seecompaß nicht mitgenommen, bei trüben Wetter wäre es daher um mich geschehen gewesen. Da aber der Himmel immer noch hell war wie zuvor, so behielt ich die Küste, nach der ich strebte, in den Augen, und richtete mein Segel nordwärts, um vor der Hand wenigstens aus dem Zug des Stromes zu kommen.

Kaum war dieß geschehen, so bemerkte ich an der Klarheit des Wassers, daß mit dem Strom eine Veränderung vorgehen müsse; denn anfangs war er da, wo er am wildesten fortrauschte, ganz trübe,

nun aber wurden seine Gewässer immer heller. Ich hatte mich nicht geirrt; denn nach einer halben Stunde zeigte sich östlich eine starke Brandung, die von einer Felsenbank herrührte, an welcher sich der Strom in zwei Theile theilte. Welche Freude, welches Glück für mich! Mir war ungefähr zu Muthe wie einem Verurtheilten, dem man von ferne seinen Begnadigungsbrief zeigt. Neue Hoffnung erfüllte mein Herz; ich verdoppelte die Anstrengung, benützte mit möglichster Geschicklichkeit den günstigen Wind, und das Wasser das von der Felsenbank abgestoßen, wieder eine Strecke zurück fluthete, und gelangte endlich in ein ganz ruhiges Fahrwasser. Um desto besser kam mir der frische Wind zu statten, der mich zwar langsam aber sicher den Küsten meiner Insel zu trieb. Wohlbehalten erreichte ich endlich das Ufer, aber auf einer ganz andern Seite jenseits des Felsenriffs, das die Ursache meines Unglücks gewesen war.

So bald ich das Ufer betreten hatte, warf ich mich auf die Kniee nieder, und dankte Gott in einem brünstigen Gebete für meine Rettung, that auch eine Art von Gelübde, mich nie wieder, in der Absicht aus dem Eilande zu kommen, einer solchen Gefahr auszusetzen. Ich erquickte mich mit Speise und Trank, führte hierauf meinen Kahn in eine kleine Bucht, wo ich ihn an einen Baum befestigte,

und

und legte mich schlafen, denn nach einer so lan-
gen und ermüdenden Anstrengung bedurfte ich der
Ruhe.

Nach meinem Erwachen gerieth ich in nicht ge-
ringe Verlegenheit, wie ich den Kahn wieder an
seinen vorigen Ort in der Nähe meiner Wohnung
bringen sollte. Die Gefahren zur See, auf der
Ostseite der Insel, waren mir schon bekannt, und
auf der unbekannten Westseite wollte ich mich nicht
neuem Unglück aussetzen. Doch entschloß ich mich,
an dem westlichen Gestade so lange hinzusteuern,
bis ich eine sichere Bucht finden würde, der ich
mein Fahrzeug anvertrauen, und wo ich es im Noth-
fall wieder haben könnte. Wirklich hatte ich bald
das Glück, eine solche Bucht zu entdecken. Sie
zog sich immer enger in das Land, bis an einen klei-
nen Bach, der sich in dieselbe ergoß. Hier legte
ich mein Fahrzeug an, und nicht leicht hätte ich
einen bessern Hafen für dasselbe finden können.

Ich suchte mich hierauf über den Ort zu ver-
ständigen, wo ich mich befand, und überzeugte mich
bald, daß ich nicht weit von der Gegend war, die
ich schon früher auf der Entdeckungsreise durch mei-
ne Insel besucht hatte. So ließ ich denn alles in
dem Kahne liegen, ausgenommen meine Flin-
te und den Sonnenschirm, und machte mich auf
den Weg nach meinem Maierhof. Obgleich noch

immer ziemlich matt, schritt ich doch ganz vergnügt vorwärts, und langte gegen Abend glücklich an der Laube an. Alles befand sich noch in eben demselben Zustande, wie ich es verlassen hatte. Immer war dieser Ort mein Lieblingsaufenthalt gewesen, und immer betrat ich ihn mit neuem Vergnügen.

Ich stieg ungesäumt über die Hecke und legte mich sogleich in den Schatten schlafen, denn ich war außerordentlich müde. Kaum war ich aber eingeschlummert, so wurde ich von einer Stimme, die mich zu meinem nicht geringen Erstaunen bei meinem Namen rief, wieder aufgeweckt. Robinson, Robinson, schrie diese Stimme, wo bist du gewesen; armer Robinson wo bist du?

Von dem langen Rudern und Gehen war ich so ermüdet, daß ich nicht sogleich ganz erwachte; mir war daher im ersten Augenblick, es träumte mir nur, daß jemand mit mir spreche. Da aber die Stimme nicht aufhörte zu rufen, Robinson, Robinson Crusoe, so wurde ich endlich ganz munter und raffte mich sehr erschrocken auf. Was sah ich nun? Wer war der, der mich rief? — Niemand anders als mein traulicher Papagei, der sich lustig auf den Zweigen der Hecke wiegte. Was er gesprochen hatte, das hatte er von mir gelernt. Oft, wenn ich nach Hause kam, flatterte er mir entgegen, setzte sich auf meinen Finger den ich ihm

bot,

tot, näherte sich mit seinem Schnabel schmeichelnd meinem Gesichte und rief mir zu: Robinson, armer Robinson Crusoe, wo bist du gewesen? und dergleichen mehr.

Ob ich nun aber gleich überzeugt war, daß niemand anders als Pappchen meinen Namen konnte ausgesprochen haben, so konnte ich mich doch nicht gleich wieder von meinem Erstaunen erholen: Denn wie war der Vogel hieher gekommen, und warum gerade hieher? Ich untersuchte die Sache für jetzt nicht weiter, und rief ihn bei seinem Namen. Da kam sogleich das liebe trauliche Thier, setzte sich auf meinen Daumen, sah mir ins Gesicht und fragte nochmals in einem Tone, der wahres Bedauern auszudrücken schien: Armer Robinson Crusoe, wo bist du gewesen? — Ich kosete eine Zeit lang mit ihm, und nahm ihn hierauf mit zurück in meine Wohnung.

Der Seereisen war ich nun satt, und ich bedurfte der Ruhe. Mit Schaudern überdachte ich die Gefahr in der ich geschwebt hatte, und der ich so glücklich entgangen war. Gleichwohl wünschte ich mir meinen Kahn zurück, nicht etwa um neue Versuche damit zu machen, die Insel zu umschiffen, sondern nur zu kleinen Lustfahrten und zum Fischen. Um keinen Preis hätte ich ihn aber auf dem vorigen Wege zurück führen mögen, und eben so wenig woll-

wollte ich es auf der Westseite des Eilandes wagen, weil ich auch dort einen Strom bemerkt hatte. Ich ließ also das Fahrzeug wo es war, und verlor so zum zweitenmal die Frucht einer mehrjährigen Arbeit.

Ueber ein Jahr lang lebte ich nun wieder einsam und zufrieden für mich hin, fügte mich in mein Schicksal und murrte nicht mehr über die Vorsehung. Den Mangel an Gesellschaft abgerechnet, fehlte mir ja nichts, was zu einem glücklichen Leben gehörte.

Durch fortgesetzte Uebung brachte ich es immer weiter in den mechanischen Künsten. Vorzüglich machte ich die Bemerkung, daß ich ganz besondere Anlagen zur Zimmermannskunst hatte. Auch wurde ich am Ende ein sehr guter Töpfer. Ich hatte mir eine trefflich gelungene Drehscheibe gemacht, auf der ich meinem Geschirr, das vorher ganz unförmlich aussah, eine sehr niedliche Gestalt gab. Sehr glücklich brachte ich auch eine Tabakspfeife zu Stande, über die ich eine unbändige Freude hatte. Ich machte sie aus Thon und brannte sie wie mein übriges Geschirr, freilich war sie nicht sehr fein gearbeitet; es ließ sich aber doch sehr gut damit rauchen, und mehr bedurfte es nicht. Ich hätte mir zwar Pfeifen genug aus dem Schiffe mitneh-

nehmen können; da ich aber nicht glaubte, auf der Insel Tabak zu finden, so ließ ich sie liegen.

Auch in der Korbmacherkunst machte ich bedeutende Fortschritte. Meine Arbeiten wurden wo nicht viel zierlicher, doch viel leichter und bequemer, und leisteten mir die ersprießlichsten Dienste. War, zum Beispiel, eine Ziege von mir geschossen worden, so hing ich sie an einen Baum auf, zog ihr die Haut ab, nahm sie aus, zerlegte sie in Stücke, und trug sie in einem Tragkorb nach Hause. Eben so hielt ich es mit den Schildkröten. Ich hieb ihnen den Kopf ab, schnit ihnen den Leib auf, nahm die Eier heraus, legte einige der besten Stücke Fleisch dazu, trug sie in einem Korbe in meine Wohnung und ließ das übrige liegen. Daß große und tiefe Körbe mir auch zur Aufbewahrung meines Getreides dienten, habe ich bereits bemerkt.

Mein Pulver nahm jetzt immer merklicher ab. Ging es mir ganz aus, so sah ich mich völlig außer Stand, mir anderes zu verschaffen. Dieser Gedanke erfüllte mich mit Kummer, denn wie sollte ich ohne Pulver Ziegen und Vögel schießen, wie mich mit Fleisch versehen? Zwar hatte ich schon seit acht Jahren eine Ziege. Ich hatte sie jung zu mir genommen, in der Hoffnung, einst auch einen Bock zu fangen, das Thier war aber alt geworden, ehe mir das gelang.

Jetzt

Jetzt da im eilften Jahr meines Hierseyns mein Pulvervorrath zu Ende ging, mußte ich ernstlicher bedacht seyn, mir eine Heerde zu verschaffen, und Böcke und Ziegen lebendig einzufangen. Gar sehr wünschte ich besonders eine trächtige Ziege in meine Gewalt zu bekommen.

Ich fing daher an Netze zu stricken und aufzustellen; allein die Fäden waren zu schwach, und wurden von den Thieren, die sich darin gefangen hatten, zerrissen. Schlingen von Drath würden mir viel bessere Dienste geleistet haben; allein ich hatte keinen Drath.

Dafür machte ich einen Versuch mit Fallgruben, grub tiefe Löcher an solche Plätze, wo die Ziegen gewöhnlich weideten, bedeckte sie mit einem schwachen Flechtwerk, das ich mit Erde überwarf, die ich mit Reiß und Kornähren überstreute. Allein umsonst. Zwar kamen die Thiere und fraßen das Korn, fielen auch wohl in die Grube, wußten sich aber immer wieder heraus zu helfen.

Auch durch diesen mißlungenen Versuch ließ ich mich noch nicht abschrecken. Ich zimmerte mir eine Art von Wolfsfalle, und stellte an einem Abend drei zugleich auf. Den folgenden Tag, da ich nachsah, fand sich, daß der Köder fort und die Falle offen war. Dieß ärgerte mich nicht wenig; ich ließ aber darum noch nicht den Muth sinken, und

bes-

besserte an meiner Erfindung so lange, bis ich meinen Zweck damit erreichte. Wirklich fing ich einmal damit zu gleicher Zeit in der einen, einen alten großen Bock, in den andern drei Zickchen, unter welchen sich zwei Weibchen und ein Männchen befanden.

Der alte Bock war so wild, daß ich nichts mit ihm anzufangen wußte. Ich getrauete mich nicht ihn zu packen, folglich auch nicht ihn lebendig nach Hause zu führen, woran mir doch so sehr gelegen war. Leichte hätte ich ihn zwar tödten können; damit war mir aber nichts geholfen. Was sollte ich nun thun? Ich zog die Falle auf und schenkte ihm seine Freiheit. In meinem Leben sah ich kein Thier so erschrocken und so schnell entfliehen. — Der Leser wird mich einer Uebereilung anklagen; und ich muß mich in der That für schuldig erkennen. Damals aber fiel mir es nicht ein, daß sich durch Hunger selbst Löwen zähmen lassen; sonst hätte ich ihm gewiß die Falle nicht geöffnet. Nach einem drei oder viertägigen Fasten würde ich ihn sicherlich mit einer Hand voll Gras oder Korn und einer Schüssel voll Wasser so zahm gemacht haben, als die drei Zickchen. Es werden diese Thiere sehr zutraulich, wenn sie gut gehalten werden.

Die drei Jungen nahm ich, eines nach dem andern, aus der Falle, band sie alle drei an eines und dasselbe Band, und führte sie so nach Hause, obgleich nicht ohne viele Mühe.

Anfangs wollten sie durchaus nicht fressen; nach und nach trieb sie aber doch der Hunger dazu, und von dort an wurden sie täglich zahmer. Und nun fing ich an zu hoffen, daß es mir auch dann, wenn mein Pulver und Blei verschossen seyn würde, nicht an Ziegenfleisch fehlen möchte, denn ich sah voraus, daß ich bald Besitzer einer ganzen Heerde Ziegen und Böcke seyn würde.

Ich mußte nun auf eine Art von Pferg für mein Vieh bedacht seyn. Er brauchte nicht mit Mauern umgeben zu werden; ein Stück Land, mit einer undurchdringlichen Hecke eingefaßt, war schon genug. So eingeschlossen konnten meine Ziegen nicht entfliehen, und die wilden sich nicht unter sie mischen, und sie mir verführen oder scheu machen.— Also wieder eine neue mühsame aber unumgänglich nöthige Arbeit.

Ich wählte dazu ein großes Stück Wiesenland auf meiner Maierei, von einem Bach gewässert und von Bäumen umschattet, wo es ihnen weder an gutem Futter, noch an Wasser, noch an schattigen Orten fehlte, wenn sie die Sonne zu stark brannte. Hier zäunte ich ein ansehnliches Stück

Land

Land 120 Ellen lang und 200 Ellen breit auf meine gewöhnliche Art ein. Dieser Raum war groß genug für eine mäßige Heerde Ziegen; vermehrte sie sich in der Folge sehr bedeutend, so konnte ich ja auch den Weideplatz mehr erweitern.

Mit großem Eifer ging ich an diese Arbeit; und bis ich damit fertig wurde, ließ ich die Ziegen in meiner Nähe mit Klöppeln an den Füßen weiden, damit sie mir nicht durchgehen konnten. Ihr gewöhnliches Futter war Gras; oft gab ich ihnen aber auch Gerstenähren und einige Hände voll Reiß. Sie mußten sie aus meinen Händen fressen, und auf solche Art machte ich sie allmählig so zahm, daß sie mir nach Vollendung meines Zauns, als ich ihnen die Klöppel abnahm, auf allen Schritten folgten, und blöckten, wenn es sie nach einigen Händen Gerste oder Reiß gelüstete.

Nach anderthalb Jahren besaß ich schon eine Heerde von zwölf Stück Vieh, theils Ziegen, theils Böcken und Zickchen; und zwei Jahre darauf hatte ich drei und vierzig, ob gleich schon viele für meinen Tisch geschlachtet worden waren. — Jetzt umzäunte ich mir noch fünf andere kleinere Stücke Land und legte eine Art von Thiergärten an denselben an, in die ich die Ziegen trieb, um sie leichter fangen zu können, auch Thüren ließ ich offen,

daß sie von der einen Umzäunung in die ander kommen konnten.

Nur allzuspät fiel mir es ein, auch die Ziegenmilch zu benutzen. Mit nicht geringer Freude faßte ich diesen Gedanken. Ich legte sofort eine Art von Schweizerei an. Meine Ziegen gaben manchmal acht bis zehn Maas Milch des Tags. Noch in meinem Leben hatte ich keine Kuh oder Ziege gemolken, auch nie Käse machen oder Butter buttern sehen; gleichwohl brachte ich, obgleich erst nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, glücklich Butter und Käse zu Stande. —

So weiß Gottes Vatergüte auch das härteste Schicksal durch immer neue oft ganz besondere Beweise seiner Gnade zu mildern, und den scheinbar hülflosesten Menschen Anlaß zu geben, dankend die Hände zum Himmel zu erheben. Dieß erfuhr auch ich; denn wer hätte glauben sollen, daß auf dieser wüsten Insel ein so reichlich besetzter Tisch meiner warten würde?

Selbst der gefühlloseste Stoiker würde mich nicht ohne Vergnügen mit meiner Familie haben speisen sehen. Ich war der Herr und König der ganzen Insel, der unumschränkte Beherrscher und — wenn ich wollte — der Despot meiner Unterthanen; ihr Leben und ihr Tod standen in meiner Macht; ich konnte sie gefangen nehmen, hinrichten, in Stücke

zers

zerhauen. Niemanden hatte ich Rechenschaft abzulegen von meinen Thaten; niemand wagte es, sich mir zu widersetzen; es gab keine Rebellen in meinem Staate.

Gleich einem Könige hielt ich offene Tafel; niemand aber sprach dabei als ich und der Papagei, der als mein Liebling das nächste Recht dazu zu haben schien. Mir zur Seite saß immer mein treuer Hund, der alt und ziemlich verdrießlich geworden war, vielleicht weil er nicht das Glück gehabt hatte, ein Wesen seiner Art zu finden. Die beiden Katzen schlichen schmeichelnd und miauend um den Tisch herum, und warteten lüstern auf einige Stücke Fleisch, die ich ihnen reichte.

Diese beiden Thiere waren aber nicht dieselben die ich aus dem Schiffe mitgebracht hatte, denn diese waren längst schon gestorben und begraben. Ihren Abgang hatte ich durch zwei von den Jungen ersetzt; welche einmal die eine davon mit nach Hause brachte. Sie vermehrten sich, wie ich schon erzählt zu haben glaube, so stark, und wurden mir durch die Räubereien, die sie täglich an meinen Vorräthen begingen, so beschwerlich, daß ich sie von mir jagte, und zum Theil sogar todt schlug.

Zu meinen übrigen schon gewohnten Bequemlichkeiten hatte ich jetzt nichts so sehr zu wünschen, als meinen Kahn; obgleich ich mir vorgenommen

hatte, mich keinem neuen Unglück auf demselben auszusetzen. Oft dachte ich sehr ernstlich auf die Mittel ihn wieder in meine kleine Bucht zurück zu bringen; oft aber auch, wenn ich die Gefahren überlegte, die damit verbunden waren, gab ich die Hoffnung, ihn wieder zu besitzen, lieber ganz auf. Einst regte sich aber in mir, bei dem Gedanken an den furchtbaren Seestrom, der mich so unaufhaltsam mit sich fortgerissen hatte, und mich hinderte mein Fahrzeug zurück zu führen, so lebhaft der Wunsch, diesen Strom nochmals von der Anhöhe herab, auf der ich ihn zuerst gesehen hatte, zu beobachten; daß ich dem Verlangen, einen Gang dahin zu unternehmen, nicht länger widerstehen konnte. Ich machte mich also auf den Weg, und zwar in einem Aufzuge, den ich mich nicht enthalten kann, meinen geliebten Lesern zu schildern, damit sie sich nach diesem Bilde doch auch ungefähr die Figur denken können, die ich als König der wüsten Insel vorstellte.

Auf dem Kopf trug ich einen fürchterlich hohen und spitzigen Hut, oder vielmehr eine Mütze von Ziegenfellen mit auswärts gekehrten Haaren. Hinten an derselben war eine halbe Bockshaut angenäht, die den ganzen Nacken bedeckte, damit mir die Sonne nicht die Haut verbrennen möchte, und der Regen nicht unter meine Kleider dringen konn-

te, denn nichts ist unter jenem Himmelsstrich gefährlicher, als durchnäßt zu werden.

Mein Kleid war ein kurzer Rock, ebenfalls aus rauhen Ziegenfellen zusammen genäht, der mir ungefähr bis unter die Kniee reichte. Die Beinkleider waren an der Seite offen. Ich hatte sie aus der Haut eines alten Bockes geschnitten, die so unmäßig lange Haare hatte, daß sie mir bis an die Knöchel hinab reichten. Strümpfe und Schuhe trug ich nicht; zur Bedeckung meiner Beine und Füße hatte ich mir aber ein Paar — ich weiß selbst nicht wie ich es nennen soll — gemacht, das einige Aehnlichkeit mit Halbstiefeln hatte; ich befestigte sie ungefähr so, wie Gamaschen. Sie sahen wild und unförmlich aus, wie mein ganzer übriger Anzug.

Um den Leib trug ich eine Art von Degenkuppel, ebenfalls aus Ziegenfellen geschnitten. Anstatt eines Degens oder Säbels führte ich eine Säge an der einen, ein Beil auf der andern Seite. Dann hatte ich auch an einem Bandelier, an der linken Seite, zwei Taschen hangen, ebenfalls von rauhen Ziegenfellen, die meine Patrontaschen vorstellten, denn in der einen führte ich mein Pulver, in der andern das Blei. Auf dem Rücken trug ich einen Tragkorb, auf der Schulter meine Flinte und über meinem Kopfe einen Regenschirm, ebenfalls von Ziegenfellen, wie ich ihn schon beschrieben habe. Er war

mir unentbehrlich und leistete mir nach meiner Flinte die besten Dienste.

Mein Gesicht war im Grunde nicht so ganz schwarz gebrannt, wie man es wohl glauben sollte, wenn man bedenkt daß ich dem Aequater so nahe und so oft der Sonne ausgesetzt war. Den Bart hatte ich einmal eine Viertelelle lang wachsen lassen, da mir es aber nicht an Scheeren und Rasiermessern fehlte, so nahm ich mir ihn für gewöhnlich ab, doch mit Ausnahme des Schnurrbarts, den ich, nach türkischer Art, so lang als möglich zu ziehen suchte. Wirklich erlangte er eine solche Länge, daß man in England davon erschrocken seyn würde. — Doch ich komme nach dieser kleinen Abschweifung wieder auf meine Reise zurück

Ich verwandte fünf oder sechs Tage darauf und ging anfangs längst der Küste hin, bis an den Ort, wo ich einst meinen Kahn vor Anker gelegt hatte. Von dort aus sah und bestieg ich den Hügel, auf dem ich meine ersten Beobachtungen machte. Ich schaute hinaus in die See und suchte die Strömung. Wie groß aber war mein Erstaunen, da ich sie nicht mehr erblickte, und die ganze Meeresfläche still und ruhig vor mir ausgebreitet lag. Nirgends sah ich eine Brandung, nirgends einen Strom; der ganze Wasserspiegel war so glatt als in meiner kleinen Bucht.

Lange suchte ich vergeblich die Ursache dieser Veränderung zu erforschen. Ich vermuthete endlich, es möchte der tobende Strom, der mich ergriffen hatte, bloß durch die eingetretene Ebbe veranlaßt worden seyn; deswegen nahm ich mir vor, noch eine Zeit lang hier zu verweilen und meine Beobachtungen fortzusetzen. Bald überzeugte ich mich, daß meine Muthmaßung gegründet sei, denn ich sah deutlich, daß die Ebbe, die von Westen herströmte, und sich wahrscheinlich mit irgend einem Flusse des festen Landes vereinigt hatte, die einzige Ursache der Strömung gewesen war, von der mein Kahn so weit fortgeführt wurde. Nach dem nun die West- und Nordwinde mehr oder weniger heftig waren, erstreckte sich der Strom bis über die Insel hinaus, oder verlor sich schon früher in die See. Diese Beobachtungen machte ich vormittags. Die nachmittägigen bestärkten mich noch mehr in meiner Meinung. Ich sah nämlich um diese Zeit den Strom wieder mit eben derselben Heftigkeit wie ehemals dahin rauschen, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht das Felsenriff meiner Insel berührte, sondern eine halbe Stunde weit davon entfernt blieb.

Aus diesen Beobachtungen ließ sich leicht abnehmen, daß es mir nicht schwer fallen würde, meinen Kahn wieder in die Bucht zurück zu führen,

wenn

wenn ich nur die Zeit der Ebbe und Fluth genau beobachtete. Der Gedanke an die überstandenen Gefahren erfüllte aber doch immer mein Herz mit solchen Schrecken, daß ich es nie wagte, mich denselben zum zweitenmal auszusetzen. Lieber wollte ich mir einen ganz neuen Kahn zimmern, so mühsam auch immer die Arbeit seyn mochte. Auf solche Art würde ich also deren zwei, den einen auf dieser, den andern auf jener Seite der Insel bekommen haben. Einstweilen kehrte ich in meine Festung zurück.

Nach einer so bedeutenden Reihe von Jahren waren die Pfähle, die ich um meine Palissaden eingegraben hatte, zu starken Bäumen geworden, und so fest in einander verwachsen, daß es unmöglich war zu bemerken, daß hinter ihnen eine menschliche Wohnung verborgen lag Ganz nahe daran, doch etwas tiefer, hatte ich ein kleines Stück Land umgegraben, und mit Getreide besäet, von welchen ich jährlich sehr reichliche Erndten einsammelte.

Mein Landhaus oder meine Maierei, wie ich sie immer nannte, habe ich schon beschrieben. Auch hier waren die Pfähle zu starken Bäumen herangewachsen, und ihre Aeste dicht in einander verschlungen. In der Mitte des eingezäunten Raums stand mein Zelt, ringsum von den Wipfeln der Bäume überschattet. Aus Heu, Laub und Thierfellen

len hatte ich mir hier ein weiches Lager bereitet, auf dem ich schlief und ruhete. Meine Decke war in der Nacht ein Tuch, das ich aus dem Schiffe mitgebracht hatte, oder ein Ueberrock. Die Hangematte, in der ich anfangs schlief, war schon lange unbrauchbar geworden. In der Nähe meiner Maierei befanden sich die eingezäunten Weideplätze meiner Heerden und Getreidefelder. Die Hecken, die ich mit so vieler Mühe angelegt hatte, unterhielt ich auf das sorgfältigste, und verstärkte sie durch Pfähle, die ich enge an einander rings umher in die Erde schlug. In der Regenzeit faßten sie sämtlich Wurzeln, fingen an zu treiben und verwuchsen so fest in einander, daß sie so undurchdringlich als die beste Mauer wurden.

So wußte ich mich beständig mit neuen Arbeiten zu beschäftigen, mich sicherer und bequemer einzurichten, und der Quaal der Langenweile zu entgehen. Täglich hatte ich mich der Werke meiner Hände zu erfreuen. Zu ganz besonderem Trost gereichte mir meine Ziegenheerde, denn sie war für mich ein unerschöpfliches Fleisch- Butter- und Käsemagazin, und setzte mich in den Stand, mein übriges Pulver und Blei für Fälle der höchsten Noth zu sparen.

Auch meine Weingärten waren in dieser Gegend. Sie versahen mich mit Trauben und Rosinen für

die

die ganze Regenzeit; deswegen baute ich sie auch mit größter Sorgfalt an. Die Rosinen besonders waren für mich etwas Köstliches; sie dienten mir als Speise, als Erfrischungsmittel und als Arznei.

Diese Anlagen befanden sich gerade in der Mitte zwischen meiner Festung und der Bucht, in welcher mein Fahrzeug stand. Wenn ich von dort aus es besuchte, so ruhete ich immer hier, und brachte die Nacht unter meinem Zelte zu. Der Kahn lag mir sehr am Herzen und machte mir große Freude. Oefters bestieg ich ihn und ruderte an der Küste auf und ab. Weiter als einige Steinwürfe wagte ich es aber nicht, mich von dem Strande zu entfernen, denn immer besorgte ich, es möchte mich der Wind, ein Strom oder ein anderer unglücklicher Zufall wieder in die offene See hinaus führen.

Bis jetzt war mein Leben höchst einförmig gewesen. Ich brachte es einsam unter Arbeiten von mancherlei Art, theils in meiner Festung, theils auf meiner Maierei zu, oder machte kleine Streifzüge in verschiedene Gegenden der Insel. Jetzt aber kam ich durch eine zufällige Entdeckung in ganz neue Verhältnisse.

Eines Tages nämlich, da ich nach meinem Kahn ging, sah ich ganz deutlich in dem Sand die Fußtritte eines Menschen, und zwar eines nackten Mannesfußes. Nicht leicht in meinem Leben hatte ich

inen größeren Schrecken. Wie vom Donner getroffen, oder gleich als ob ich ein Gespenst vor mir gesehen hätte, blieb ich stehen, starrte die Spur an, sah mich um, horchte, getraute mich kaum zu athmen: allein ich sah und hörte nichts. Ich erstieg eine kleine Anhöhe, um die Gegend weiter überschauen zu können, lief wieder hinab an den Seestrand; nirgends aber entdeckte ich etwas Neues, nirgends andere Spuren von Menschen. Noch einmal kehrte ich an den vorigen Ort zurück, glaubend daß ich vielleicht nicht recht gesehen hatte; ich erkannte aber wieder eben so deutlich die nämlichen Tritte eines bloßen Menschenfußes, die Spur der großen und der kleinen Zehen, der Ferse, der ganzen Fußsohle. Was sollte ich nun davon denken? Ich stellte mir im ersten Augenblick das Schlimmste vor, kehrte eilends in meine Festung zurück, sah mich unterwegs hundertmal um, ob mir niemand nachjagte, und war geneigt, jeden Busch in der Ferne für einen Menschen, einen Wilden, einen Menschenfresser anzusehen. So ängstigt sich die verschüchterte Einbildungskraft mit tausend Gespenstern. Ich kann nicht aussprechen wie viel thörichte Gedanken, deren ich mich jetzt schäme, mir damal durch den Kopf gingen.

Athemlos, wie ein Mensch der von Feinden verfolgt wird, kam ich in meiner Verschanzung an.

Ich

Ich weiß fürwahr nicht mehr, ob ich auf der Leiter über das Pfahlwerk stieg, oder hinten durch das Loch im Felsen, das ich meine Hinterthür nannte, hinein kroch; denn ich war vor Furcht so ganz außer mir, daß ich nicht darauf achtete. Nie schlüpfte ein gejagter Fuchs oder ein Kaninchen ängstlicher in seinen Bau, als ich in den meinigen.

Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen. Je weiter ich von der Ursache meiner Furcht entfernt war, desto furchtsamer wurde ich. Von wem waren diese Fußtritte? Gewiß von niemand als von Wilden des festen Landes, die auf ihrem Kahn, von widrigen Winden oder Seeströmen an die Küsten meiner Insel geführt worden waren, wahrscheinlich aber eben so wenig Lust hatten, als ich selbst in einer Einöde zu verweilen. So sprach die Vernunft an mein Herz; es war aber noch nicht ruhig genug auf ihre Stimme zu hören.

Während ich so meinen sich kreuzenden Gedanken nachhing, dankte ich hundertmal dem Himmel, daß ich gerade damals mich nicht in jener Gegend der Insel befand, und die Wilden mein Boot nicht gesehen hatten, denn leicht hätten sie daraus den Schluß ziehen können, daß sich jemand auf der Insel aufhalte, und mich aufsuchen.

An-

Anderemale stellte ich mir die Möglichkeit vor, daß sie wirklich den Kahn gefunden, und die Spuren meiner Tritte eben so deutlich gesehen hätten, als ich die ihrigen, und dieser Gedanke ängstigte mich über alle Beschreibung. Jeden Augenblick besorgte ich, sie möchten in noch stärkerer Anzahl zurück kommen, mich überfallen, oder wenigstens meine Maierei entdecken, meine Getreideäcker verwüsten, mein Vieh wegtreiben, und mich Hunger sterben lassen. Ich war so vor Furcht betäubt, daß sich alles Vertrauen auf Gott aus meinem Herzen verlor; daß ich ganz die vielen Beweise vergaß, die er mir von seiner Vatergüte gegeben hatte. Konnte der, von dem ich so viele Jahr lang auf eine so wunderbare Art mit Nahrungsmitteln versorgt worden war, mir sie nicht eben so leicht mit mächtiger Hand erhalten? — Mit Recht machte ich mir es zum Vorwurf, daß ich nicht mehr Getreide ausgesäet hatte, als ich bis zur nächsten Saatzeit bedurfte; deswegen nahm ich mir vor, mich künftig auf zwei oder drei Jahre zu versehen, damit ich nicht in Gefahr kommen möchte, im Fall eines Unglücks Hungers zu sterben. —

Was doch das menschliche Herz für ein veränderliches und verzagtes Ding ist! Es waren Zeiten einst, wo ich untröstlich schien, daß ich von dem weiten Ocean umgeben, ganz von aller menschlichen Gesellschaft

schaft abgeschnitten war. Ich betrachtete mich damals als ein Wesen, das der Himmel für unwürdig hielt, unter andern Menschen zu leben, und eine Stelle unter seinen übrigen Geschöpfen einzunehmen. Der bloße Anblick einer menschlichen Gestalt wäre damals für mich das höchste Glück, die größte Gnade gewesen, die mir der Himmel auf Erden hätte zuwenden können; — und jetzt zitterte ich bei dem bloßen Gedanken, daß noch eines andern Menschen Fuß den Boden dieses Eilandes betreten habe! —

So bald ich mich aber von dem ersten Schrecken wieder ein wenig erholt hatte, beruhigte ich mich durch den Gedanken, daß meine ganze traurige Lage die Fügung einer gütigen allweisen Vorsehung sei, und mein Schicksal in den Händen Gottes liege, der nach seiner Gerechtigkeit die Strafen über mich verhängen konnte, die ich durch meine Vergehungen verdient hatte. Meine Pflicht war es in kindlicher Ergebung zu erwarten, was über mich beschlossen sei, und mich ohne Murren allem was über mich ergehen würde, zu unterwerfen.

Mit solchen Gedanken beschäftigte ich mich nicht nur Stunden, sondern auch Tage und Wochen lang. Eines Morgens da ich schlaflos in meinem Bette lag, und mich mit der Gefahr ängstigte, die ich von den Wilden zu besorgen hatte, fiel mir wieder

in

in der tiefsten Niedergeschlagenheit der schon angeführte Spruch aus der Bibel ein: Rufe mich an in der Noth, und ich will dich erretten, und du sollst mich preisen.

Sogleich fühlte ich mich mit neuem Muth und neuer Zuversicht erfüllt, sprang aus dem Bette, und dankte Gott in einem brünstigen Gebete für meine Rettung. Hierauf nahm ich die Bibel, schlug sie auf, und auf den ersten Blick fand ich folgende Worte: Harre des Herrn; sei getrost und unverzagt, und harre des Herrn, er wirds doch wohl machen. Dieser Spruch erfüllte mein Herz mit unaussprechlichem Troste, mit heißem Dank gegen Gott, und verbannte aus demselben gänzlich alle Furcht.

Bisweilen dachte ich auch, ich möchte mich ganz vergeblich geängstiget haben. Wie leicht konnten die Fußtapfen, die ich gesehen hatte, die Tritte meines eigenen Fußes seyn? Wie leicht konnte ich meinen eigenen Schatten für ein Gespenst angesehen haben? — Dieser Gedanke ermuthigte mich noch mehr. Ich verließ meine Festung, um wie gewöhnlich die Insel zu durchstreifen. Seit drei Tagen war ich nicht hinter meinen Pfählen hervorgekommen, und mich fing an zu hungern, denn ich hatte nichts zur Hand als Brod und Wasser. Ueberdem fiel mir ein, daß seit eben so langer Zeit mei-

ne Ziegen nicht waren gemolken worden, was ich sonst doch regelmäßig alle Abende that. Sie machten mir daher nicht geringe Sorge, und zwar mit Recht, denn die armen Thiere hatten viel zu leiden gehabt. Bei den einen war das Euter ganz verhärtet, bei andern die Milch ganz vertrocknet, als ich wieder auf meine Maierei kam.

Hätte mich jemand auf dieser Reise gesehen, so hätte er glauben müssen, ich würde von einem bösen Gewissen herum getrieben, denn mit sichtbarer Furchtsamkeit schaute ich mich hundertmal um. stand stille, setzte meinen Milchtopf auf den Boden, horchte mit zurück gehaltenem Athem, und lief dann wieder vorwärts, als ob Gerichtsdiener hinter mir her wären, und es die Rettung meines Lebens gälte.

Allmählig wurde ich aber doch etwas ruhiger und dreister. Ich konnte mich getäuscht, konnte die Spur meines eigenen Fußes gesehen haben; dieser Gedanke erlangte in mir immer mehr Wahrscheinlichkeit. Aber Wahrscheinlichkeit allein war mir noch nicht genug; ich mußte Gewißheit haben, mußte den Fußtritt messen, ihn mit meinem Fuße vergleichen. — Dieß geschah. Ich ging noch einmal zurück, an den Ort wo ich die ängstigende Entdeckung gemacht hatte. Da fand sich nun aber erstlich, daß ich vorher nie an diesen Ort gekommen

men seyn konnte, und zweitens, daß der Tritt viel größer war als mein Fuß. Darüber gerieth ich wieder in neue Unruhe, in neue ängstigende Vorstellungen. Ein kalter Schweiß lief mir über den Rücken und das Gesicht; ein vollkommener Fieberschauer fing an mich zu schütteln. Mit beklemmten Herzen ging ich zurück in der traurigen Ueberzeugung, daß wirklich fremde Menschen auf der Insel gewesen, oder wohl gar noch zugegen seien, daß ich folglich jede Stunde zu besorgen hatte, plötzlich angegriffen, überwältigt, getödtet oder gefangen fortgeführt zu werden.

Wozu nicht blinde Furcht den Menschen verleiten kann! In der ersten Bestürzung nahm ich mir vor, meine Umzäunungen niederzuhauen, meine schöne zahme Heerde in die Waldungen zu jagen, meine beiden Kornfelder zu zerstören, das Zelt zu verbrennen, kurz den Wilden auch nicht die geringste Spur zu hinterlassen, aus der sie abnehmen könnten, daß sich ein menschliches Wesen hier aufhalte. Dann wollte ich mich zurückziehen in meine Festung auf der andern Seite der Insel, wo mich niemand leicht entdecken würde.

Ueber solchen Gedanken brütete ich in der ersten Bestürzung die ganze Nacht. Das Schlimmste was meinen Besitzungen von den Wilden widerfahren konnte, war ich bereit mir selbst zuzufügen.

Gemeiniglich ist die Furcht vor der Gefahr größer als die Gefahr selbst, wenn man sie gelassen in der Nähe betrachtet. Wo war nun die Beruhigung die ich aus Gottes Wort geschöpft, wo die Ergebung die ich der göttlichen Vorsehung gelobt hatte?

So durchwachte ich in peinlicher Unruhe die ganze Nacht, und erst als es anfing zu tagen, schlummerte ich ein, und verfiel endlich in einen langen und tiefen Schlaf.

Bei meinem Erwachen fühlte ich mich viel ruhiger, und die Vernunft fing wieder an, ihre Rechte zu behaupten. Es schien mir jetzt ganz natürlich, daß eine so schöne, so fruchtbare dem festen Lande so nahe liegende Insel nicht ganz unbesucht bleiben konnte. Hatten sich auch keine Bewohner für immer auf derselben angesiedelt, so konnten sie doch öfters auf Booten herüber kommen, und zwar entweder absichtlich, oder von widrigen Winden verschlagen. Seit funfzehn Jahren hatte ich gleichwohl auch nicht den Schatten eines menschlichen Wesens entdeckt. Daraus ließ sich meines Erachtens schließen, daß dergleichen Fälle sehr selten vorkämen, und die Wilden, wenn sie auch bisweilen von dem festen Lande herüber schifften, doch nur kurze Zeit verweilten und keine Lust hatten, sich für immer hier anzusiedeln. Also nur von so zufälligen Landungen war Gefahr zu besorgen, gegen

die-

diese allein hatte ich Vorkehrungen zu treffen, und einen sichern Zufluchtsort zu suchen.

Jetzt fing ich an zu bereuen, daß ich mein Gewölbe ganz durch den Felsen gebrochen, und eine Hinterthür dabei angebracht hatte, denn drang der Feind durch diese ein, so war ich verloren, und und keine Mauer schützte mich mehr. Um den Fehler wieder gut zu machen, beschloß ich noch eine zweite Verschanzung, in Gestalt eines Halbkreises, in einiger Entfernung von meinem Pfahlwerk anzulegen, und zwar da wo ich vor zwölf Jahren eine doppelte Reihe Bäume angepflanzt hatte. Sie standen so enge an einander, daß ich nur noch wenige Palissaden dazwischen zu setzen hatte, um sie undurchdringlich zu machen. So errichtete ich mir also ein doppeltes Bollwerk, wovon ich das äußere mit Schießscharten versah, in welche ich meine fünf großen Flinten, wie fünf Kanonen, auf eine Art von Lavette aufstellte, so daß ich in weniger als zwei Minuten meine ganze Artillerie gegen den Feind abfeuern konnte. — Mehr als zwei Monathe arbeitete ich an dem neuen Werke.

Als ich endlich damit fertig war, besteckte ich eine große Strecke Land außen vor meiner Festung, und in einer gewissen Entfernung von derselben mit Baumschößlingen von derselben Art, aus welcher

ich auch meine Hecken angelegt hatte, weil diese sehr schnell wurzelten und heran wuchsen. In einem einzigen Jahre pflanzte ich vielleicht über zwanzig tausend. Zwischen meiner äußern Festungsmauer und diesem jungen Walde, blieb aber doch ein so großer leerer Raum, daß ich den anrückenden Feind bald entdecken, und nicht leicht von ihm überfallen werden konnte.

Zwei Jahre darauf machten jene Stecklinge schon ein dickes Gebüsche, und nach sechs Jahren war meine Wohnung von einem ganz undurchdringlichen Walde umgeben, hinter welchem niemand einen menschlichen Aufenthalt vermuthet hätte.

So traf ich also zu meiner Sicherheit alle mögliche Vorkehrungen die mir die Klugheit zur Pflicht machte, und bald wird sich zeigen, daß sie nicht ganz vergeblich waren, obgleich mich damals nur ganz dunkle Besorgnisse dazu bestimmten.

Ueber diesen Arbeiten vergaß ich aber doch auch nicht meine anderen Geschäfte. Besonders sorgsam pflegte ich meine Ziegenheerde, denn schon ersparte ich mit ihr Pulver und Blei, und eine Menge Zeit und Mühe, die ich vorher auf die Jagd verwenden mußte. Ihr Verlust wäre für mich unverschmerzlich, vielleicht unersetzlich gewesen, wenigstens würde die Zucht einer neuen Heerde mit nicht geringe-

ren Schwierigkeiten als das erstemal verbunden gewesen seyn.

Nach reiflicher Ueberlegung sah ich nur zwei Mittel vor mir, sie mir zu erhalten. Entweder mußte ich nämlich ein unterirdisches Gewölbe, eine Art von Stall für sie graben, und sie dort einschließen, so oft Gefahr von Feinden drohete, oder noch zwei oder drei von einander abgesonderte Weideplätze an nicht leicht zu entdeckenden Orten einzäunen, und in jeden ein hald Dutzend Ziegen mit einigen Böcken bringen, damit ich die große Heerde, im Fall ihr ein Unfall begegnen sollte, leicht damit ersetzen könnte. Dieser letzte Ausweg erforderte freilich viel Zeit und Mühe, doch schien er mir der sicherste, und deswegen machte ich ungesäumt die nöthigen Anstalten dazu.

In dieser Absicht durchstreifte ich aufs neue die Insel, und fand bald einen entlegenen Ort, wie ich ihn wünschte. Es war eine schöne Rasenfläche mitten in einem dicken Walde, gerade da, wo ich mich einst beinahe verirrt hätte, als ich von meiner Entdeckungsreise auf der Insel zurück kam. Es war schon eine Art eines natürlichen Zauns, an welchem nur noch ein wenig durfte nachgeholfen werden, und wobei ich also bei weitem nicht so viele Mühe hatte, als mit meinen andern Hecken.

Sogleich legte ich Hand an das Werk, und brachte es in weniger als vier Wochen so weit, daß meine Ziegen sich hier ganz sicher aufhalten konnten. Erst führte ich nicht mehr als zwei Weibchen und zwei Männchen an diesen Ort, und mit guter Muße verbesserte und vollendete ich hierauf mein Werk.

Ein paar Menschentritte hatten mir allein so viele Arbeit gemacht. Schon zwei Jahre waren verflossen, seitdem ich sie das erstemal gesehen hatte, und von jener Zeit an war ich nie wieder ganz ruhig geworden. Immer glaubte ich Feinde zu wittern; immer besorgte ich, sie möchten aus einem Hinterhalte hervorbrechen, und so lebte ich in beständiger Furcht, die mir mein Leben vergällte. Fast ganz vergaß ich Gott über meine eingebildeten Feinde. Sonst konnte ich mit so viel Ruhe und Ergebung zu ihm beten; jetzt vermochte ich es nicht mehr, wenigstens nicht ohne Zerstreuung. Beständig sah meine erhitzte Fantasie grausame Menschenfresser, die ihre blutigen Hände nach mir ausstreckten; jeden Abend ängstigte ich mich mit dem Gedanken, ich möchte in der folgenden Nacht von ihnen gefressen werden. Die Furcht — ich schäme mich es zu sagen — die Furcht war stärker als mein Vertrauen auf die Vorsehung.

Ein Theil meiner Heerde war also vorläufig in Sicherheit gebracht. Ich durchzog nun eine andere Gegend der Insel um noch einen schicklichen Ort zu eben demselben Zweck ausfindig zu machen. Einst da ich mich mehr als gewöhnlich der westlichen Spitze der Insel, genähert hatte, glaubte ich von einer Anhöhe herab in weiter Ferne ein Boot auf dem Meere zu sehen. Ich hatte in einer Kiste des gescheiterten Schiffes einige Fernröhre gefunden, zum Unglück hatte ich aber keines bei mir, und mit bloßen Augen, so sehr ich sie auch anstrengte, konnte ich einen so fernen Gegenstand nicht erkennen. So blieb ich also in Ungewißheit, ob ich recht gesehen hatte, oder nicht. Ich grämte mich nicht wenig darüber, und nahm mir vor, künftig nie wieder ohne Fernglas auszugehen.

Ohne länger hier zu weilen, stieg ich den Hügel herab, setzte meinen Streifzug fort, und gelangte an einen Ort, wo ich vorher nie gewesen war, und wo meine Besorgniß, daß Wilde vom festen Lande bisweilen hier landeten, auf eine nur allzutraurige Art bestätigt wurde. Ich sah erstlich eine Menge Menschentritte und bald — o Himmel, was sah ich noch weiter! — Ein ebener Platz auf der Südwestseite der Insel war ganz mit Hirnschädeln, Händen, Füßen und andern Menschenknochen überstreut. In der Mitte glimmte noch ein

Feuer,

Feuer, und rings herum waren Sitze in die Erde gegraben, auf welchen vermuthlich die Barbaren ihre gräßlichen Menschenopfer verzehrt hatten.

Kalter Schauer überlief mich bei diesem Anblick. Ich vergaß eine Zeit lang meine eigene Gefahr, und blieb wie versteinert stehen. Oft hatte ich schon von den schrecklichen Blutfesten der Kannibalen erzählen hören; ich hatte also nichts Unerhörtes vor Augen, und doch erschütterte mich alles was ich sah so sehr, als ob nie meine Seele ein ähnliches Bild in sich aufgenommen hätte. Mir ward übel; ich mußte meine Blicke davon abwenden. Gewiß würde ich ohnmächtig niedergesunken seyn, wenn sich nicht die Natur durch ein heftiges Erbrechen geholfen hätte. Ich entfloh, als ich mich wieder ein wenig erholt hatte, von diesem Schauplatz des Entsetzlichsten so schnell mich meine zitternden Kniee tragen konnten, und kehrte zu meiner Wohnung zurück.

So war es denn gewiß, daß Wilde, und zwar Wilde der rohesten Art, schreckliche Menschenfresser nicht nur meine Insel besuchten, sondern auch ihre gefangenen Feinde hier schlachteten und verzehrten.— Welch ein Glück für mich, daß ich nicht auf dieser, daß ich auf der andern Seite der Insel gelandet und mich angesiedelt hatte!

Als ich eine Strecke weit gegangen war, und mich wieder ein wenig gefaßt hatte, blieb ich stehen, richtete Augen und Hände gen Himmel, und dankte Gott unter Thränen mit tiefgerührtem Herzen, daß er mich hatte in einem Theil der Welt geboren werden lassen, wo keine solche Greuel begangen werden; ich dankte ihm auch, daß er mir während meines einsamen oft elenden Lebens auf diesem Eilande so viele Beweise seiner Gnade, so viel Trost gegeben, und mich besonders mit dem Glück, in frommen Glauben an ihn seiner Güte zu vertrauen, beseeliget hatte.

Mit solchen Gedanken und Gesinnungen erfüllt, kam ich viel ruhiger nach Hause, als ich es vorher gewesen war. Ich wußte jetzt, daß diese Unmenschen nicht auf die Insel kamen, um sich da fest zu setzen, oder sich auch nur etwas davon zuzueignen, vermuthlich weil sie alles was sie hier fanden, schon zu Hause im Ueberfluß hatten, und im Grunde auch wenig für sie zu erbeuten war.

Schon achtzehn Jahre hatte ich hier verlebt, ohne auch nur einen einzigen Menschen zu sehen; ich konnte also wohl hoffen, noch eben so lange ungestört hier zu bleiben, wenn ich mich nicht selbst verriethe, und dazu hatte ich wenig Lust, so lange mir nichts als Kannibalen zu Gesicht kamen.

Das schreckliche Bild der Opferstätte, mit ihren Schädeln und Knochen, kam mir aber nicht mehr aus der Seele, und versenkte mich in eine Art von Schwermuth. Ich wagte es nicht mehr so frei umher zu schweifen wie vorher, und mich weit von meinen Gütern zu entfernen, nämlich von meiner Festung, meinem Landhause, meinem Ziegenpferch im Walde. Auch zu diesem ging ich nur so selten als möglich. Das Boot überließ ich ganz seinem Schicksale, weil ich immer besorgte, Wilde an dem Strand anzutreffen, die mir anfangs furchtbarer waren als der Tod selbst. Lieber wollte ich mir ein ganz neues Boot bauen. Mit dem alten um die Insel herum zu steuern, und es in die vorige Bucht zu bringen, daran war gar nicht mehr zu denken, denn unmöglich konnte es geschehen, ohne mich der Gefahr auszusetzen, von den Kannibalen gesehen zu werden, ihnen zu begegnen, und in ihre Hände zu fallen.

Zwei Jahre verhielt ich mich so eingezogen. Nach und nach ermuthigte ich mich aber immer mehr, die Zeit hatte, wie gewöhnlich, ihre Rechte behauptet, mich beruhigt und zu andern Ansichten gebracht. Doch war ich viel vorsichtiger geworden, als zuvor. Mein Auge schweifte wachsam nach allen Seiten umher, und ich erlaubte mir nicht mehr, meine Flinte loszuschießen, weil ich mich

durch

durch den Knall leicht verrathen konnte, wenn etwa die Wilden zufällig auf der Insel wären. Ein doppeltes Glück war es jetzt für mich, daß ich eine Heerde zahmer Ziegen besaß, und also nicht nöthig hatte, wildes für meinen Tisch zu schießen. Bisweilen fing ich aber doch einige in meinen Fallen oder in Gruben. Gleichwohl ging ich so wie immer nie ohne Flinte aus; und da ich auch drei Pistolen aus dem Schiffe gerettet hatte, so trug ich immer ein Paar an meinem Gürtel. Dann hing ich auch noch einen großen Säbel an, den ich von Rost gesäubert und gut geschliffen hatte. Ich erschien also so oft ich ausging, in einer nicht wenig furchtbaren Gestalt. Der Leser wird mir dies zugeben, wenn er sich zu dem Bilde das ich bereits von meiner Figur und meinem Anzuge entworfen habe, noch die zwei Pistolen und einen langen blanken Sarras denkt, den ich neben der Säge und dem Beil an meiner Seite hangen hatte.

Freilich war ich in meiner Rüstung etwas unbehülflich, und nicht selten fiel sie mir ungemein beschwerlich. Sich bei jedem Gang, erst besonders bewaffnen zu müssen, ist gewiß keine geringe Unbequemlichkeit; die stäte Unsicherheit, die tägliche Besorgniß überfallen zu werden, hatte auch viel Unangenehmes. Doch tröstete ich mich darüber, wenn ich bedachte, wie viel tausend Menschen gewiß

wiß in noch viel mißliebigeren Verhältnissen leben.

Ueber meinen Sicherheits- und Vertheidigungsanstalten, hatte ich einen guten Gedanken, der mir schon früher gekommen war, wieder ganz vergessen. Ich wollte nämlich aus einem Theile meiner Gerste Malz machen und Bier daraus brauen. Aber Malz allein war nicht genug; ich mußte auch Hopfen, ein gutes Gährungsmittel, Kessel, Fässer, Kühlfässer, kurz eine Menge Dinge haben, die mir fehlten. Wie lange und vergeblich ich mich einst bemühete, ein Faß zu Stande zu bringen, ist dem Leser schon bekannt. Gleichwohl hätte ich vielleicht alle diese Hindernisse glücklich beseitigt, wenn mich die Furcht vor den verwünschten Wilden nicht von dem Unternehmen ganz abgezogen hätte: Denn wenn ich mir einmal etwas fest vorgenommen und Hand angelegt hatte, so gab ich es nicht leicht wieder auf.

Nunmehr ging ich aber mit ganz andern Gedanken um. Bis jetzt hatte ich mich gegen die Wilden ganz vertheidigungsweise verhalten, jetzt bekam ich Lust die Offensive zu ergreifen, sie bei ihrer Menschenschlachterei zu überfallen, eine Anzahl davon niederzuschießen, und den übrigen mit meinem Feuergewehr einen solchen Schrecken einzujagen, daß sie es nie wieder wagen möchten, auf

mein

mein Eiland herüber zu kommen. Wie ich solches aber anfangen sollte, ohne mein eigenes Leben in Gefahr zu setzen, darüber konnte ich nie mit mir einig werden, und es kreuzten sich hierüber so vielerlei Gedanken in meiner Seele, daß ich einen ganzen Band davon schreiben könnte. Die Aufgabe war schwer, denn was vermochte ich allein gegen eine Anzahl von zwanzig bis dreißig Wilden, die alle mit Pfeilen und Speeren, die eben so gut trafen, als Flintenkugel und Säbelhiebe, bewaffnet seyn würden?

Ich gerieth auch einmal auf den Gedanken, eine Mine unter dem Orte anzulegen, wo sie ihr Feuer anzündeten, fünf oder sechs Pfund Schießpulver hinein zu legen, und sie alle mit einander in die Luft zu sprengen. Es dauerte mich aber die Menge Pulver, die ich von meinem geringen Vorrath aufopfern sollte. Ueberdem konnte ich nicht wissen, was die Mine für eine Wirkung thun würde. Leicht konnte sie springen, und einigen nur die Ohren ein wenig verbrennen, ohne ihnen auf immer die Lust zu vertreiben zurück zu kommen.— Diesen Anschlag gab ich also wieder auf, und nahm mir vor, mich lieber mit drei scharf geladenen Flinten und meinen Pistolen in Hinterhalt zu legen, und mitten unter ihrem Blutfeste unter sie zu feuern, überzeugt, daß ich mit doppelten Kugeln

auf

auf jeden Schuß wenigstens zwei oder drei tödten oder verwunden, und dann mit den erschrockenen übrigen wohl auch fertig werden würde, wenn ich mit meinen Pistolen und meinem Säbel über sie herfiele.

Mehrere Tage lang suchte ich nach einen schicklichen Ort zu meinem Unternehmen. Zu dem Ende verfügte ich mich oft nach ihrer Mahlstatt, wo die Ueberbleibsel ihrer grausamen Feste mich noch mehr zur Rache gegen sie entflammten.

Endlich fand ich an der Seite des Hügels eine Stelle, wie ich sie wünschte, und wo ich in Sicherheit die Ankunft ihrer Kähne erwarten, mich auch unbemerkt, während sie landeten, in das Dickicht des Waldes schleichen konnte. Ich hatte einen hohlen Baum entdeckt, in den ich mich verbergen wollte. Von hieraus konnte ich alles was sie vornahmen beobachten, und sicher nach ihnen zielen. Es war voraus zu sehen, sie würden bei ihrem Mahle gedrängt sitzen, daß es fast unmöglich seyn würde, nicht zwei oder drei gleich auf den ersten Schuß zu erlegen.

Zufrieden mit diesem Orte, und schon entschlossen den Angriff auszuführen, lud ich meine zwei Musketen und meine Jagdflinte, und zwar erstere jede mit vier oder fünf Pistolenkugeln und altem Eisen, und letztere mit einer Hand voll grobem Schrot.

Auch

Auch jede Pistole lud ich mit vier Kugeln. So gerüstet und hinlänglich mit Pulver und Blei zu einer zweiten und dritten Ladung versehen, erwartete ich die Ankunft der Feinde.

Jedem Morgen bestieg ich den Hügel und sah hinaus auf das Meer. Zwei ganze Monathe lang waren aber alle meine Gänge vergeblich. Nie machte ich die geringste Entdeckung, und sah weder am Ufer, noch auf dem ganzen weiten Ocean, so weit mein Auge und meine Ferngläser reichten, auch nur das kleinste Fahrzeug.

Gleichwohl gab ich die Hoffnung nicht auf, endlich doch noch Gelegenheit zu finden, zwanzig oder dreißig Menschenfresser wegen einer That zusammen zu schießen, die mich im Grunde gar nichts anging. Empört von ihrer Unmenschlichkeit wollte ich noch viel unmenschlicher mit ihnen umgehen, und nicht nur einen oder zwei, sondern wo möglich alle meiner Rachgier aufopfern. Es fiel mir gar nicht ein, daß die Vorsehung, die mit weiser Hand die Dinge dieser Welt leitet, ihre besonderen Gründe haben müßte, solche Greuel zuzulassen, die in den Augen dieser Menschen durch die lange Gewohnheit vielleicht ihre ganze Abscheulichkeit verloren hatten. Und dann, wer hatte mich zum Richter und Scharfrichter über sie gesetzt? Mit welchem Rechte konnte ich mir anmaßen,

sie für eine That zu bestrafen, die nur in meinen Augen ein Verbrechen war, und das die Gottheit vielleicht viel nachsichtsvoller beurtheilte, weil doch diese Menschen offenbar nicht wider ihre Gesetze und ihr Gewissen handelten? Sie fanden ihren Ansichten nach kein grösseres Bedenken einen Kriegsgefangenen zu schlachten und zu verzehren, als wir Europäer ein Rind oder ein Schaf. Wir sehen uns nicht für Mörder an, wenn wir im Kriege selbst Feinde niedermachen, die schon die Waffen weggeworfen haben; ist das besser als wenn wir sie schlachteten? Wäre es der Gebrauch unserer Väter gewesen, so würden wir sie wahrscheinlich auch fressen.

Aber auch angenommen, es sei nichts sträflicher als solche Blutfeste; so ging dieß doch mich nichts an. Nie hatten mich die Wilden persönlich beleidigt; alles was ich gegen sie unternahm, konnte höchstens durch die Pflicht der Selbsterhaltung entschuldigt werden. Sie hatten aber noch nie die mindeste Feindseeligkeit gegen mich unternommen; sie wußten nicht einmal daß ich da sei. Sie konnten mich aber entdecken, und dann kam wirklich meine Sicherheit, mein Leben in Gefahr. Dieses Unglück ließ sich aber durch mildere Mittel als durch Menschenmord, durch eine sorgfältige Vermeidung ihrer Landungsplätze beseitigen. Würde

ich

ich einst von ihnen angegriffen, dann war es immer noch Zeit, Gebrauch von meinen Waffen gegen sie zu machen. Sie aber zuerst meiner Sicherheit in Haufen von zwanzigen ja dreißigen aufopfern, wäre eine unverzeihliche Unmenschlichkeit gewesen, und ich hätte gewiß nicht geringere Vorwürfe verdient, als einst die Spanier, die Millionen armer Indianer von der Erde vertilgten, blos weil diese Unglücklichen andere Götter anbeteten, und ihren Götzen Menschenopfer brachten, vorzüglich aber, weil auf der Verminderung derselben die Sicherheit ihrer Feinde beruhete. — Schon der Name der Spanier wurde deshalb den Indianern zum Greuel, die von nun an die ganze Nation als geborne Wüthriche ansahen.

Durch solche Betrachtungen legte sich nach und nach die erste Wallung, und am Ende gab ich den beschlossenen Angriff für so lange ganz auf, bis ich zuerst würde angefallen werden. Hierzu entschloß ich mich um desto lieber, da, genau erwogen, die Feindseligkeiten, die ich mir erlaubt haben würde, mir viel sicherer zum Verderben als zur Rettung gereicht seyn würden; Denn gesetzt es wäre auch nur ein einziger Wilder meinen Flintenkugeln entgangen und lebendig nach Haus gekommen, so schien dieß schon genug, sein ganzes Volk gegen mich in Bewegung zu bringen. Es war voraus zu sehen,

daß sie zu hunderten auf mein Eiland herüber kommen, mich aufsuchen, den Tod ihrer ermordeten Brüder an mir rächen würden. Vernunft und Klugheit sprachen also wider mich, und riethen mir von allen feindlichen Schritten ab. Mich in einer solchen Entfernung von den Indianern zu halten, daß sie auch nicht mein Daseyn auf der Insel vermuthen konnten, war das Vernünftigste was ich thun konnte.

Ueberdem warnte mich ja auch die Religion, meine Hände in unschuldiges Blut zu tauchen; denn in Hinsicht auf mich war es wirklich unschuldiges Blut. Hätten sie sich in der That an Gott versündigt, so kam es nur Gott allein zu, sie für ihre Vergehungen zu bestrafen.

Für ein Glück hielt ich es daher, daß ich bis jetzt noch keine Gelegenheit gefunden hatte, meinen Mordplan auszuführen, und dankte Gott auf den Knieen dafür, in einem brünstigen Gebete, worin ich ihn zugleich anflehete, mich aus der Hand jener Barbaren zu retten, und mich nichts Feindliches gegen sie unternehmen zu lassen, wenn es nicht die Pflicht meiner Selbsterhaltung erforderte.

In dieser friedlichen Stimmung blieb ich ein ganzes Jahr; und es fiel mir so wenig mehr ein, die Wilden anzugreifen, daß ich nicht einmal mehr den Hügel besteigen und mich umsehen mochte, ob

sie

sie gelandet waren oder nicht, denn immer besorgte ich, durch eine günstige Gelegenheit zu einem feindlichen Schritte gegen sie verleitet zu werden. Um meinen Kahn nicht zu verlieren, oder durch ihn mein Daseyn zu verrathen, führte ich ihn nach der Ostseite der Insel in einen Winkel unter hohe Felsen, wo er nicht leicht von einem menschlichen Auge entdeckt werden konnte.

Von nun an lebte ich eingezogener als jemals, und ging nicht öfter aus, als unumgänglich nöthige Geschäfte es erforderten, z. B. wenn meine Ziegen zu melken oder der kleinen abgesonderten Heerde auf der Ostseite der Insel nachzusehen war, wo ich von den Wilden, die nie das Ufer zu verlassen schienen, wenig zu besorgen hatte. Nicht ohne Schaudern konnte ich mich aber in die Zeit zurück denken, wo ich ohne andere Waffen als meine mit Schrot geladene Vogelflinte, so lange die ganze Insel durchstreifte. Wie wäre es mir damals ergangen, wenn ich auf einen Trupp von zwanzig oder dreißig Wilden gestoßen wäre, oder wenn sie mich auch nur von Ferne erblickt hätten, denn ganz gewiß würden sie mir nachgesetzt und mich, bei der ihnen eigenen Schnellfüßigkeit, bald eingeholt haben. Vielleicht hättte ich in einem solchen Falle nicht einmal Geistesgegenwart genug besessen, meine damaligen Vertheidigungsmittel zu benützen. Bei solchen

Gedanken versank ich oft in gänzliche Niedergeschlagenheit, die sich aber gemeiniglich in ein Dankgebet zu Gott auflösete, der mich vor so vielen Gefahren bewahrt, und das Unglück, welches mir drohete, gnädig von mir abgewendet hatte.

Bei allen meinem Vertrauen auf Gott und seine Vorsehung blieb aber doch mein Herz im Grunde ein ängstliches und verzagtes Ding. Ich glaubte ruhig zu seyn, und lebte in beständiger Unruhe; es kam mit mir so weit, daß ich aus Furcht gehört zu werden, nicht mehr es wagte, einen Nagel einzuschlagen, viel weniger eine Flinte loszuschießen; ich vergaß ganz meine Bequemlichkeit, meine Annehmlichkeiten, und dachte blos auf die Erhaltung meines Lebens. Kaum hatte ich noch Muth genug, ein Feuer anzuzünden, weil ich besorgen mußte, durch den Rauch verrathen zu werden, den man leicht in der Ferne sehen konnte. Ich machte daher auch solche Anlagen, die viel Feuer erforderten, wie z. B. mein Brennofen, meine Kohlenbrennerei u. s. w. in den abgelegenen Wald, wo ich meine kleine Heerde hatte. Hier fand ich auch zu meiner nicht geringen Freude in einem Felsenhügel, deren viele in der Nähe waren, eine sehr geräumige natürliche Höhle, die gewiß nie so lange die Insel stand, eines Menschenfuß betreten oder auch nur ein menschliches Auge vor mir gesehen hatte.

Der Eingang dieser Höhle war hinter einem großen Felsen. Ich entdeckte ihn von Ungefähr, oder vielmehr durch eine besondere Fügung der Vorsehung, während ich einige dicke Baumzweige zum Kohlenbrennen abhieb, denn ich brannte mir immer einen guten Vorrath, die ich in meiner Küche statt des Holzes gebrauchte, damit kein Rauch sichtbar wurde.

So bald ich diese Höhle entdeckt hatte, trieb mich auch meine Neugier hinein. Sie war innen ziemlich geräumig und so hoch, daß ich aufrecht darin stehen konnte. Indem ich aber weiter umher nach dem Innern forschte, wurde ich durch zwei große furchtbare Augen erschreckt, die wie Sterne in einem Winkel der Höhle funkelten. War das ein Mensch, war es ein Teufel? Mir war es einerlei; ich fürchtete mich vor dem einen so sehr als vor dem andern, und eilte viel schneller als ich gekommen war wieder zur Höhle heraus.

Der Leser sieht wohl, daß ich ein erbärmlicher Held war; ich schämte mich meiner Schwachheit, und suchte mich wieder zu fassen. Warum sollte der Teufel, von dem ich zwanzig Jahre lang nichts auf dieser Insel gesehen hatte, gerade jetzt in dieser Höhle stecken. Und war es ein Mensch, so hatte er gewiß weit mehr Ursache sich vor mir, als ich mich vor ihm zu fürchten, wenigstens dem Aeußerlichen

chen nach, denn kein Mensch konnte schrecklicher aussehen. Ich ermuthigte mich also, nahm einen Feuerbrand in die Hand, und ging rasch in die Höhle zurück. Kaum aber hatte ich sie betreten, so wurde ich durch einen lauten Seufzer erschreckt, auf welchen einige klagende Töne wie unvernehmliche Worte und noch ein zweiter ängstlicher Seufzer folgten. Ich stand stille; kalter Schweiß strömte mir aus allen Poren, und meine Haare sträubten sich starr auf dem Kopf. Gleichwohl suchte ich meiner Furcht Herr zu werden, und mich durch den Gedanken zu stärken, daß der allgegenwärtige Gott mich auch hier in dieser einsamen Höhle mit seinem mächtigen Arm gegen jede Gefahr schützen könne. Ich rief ihn also an, schritt muthig vorwärts nach dem Winkel, aus welchem die Seufzer gekommen waren, und entdeckte hier einen kranken Bock von ungewöhnlicher Größe, der auf der Erde liegend seinen nahen Tod erwartete.

Ich gab dem alten Kerl einen Stoß mit dem Fuß und suchte ihn fortzujagen; er bemühete sich auch aufzustehen, hatte aber nicht mehr Kraft genug und sank wieder nieder. So ließ ich ihn dann liegen, und forschte mit meinem Fakellichte weiter.— Die Höhle war unregelmäßig wie alle Werke der Natur, und lief gegen innen immer enger zu. Im Hintergrunde hatte sie noch eine Oeffnung, die aber

so schmal und niedrig war, daß man, ohne auf allen vieren zu kriechen, nicht hinein kommen konnte. Ich nahm mir vor, das Abentheuer zu bestehen, nicht aber heute, sondern ein andermal, wenn ich mich erst mit Lichtern und einem Feuerzeug versehen haben würde, denn es wäre ganz unklug gewesen, mich ohne Licht in finstere unterirdische Gänge zu wagen.

Schon am folgenden Tage kam ich mit sechs dicken Kerzen zurück, die ich aus Ziegenunschlitt gegossen hatte. Ich zündete einige an, stellte sie an den Eingang der engen Klufft, und schlüpfte mit einer andern hinein. Nachdem ich ungefähr zehn Ellen weit gekrochen war, erweiterte sich der Raum, und ich befand mich unter einem großen ungefähr zwanzig Fuß hohen Gewölbe. Vielleicht war auf der ganzen Insel nichts Schöneres, nichts Prächtigeres als dieser unterirdische Saal. Das Licht meiner Kerzen, die ich nun alle anzündete, wurde auf hundert verschiedene Weisen von den umliegenden Mauern zurück geworfen, die wie Gold oder Diamanten funkelten. Kurz es war die schönste Höhle; selbst die fruchtbarste Fantasie konnte sich dieselbe nicht romantischer denken. Obgleich vollkommen dunkel, war doch der Boden ganz trocken und mit feinem Kieß bedeckt. Auch an den Wänden war keine Nässe, und nirgends die Spur eines gif-

tigen

tigen Thieres sichtbar, und nicht das Geringste verspürte man von übelriechenden und ungesunden Ausdünstungen.

Die einzige Unannehmlichkeit war der dunkle und beschwerliche Eingang. Aber eben hierauf beruhete meine Sicherheit, wenn ich hier ein Magazin anlegen oder einen Zufluchsort suchen wollte. Hocherfreut über diese Entdeckung, faßte ich den Beschluß, sogleich alle Vorräthe hierher zu bringen, an deren Erhaltung mir vorzüglich gelegen war, besonders mein Pulver und Blei, auch meine Reservewaffen.

Bei dieser Gelegenheit öffnete ich das Pulverfaß, das von dem Meer an den Strand geworfen worden war. Das Wasser war auf allen Seiten drei oder vier Zoll tief eingedrungen, und das nasse Pulver hatte sich in eine Art von Rinde verwandelt, wovon das Innere wie eine Nuß von ihrer Schale umschlossen und unverdorben erhalten worden war. So blieben mir also wohl gegen funfzig oder sechzig Pfund vollkommen gutes Pulver, das ich mit dem größten Theil meines Bleivorraths in die Höhle zur Verwahrung brachte. In der Festung behielt ich aber nur so viel, als zu meiner Vertheidigung, wenn ich überfallen werden sollte, hinlänglich seyn würde.

Unter solchen Verhältnissen konnte ich mich mit den Menschen der Vorwelt vergleichen, die unzugängliche Höhlen bewohnten. Ich vertraute meinem neuen Zufluchtsort so ganz, daß ich überzeugt war, es würde mich der zahlreichste Haufe Wilder hier nicht anzugreifen, mich nicht einmal zu suchen wagen. — Konnten sie mich aber nicht darin aushungern, konnten sie den Eingang nicht verrammeln oder vermauern? — Also noch immer Stoff zu Besorgnissen!

Der alte Bock starb den Tag darauf an dem Eingang der Höhle, wo ich ihn sogleich zur Erde bestattete, und mir also die Mühe ersparte, ihn erst heraus zu schleppen. —

Schon drei und zwanzig Jahre befand ich mich jetzt auf diesem Eilande. Ich war aber auch meiner Lebensart auf demselben so gewohnt, daß ich gerne meine übrigen Tage hier verlebt und in der Höhle hingestorben wäre, wenn mich die Furcht vor den Wilden nicht unaufhörlich geängstiget hätte. Sogar Zeitvertreib und Belustigungsmittel, woran es mir anfangs fehlte, hatte ich mir verschafft. Ich hatte meinen Papagei sprechen gelehrt, und sein Geschwätz machte mir sechs und zwanzig Jahre lang — denn so lange war er mir zur Seite — nicht wenig Vergnügen. Man versicherte mich in Brasilien, es lebten diese Thiere hundert Jahre.

Vielleicht lebt er also noch jetzt, da ich dieses schreibe, und ruft nach seiner Gewohnheit den armen Robinson Crusoe. Auch mein Hund war mir sechzehn Jahre lang ein lieber und treuer Gefährte, bis er endlich vor Alter starb. Von meinen Katzen, die sich außerordentlich vermehrten, hatte ich nur zwei behalten, ein Männlein und ein Weiblein; ihre Jungen aber ersäufte ich, so bald sie auf die Welt kamen, weil ich nicht mehr als zwei haben wollte. Doch war ich bedacht, auch den Abgang der alternden Aeltern zu ersetzen. Meine übrigen Hausgenossen bestanden in zwei jungen Ziegen, die ich gewöhnt hatte, mir aus der Hand zu fressen, und in noch zwei Papageien, die auch die Worte Robinson Crusoe ganz deutlich aussprachen, es aber doch in der Kunst zu sprechen lange nicht so weit brachten, als mein Liebling, mit dem ich mir jedoch auch viel mehr Mühe gegeben hatte. Ich besaß überdies einige Seevögel, die ich jung am Strande erhascht, und denen ich die Flügel abgeschnitten hatte. Sie wohnten und brüteten in dem jungen Gehölze, das vor meiner Festungsschanze angelegt war, und machten mir viele Freude. Mit einem Worte ich lebte zufrieden; nur war meine einzige Sorge, daß die Wilden über lang oder kurz meine Ruhe stören möchten.

Dieß geschah auch am Ende wirklich, wie ich sogleich erzählen werde. Es wird sich aber aus meiner Geschichte ergeben, daß bisweilen im menschlichen Leben gerade das Unglück welches wir am meisten fürchten, und das, wenn es eintrifft, unseren beschränkten Ansichten nach, einen unvermeidlichen Untergang zur Folge haben muß, der Weg zu unserer Rettung, zu unserm Glücke ist. Besonders auffallend bewährte sich an mir diese Wahrheit in den letzten Jahren meines Aufenthalts auf dieser einsamen Insel.

Im Monat December nämlich, wo ich mit der Erndte sehr beschäftigt war, und den größten Theil meiner Zeit auf dem Felde zubringen mußte, sah ich eines Morgens, da ich vor Sonnenaufgang hinaus auf das Feld ging, Licht am Ufer, und zwar — mit Schmerz bemerkte ich es — nicht an dem gewöhnlichen Landungsplatz der Wilden, sondern in der Nähe meiner Wohnung.

Im ersten Schrecken verkroch ich mich wieder in meine Höhle. Vorher war ich überzeugt, daß mich kein Mensch hier suchen, viel weniger finden würde. Jetzt aber hielt ich mich auch hier nicht für sicher. Ich besorgte mein halb geschnittenes Getreide möchte mich verrathen, und die Menschenfresser veranlassen, alle Winkel nach mir zu durchsuchen. Darum hielt ich es für rathsamer, mich in

mei-

meiner Festung in Vertheidigungsstand zu setzen. Dieß that ich auch, eilte so schnell als möglich dahin zurück, stieg die Leiter hinan, zog sie auf die andere Seite hinüber, lud meine Pistolen und all mein Geschütz, und erwartete so die Feinde. Fest entschlossen, mich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren. Jetzt da die Gefahr wirklich nahe war, scheuete ich sie viel weniger als zuvor, und ging ihr mit weit mehr Muth entgegen. Daß ich nicht unterließ Gott aufs neue um seinen Beistand anzuflehen, versteht sich wohl von selbst.

Zwei Stunden harrte ich so auf den Feind, ohne daß er sich zeigte. Mir war so viel daran gelegen, seine Bewegungen zu beobachten; allein ich hatte niemand dazu als meine eigenen Augen. Die lange folternde Ungewißheit wurde mir am Ende unerträglich. Ich faßte daher Muth, stieg auf Leitern bis auf die Spitze des Felsens hinauf, legte mich da auf den Bauch, und schaute mit meinem Fernrohr hinab an den Strand. Da sah ich nun ganz deutlich neun Wilde, die um ein kleines Feuer herum saßen, nicht um sich zu wärmen, denn es war eine drückende Hitze, sondern wahrscheinlich um Menschenfleisch zu braten und sich Speise zu bereiten.

Sie waren auf zwei Kähnen angekommen, die am Ufer lagen; und da eben damals die Zeit der

Fluth

Fluth war, so erwarteten sie wahrscheinlich zu ihrer Wiederabfahrt die Zeit der Ebbe. Bewährte sich diese Vermuthung, so war sie sehr beruhigend für mich, denn ich konnte dann den Schluß daraus ziehen, daß sie es immer auf gleiche Art halten würden, und ich also zur Zeit der Ebbe bis zur nächsten Fluth ganz sicher umher streifen, und meine Geschäfte besorgen könnte.

Ich hatte mich nicht in meiner Vermuthung geirrt. So bald die Ebbe eintrat, sprangen sie in ihre Kähne und ruderten davon. Vorher aber belustigten sie sich noch eine Zeit lang mit Tänzen, wie ich es an ihren Stellungen und Bewegungen wahrnehmen konnte. Sie waren alle — so schien mir es wenigstens — splitter nackt; ich konnte aber nicht erkennen, ob sich auch Weiber unter ihnen befanden.

Als sie fort waren, brach ich muthig mit zwei Flinten, zwei Pistolen und meinem großen Sarras, bewaffnet aus meinem Hinterhalte hervor, und lief so schnell ich konnte nach den Hügel von welchem aus ich zum erstenmal den Schauplatz ihrer gräßlichen Blutfeste übersehen hatte. Von da herab wurde ich gewahr, daß auf dieser Seite drei andere Kähne gelandet hatten, die alle schon wieder, eben so wie die ersten auf dem Rückwege nach dem festen Lande begriffen waren.

Ich

Ich stieg die Anhöhe hinab, und sah neue erschütternde Spuren ihrer bestialischen Freßgelage. Wie das erstemal wurde ich so tief davon empört, und mit solchem Ingrimme erfüllt, daß ich mir zum zweitenmal vornahm, den ersten Trupp, den ich wieder antreffen würde, ohne Rücksicht auf seine Anzahl anzugreifen. — So schweigt die Vernunft, wenn tolle Leidenschaft ihre Stimme erhebt.

Die Besuche der Wilden auf der Insel schienen sehr selten zu seyn, weil mehr als fünf Viertelsjahre verstrichen, ehe ich wieder eine Spur davon bemerkte. In dieser ganzen Zeit lebte ich aber, wie man leicht denken kann, in ängstlicher Unruhe, von der ich mich auf keine Weise zu befreien wußte.

Ganz in Widerspruch mit meiner unaufhörlichen Furcht schienen die Mordgedanken zu stehen, mit denen ich beständig umging. Unermüdet machte ich Plane auf Plane, wie ich den Feind angreifen und überwältigen wollte, so bald er sich wieder auf meiner Insel, besonders mit getheilter Macht betreffen lassen würde. Ich bedachte nicht, daß wenn ich auch einen Trupp nach dem andern von der Erde vertilgte, ich doch nie ganz mit ihnen fertig werden, und am Ende ein viel größerer Mörder als sie selbst werden würde.

Mit neuer peinlicher Unruhe wandelte ich nun umher. Nicht anders als mit der größten Vorsicht wagte ich mich aus meinen Schlupfwinkeln, und sah hundertmal nach allen Seiten scheu umher, ob gleich, meiner früheren Berechnung nach, zur Zeit der Ebbe gar nichts für mich zu besorgen war. Welch ein Glück, daß ich eine Heerde zahmer Ziegen besaß, daß ich nicht mehr nöthig hatte zu schießen. Zwar hätte auch eine kleine Anzahl Wilder durch einen nahen Schuß erschreckt und zur Flucht gebracht werden können; ganz gewiß wären sie aber bald darauf zwanzigmal stärker zurück gekommen, und was hätte ich mir dann Gutes von diesen gereizten Barbaren zu versprechen gehabt? Es ließ sich aber, bis zum Monath Mai des vier und zwanzigsten Jahrs meines einsamen Lebens auf der Insel, kein einziger mehr blicken. Was ich aber am jenem Tage für ein seltsames Abentheuer mit ihnen hatte, werde ich an seinem Orte erzählen.

Bis daher brachte ich die Tage mit herzbeklemmenden Gedanken und die Nächte in schreckhaften Träumen hin, in welchen ich mich mit den Wilden herum schlug, und ein entsetzliches Blutbad unter ihnen anrichtete, bis mich endlich ein Trupp von ihnen packte, und ich mit kaltem Schweiße bedeckt, erwachend aus dem Schlaf auffuhr.

Ungefähr um die Mitte des Monaths Mai erhob sich einmal ein furchtbarer Sturm mit Donner und Blitz, und tobte die ganze Nacht fort. Während ich nun vor dem Schlafengehen nach meiner Gewohnheit noch einige Kapitel in der Bibel las, und über das Gelesene nachdachte, hörte ich seewärts einen Knall gleich einem Kanonenschuß.

Ich sprang unverweilt auf und bestieg auf meinen angelegten Leitern die Spitze des Felsens. In dem Augenblick da ich sie betrat, bereitete mich ein Pulverblitz den ich deutlich sah, auf einen zweiten Schuß, der auch nach einer halben Minute wirklich erfolgte, und aus der Gegend zu kommen schien, wo mein Kahn einst von dem Seestrome so weit fortgerissen worden war.

Ich konnte leicht daraus abnehmen, daß hier ein Schiff in Gefahr seyn müsse, und daß ich Nothschüsse gehört hatte. Da dachte ich in meinem Herzen, wenn ich auch außer Stand sei, den armen Nothleidenden Hülfe zu leisten, so könne doch vielleicht mir von ihnen geholfen werden. In dieser Hoffnung trug ich alles dürre Holz, das ich zur Hand hatte, auf den Hügel zusammen, und zündete ein munteres Feuer an, das von dem Winde angeblasen, bald zu einer ungeheuern Flamme empor loderte, die nothwendig von der Mann-

schaft

schaft mußte gesehen werden, wenn wirklich ein Schiff in der Nähe war. Ein dritter Nothschuß, auf den bald noch mehr andere folgten, überzeugte mich davon. Alle kamen von derselben Seite. Ich unterhielt mein Feuer die ganze Nacht. Als es Tag geworden war, und der Himmel sich wieder aufgeklärt hatte, entdeckte ich in weiter Ferne, östlich von der Insel, etwas, das ich aber selbst mit meinen Ferngläsern nicht deutlich erkennen konnte.

Lange verwandte ich kein Auge davon. Da sich aber der Gegenstand nicht von der Stelle bewegte, und ich mir immer noch vorstellte, er könne nichts anders als ein Schiff seyn, so nahm ich meine Flinte zur Hand, und lief der Gegend zu, wo ich es vor mir sah. Ich bestieg, als ich ihm nahe genug gekommen war, einen hohen Felsen am Strande, und entdeckte nun mit Hülfe meines Fernrohrs, zu meinem nicht geringen Schmerz den Wrak eines Schiffes, das in der Nacht an eben denselben Felsen gescheitert war, denen einst der Seestrom, der sich an denselben theilte, meinen Kahn zugeführt hatte, der aber durch die zurückströmende Fluth gerettet worden war.

So gereicht öfters das, was dem einen aus der Noth hilft, dem andern zum Verderben. Wahrscheinlich hatte die Schiffsmannschaft in der Nacht, ehe ich mein Feuer anzündete, gar nichts von der

Insel gesehen, sonst würde sie gesucht haben, in ihren Booten den Strand zu erreichen. Warum that sie es aber nicht, als sie mein Feuer lodern sah? warum dauerten die Nothschüsse fort? Der Himmel weiß es. Vielleicht erwarteten sie Hülfe von einem andern Schiffe, das die Fahrt mit ihnen gemacht hatte, vielleicht von meiner Insel, denn sie konnten ja nicht wissen, daß ich der einzige Mensch auf derselben sei. Möglich war es auch, daß sie wirklich das Boot bestiegen hatten, unterwegs aber verunglückt oder von den Strömen in das offene Meer hinaus geführt worden waren, wo sie elendiglich Hungers sterben mußten, wenn sie nicht zu rechter Zeit entdeckt und aufgenommen wurden. So viel ist wenigstens gewiß, daß sich kein einziges lebendiges Wesen auf dem Wrak sehen ließ.

Dieß alles waren freilich nur Muthmaßungen. Fanden sie sich aber gegründet, so waren sie für mich eine neue Aufforderung zu heißen Dank gegen Gott, der unter der zahlreichen Mannschaft zweier Schiffe mir allein das Leben gerettet hatte. Und um wie viel glücklicher war ich in meiner Verlassenheit auf der einsamen Insel, als diese armen Menschen in einem Boote wahrscheinlich ohne Lebensmittel, auf der wilden See!

Keine Worte sind stark genug, mein sehnliches Verlangen auszudrücken, auch nur einen einzigen Menschen, unter so vielen gerettet zu sehen, nur einen einzigen von ihnen zu meinem Gesellschafter, zum Theilnehmer meiner Freuden und Leiden, zu meiner Unterstützung, zur Hülfe in der Noth zu haben. Je näher mir dieses Glück gewesen war, desto schmerzlicher fühlte ich dessen Entbehrung. Mit gerungenen Händen lief ich an dem Strande hin und her: Nur einen, schrie ich, o Gott nur einen, und dabei biß ich, mit gen Himmel gerichteten Augen, die Zähne krampfhaft zusammen, daß ich lange nicht mehr den Mund öffnen konnte.— Mögen die Naturforscher diese Erscheinungen an mir erklären wie sie wollen; ich kann blos ihre Veranlassung und ihr Daseyn versichern.

Mein Schreien blieb unerhört. Bis zu dem letzten Jahre meines Aufenthalts auf der Insel erfuhr ich nie, ob jemand aus dem Schiffbruch sein Leben gerettet habe; nur fand ich mit Schmerz einige Tage darauf den Leichnam eines ertrunkenen Schiffsjungen an dem Strande. Er hatte nichts als eine Matrosenjacke, ein Paar zerlumpte Hosen und ein Hemde von weißen Leinen an, unmöglich war mir es daher, zu errathen, von welcher Nation er sei. In seinen Taschen befand sich nichts als zwei Stück von Achten und eine Tabakspfeife,

die mir von ungleich größerem Werthe schien als das Geld.

Die See war indessen ruhig geworden; ich hatte daher große Lust eine Fahrt nach dem Schiffe zu machen, nicht sowohl um heraus zu nehmen, was ich gut gebrauchen konnte, als um nachzusehen, ob ich nicht etwa noch einem Menschen oder sonst einem lebendigen Geschöpfe das Leben retten, und mir so das meinige versüßen könnte.

Dieser Gedanke beschäftigte mich so sehr, daß ich Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte, bis ich ihn zur Ausführung brachte. Ich zweifelte gar nicht, daß er mir unmittelbar von Gott eingegeben sei, und daß ich der inneren Stimme die mich das zu aufforderte, gehorchen müsse, wenn ich nicht durch eigene Schuld mein Glück verscherzen wolle.

Ich rüstete mich also zu meiner Reise; brachte eine gute Menge Brod, einen großen Topf süßen Wassers, eine Flasche voll Branntwein, und einen Korb voll Rosinen auf meinen Kahn; vorher aber reinigte ich denselben sorgsam und machte ihn flott. Auch einen Sack voll Reiß, zwei Dutzend Kuchen, einen Käse, einen Topf voll Ziegenmilch und meinen Sonnenschirm holte ich noch herbei. So versehen, betete ich zu Gott um eine glückliche Reise, drückte vom Ufer ab und fuhr längst der Küste bis zur nordöstlichen Landspitze hinan, von wo ich mich

in

in die offene See hinaus wagen mußte, wenn ich auf der Ausführung meines Unternehmen bestehen würde. Mit Schrecken erblickte ich wieder die Strömung in der ich einst beinahe meinen Untergang gefunden hätte, und mein Muth fing an zu sinken. Wirklich wagte ich viel: denn hätte ich das Unglück gehabt, von dem Strom ergriffen zu werden, so hätte er mich gewiß wieder weit hinaus in das Meer von meiner Insel weggeführt; und erhob sich zu dem noch ein frischer und widriger Wind, so war es ganz um mich geschehen.

Unschlüßig was ich thun sollte, führte ich meinen Kahn in eine kleine Bucht, legte ihn an, und bestieg eine Anhöhe, von wo aus ich das Meer beobachtete. Furcht vor der Gefahr, und sehnliches Verlangen das Schiff zu besteigen, kämpften noch immer in meinem Herzen. So verweilte ich hier bis zur Rückkehr der Fluth; und nun wurde mein Vorhaben auf einige Stunden lang ganz unausführbar. Mie verdoppelter Aufmerksamkeit beobachtete ich indessen die Richtung, welche die Ströme zur Zeit der Fluth nahmen, um zu erforschen, ob ich nicht vielleicht, im Fall ich durch den einen Strom von der Insel abgeführt werden sollte, einen Gegenstrom zur Rückfahrt benützen könne? So fand es sich auch wirklich zu meiner großen Freude, denn zur Zeit der Ebbe ging der eine Strom

aus Süden nach Norden, uud zur Zeit der Fluth kam er auf der andern Seite aus Norden nach Süden zurück. Zu gewissen Zeiten war, wie ich es schon früher bemerkt hatte, die See spiegelglatt und nirgends war eine Strömung zu sehen.

Diese Entdeckung erfüllte mich mit neuem Muth. Ich nahm mir daher vor, den folgenden Tag mit dem Eintritt der Ebbe auszulaufen, und dieß geschah auch wirklich. Anfangs steuerte ich nordwärts, bis der Zug des Stroms anfing merklich zu werden. Er führte mich ziemlich weit östlich, doch so, daß ich immer noch Herr über den Lauf meines Fahrzeugs blieb, das ein gutes Steuer hatte. Ich unterstützte dasselbe auch noch kräftig mit meinem Ruder, und so näherte ich mich rasch dem Schiffe, das ich nach zwei Stunden glücklich erreichte.

Ach es gewährte einen traurigen Anblick. Wie angenagelt saß es fest zwischen zwei Felsen. Schon war das Hintertheil ganz von den Wellen zertrümmert, und da das Vordertheil wahrscheinlich mit schrecklicher Gewalt an die Felsen anrannte, so waren der große und der Hintermast von dem heftigen Stoße unten abgebrochen; das Bugspriet war aber ganz geblieben, und schien noch fest an seinem Orte zu sitzen. Der Bauart nach erkannte ich das Schiff für ein spanisches.

Schon war ich demselben ganz nahe, als ein Hund auf dem Verdecke erschien, der mir winselnd und bellend entgegen kam. Ich lockte ihn, und sogleich sprang er in das Meer und schwamm meinem Kahne zu. Ich half ihm herein, und da das arme Thier halb todt vor Hunger und Durst war, so reichte ich ihm ein Stück von meinem Brod, über das er wie ein gieriger Wolf herfiel. Ich setzte ihm hierauf auch gutes Wasser vor. Er war aber nicht zu ersättigen. Wenn ich ihn hätte machen lassen, so würde er sich gewiß zu todt gefressen haben.

Mein erster Blick fiel bei der Durchsuchung des Schiffes auf zwei Menschen, die in einer Schiffskammer ertrunken waren, und sich fest umschlossen hielten. Wahrscheinlich war das Seewasser, als das Schiff scheiterte, so schnell und mit solcher Heftigkeit eingedrungen, daß die armen Leute die Thür nicht mehr erreichen konnten. Der Hund ausgenommen, war kein lebendiges Wesen auf dem Schiffe, und die ganze Ladung schien mir durch das Seewasser verdorben. Zwar sah ich noch einige gute Fässer, die wahrscheinlich Wein oder Branntwein enthielten; sie waren aber zu groß, als daß ich sie fortbringen konnte. Auch mehrere Kästen traf ich an, und brachte zwei davon in meinen Kahn, ohne erst zu untersuchen, was darin

sei.

sei. Allem Anschein nach war das Schiff reich beladen, und nach dem spanischen Westindien bestimmt gewesen.

Außer jenen zwei Kästen fand ich auch ein kleines Fäßchen, das ungefähr zwanzig Maas halten mochte, aber so schwer war, daß ich es nicht ohne Mühe auf mein Fahrzeug brachte. In einer Schiffskammer hingen auch mehrere Flinten und ein großes Pulverhorn, in dem über vier Pfund Pulver waren. Letzteres nahm ich zu mir; die Gewehre aber ließ ich zurück, weil ich deren schon genug zu haben glaubte. Ich eignete mir auch eine Feuerschaufel und Feuerzange zu, deren ich schon lange bedurfte, auch zwei kupferne Theekessel, einen Rost und einen Chocolatetopf. — Jetzt da die Fluth sich wieder einstellte, fuhr ich mit dieser Ladung und meinem Hunde wieder nach der Insel zurück, die ich auch wohlbehalten aber außerordentlich abgemattet erreichte.

Ich schlief diese Nacht in meinem Kahn. Die erbeuteten Vorräthe wollte ich am folgenden Morgen in meine Höhle, nicht in meine Festung, in Verwahrung bringen. Dieß geschah auch; vorher aber wollte ich untersuchen was ich hatte. Das kleine Fäßchen enthielt Rum, der aber bei weiten nicht so gut als der brasilianische war. In den beiden Kästen befanden sich allerlei Dinge, die ich gut gebrauch

brauchen konnte. Ich fand darin zum Beispiel ein kleines Flaschenfutter mit vielen und herzstärkenden Wassern in Flaschen mit Silber beschlagen. Auch waren darin zwei große Töpfe voll eingemachter Früchte, beide so gut mit Pergament zugebunden, daß das Seewasser nicht hatte eindringen können, dann zwei andere die aber von dem eingedrungenen Wasser verdorben waren; ferner mehrere sehr gute Hemden, einige bunte Halsbinden, ein halb Dutzend weiß leinene Sacktücher, die mir zur Abtrockung des Schweißes bei großer Hitze treffliche Dienste leisteten. Der ganze Fund kam mir, wie sich leicht denken läßt, höchst erwünscht.

Auf dem Boden des Kastens fanden sich noch überdem drei Säcke voll Stücke von Achten, zusammen ungefähr eilf hundert, außer einem Papier in welches sechs doppelte Pistolen und einige goldene Schatzstücke eingewickelt waren, die ungefähr zusammen ein Pfund wiegen mochten.

In dem andern Kasten waren einige Kleider die aber nicht viel bedeuteten, und drei Flaschen sehr feines Schießpulver, vermuthlich zur Jagd. Im ganzen schien mir die Fahrt nicht sehr belohnend gewesen zu seyn, denn in meiner Lage war das Geld mir unnütze; und gerne hätte ich die drei Säcke für drei oder vier gute Paar englische Strümpfe und Schuhe hingegeben, die ich so lange hatte

ents-

entbehren müssen, und die ich doch so gut hätte brauchen können.

Freilich hatte ich mir die Schuhe und Strümpfe der verunglückten Matrosen zugeeignet; sie waren aber bei weitem nicht so bequem, auch nicht so gut gemacht, als unsere englische Schuhe. — Endlich fanden sich noch in dem Kasten funfzig und einige Stück von Achten, aber kein Gold. Er mußte also einen viel ärmeren Herrn zugehört haben, als der erste Koffer, der vermuthlich das Eigenthum eines Offiziers gewesen war.

So unnütz mir auch all dieses Geld schien, so trug ich es doch in meine Höhle und legte es zu dem andern, das ich aus meinem eigenen Schiffe gerettet hatte. Schade war es, daß ich nicht bis auf den Boden des gescheiterten Fahrzeuges hatte kommen können, denn gewiß würde ich noch viele andere Dinge von großem Werthe errettet, und meinen Kahn wer weiß wie oft damit beladen haben. Alles wäre in meiner Höhle in der größten Sicherheit gelegen, und wäre es Gottes Wille gewesen, daß ich einst diese einsame Insel wieder verlassen sollte, so hätte ich es dann mit mir zurück in mein Vaterland nehmen, und als ein wohlhabender Mann davon leben können.

Mein Kahn wurde nunmehr ausgeladen, und die ganze Ladung in Verwahrung gebracht. Ich

führte

führte ihn hierauf in seinen gewöhnlichen Hafen, und kehrte in meine Behausung zurück, wo ich alles wieder fand, wie ich es verlassen hatte, und auf meine gewöhnliche Art fortlebte.

Nur selten ging ich aus, und hielt mich stets auf meiner Hut. Bisweilen kam mir die Lust, noch eine Fahrt nach dem Schiffe zu wagen; allein was hätte ich weiter erbeuten können, da die ganze Ladung unter Wasser stand? Ich blieb also zu Hause, und beschäftigte mich auf eine andere Art.

So vergingen wieder zwei Jahre. Ich hätte glücklich seyn können und war es nicht. Seit dem ich jener leidigen Fußtritt sah, hatte ich keine Ruhe mehr auf der Insel. Ich wollte fort, ich mußte fort; ich dachte und träumte nichts als Plane zur Flucht. Dabei ängstigten mich tausend martevnde Gedanken an mein verscherztes Glück, erst in meinem Vaterhause, dann in Brasilien, wo ich so leicht hätte einer der wohlhabendsten Pflanzer werden können. Ich beweinte meine vergangenen Uebereilungen, meine Ungenügsamkeit, meine Thorheit und merkte nicht, daß ich im Begriffe war, eine neue noch viel größere zu begehen. — Denn wo wollte ich hin? Gesetzt auch ich hätte das feste Land erreicht, was mir jetzt nicht mehr so schwer schien, denn warum sollte ich nicht eben so leicht an das

feste

feste Land, als die Bewohner des festen Landes auf meine Insel kommen können? — Gesetzt also ich hätte es erreicht; was würde ich dabei gewonnen haben? Ich wäre der Gefahr, die mich hier so sehr ängstigte, entgegen gerannt, hätte mich selbst den blutigen Händen furchtbarer Kannibalen überliefert — und einen andern Ausweg aus dieser Insel gab es nicht für mich.

Ach! ich hatte hier alles was ich bedurfte, hatte es viel besser als in den ersten Jahren, besaß einen befestigten Wohnort, eine Art von Landgut, fruchtbare Felder, schöne Heerden, mein Vermögen hatte sich vermehrt, mein Tisch war gut bestellt, ich erfreute mich noch so mancher anderer Annehmlichkeiten, und doch war ich nicht zufrieden. Es ängstigte mich unablässig eine kindische Furcht vor den Wilden, die mich doch in vier und zwanzig Jahren kein einziges mal gesehen hatten, und mich wahrscheinlich nie entdeckt haben würden, weil sie gar nichts von meinem Daseyn ahneten. Seit vielen hundert Jahren hatten sie kein menschliches Wesen auf diesem Eilande gesehen, wie konnten sie vermuthen, daß es jetzt von einem Europäer bewohnt sei? — Doch wenn ängstliche Furcht sich einmal des Menschen bemeistert hat, so spricht die Vernunft umsonst ans Herz. So lange ich nichts von der Gefahr wußte, blieb ich ruhig; jetzt war ich es

nicht

nicht mehr. Wohl uns, daß die Vorsehung so vieles was uns bevor steht in undurchdringliches Dunkel gehüllt hat.

Die Gedanken, die mich den Tag über verfolgten, ließen mir auch in der Nacht keine Ruhe. Einst träumte ich, ich sähe an dem Seestrande zwei Kähne landen, aus welchem eilf Wilde mit einem Gefangenen stiegen, den sie zu schlachten und zu fressen gedachten. Der arme unglückliche Mensch aber riß sich in dem Augenblick, da sie ihn eben niederwerfen und schlachten wollten, aus ihren Händen los, und lief dem dicken Gebüsche zu, von dem meine Festungswerke umgeben waren, und wo ich mich verborgen hielt. Da er so ganz allein in meine Nähe kam, so nahm ich keinen Anstand mich ihm zu entdecken, winkte ihm freundlich zu, zeigte ihm meine Leiter, half ihm hinauf steigen, führte ihn in meine Wohnung ein, und behielt ihn bei mir als Diener oder Sklaven. Hocherfreut über dieses Ereigniß, dachte ich, jetzt hätte ich endlich den lange ersehnten Gehülfen, den Beistand in der Noth, den so viele Jahre entbehrten menschlichen Umgang, den ich mir wünschte. So lange dieser Traum währte, fühlte ich mich unbeschreiblich glücklich; desto größer war mein Schmerz, als ich beim Erwachen fand, daß es nur ein Traum gewesen war.

Meine Gedanken nahmen doch aber jetzt eine ganz neue Richtung. Ich hielt das Traumbild fest, und überzeugte mich, daß wirklich mein Verlangen nach menschlichen Umgang, nach Hülfe in der Noth, in der Lage worin ich mich befand, auf keine leichtere und genügendere Art befriediget werden konnte, als durch die Einbringung eines Gefangenen, besonders eines solchen, der von den Wilden zu ihrem Schlachtopfer ausersehen war, denn von einem solchen hatte ich schon aus Dankbarkeit, und mehr noch, weil seine eigene Sicherheit, sein eigenes Leben es erforderten, weit mehr treue Ergebenheit zu erwarten als von jedem andern. Um mir aber einen einzigen solchen Freund zu verschaffen, mußte ich erst eine ganze Horde Wilder von der Erde vertilgen, und dieß wollte mir mein Gewissen nicht zulassen, denn ich wiederholte mir alle Gründe dagegen, die ich bereits angeführt habe. Zwar fand ich auch Gegengründe: Denn waren die Wilden nicht in der That meine Feinde? Würden sie mich, wenn ich von ihnen entdeckt worden wäre, nicht feindlich behandelt, nicht wie ihre andern Gefangenen, geschlachtet, gebraten, gefressen haben? Ach es war nur allzu wahrscheinlich, wenigstens besorgte ich es, onst würde ich nicht von solcher ängstlichen Furcht umher getrieben worden seyn. Gleichwohl fand ich in diesen Gründen keine Beruhigung, und es wurde

mir

mir schwer, zu dem Entschluß zu gelangen, die Erfüllung meiner Wünsche durch ein gräßliches Blutbad zu erkaufen.

Nach langem Hin- und Herschwanken behielt endlich doch die Leidenschaft den Sieg über die Menschlichkeit. Ich nahm mir vor, mich eines Wilden zu bemächtigen, es möchte auch kosten was es wollte; nur fragte sichs, wie so etwas möglich zu machen sey? Da sich nichts hierüber voraus bestimmen ließ, sondern alles von den Umständen abzuhängen schien, so wurde vor der Hand nur beschlossen, den Strand fleißig zu beobachten, damit ich sogleich die Wilden entdecken möchte, wenn sie wieder eine Landung versuchen sollten.

Von dort an unterließ ich auch nicht einen einzigen Tag, auf Kundschaft auszugehen. Achtzehn Monate lang entdeckte ich aber durchaus nichts, weder auf der West- noch Südwestseite, wo sie doch am öftesten an das Land kamen. Durch die Mühe, die mir das machte, ließ ich mich nicht abschrecken; ich wurde im Gegentheil immer hitziger, und es verlangte mich nun wenigstens eben so sehr, die Kannibalen einmal anzutreffen, als ich vorher gewünscht hatte, sie zu vermeiden. Meine Fantasie war so geschäftig, daß ich mir die Feinde schon als ganz bezwungen dachte; da nahm ich mir

nun

nun vor, großmüthig zu seyn, und nicht nur einen, sondern sogar drei am Leben zu lassen, doch unter der Bedingung, daß sie mir gehorchen, mich als ihren Herrn erkennen und mir dienen sollten. Nichts fehlte jetzt weiter, als eine Gelegenheit zu verwirklichen, was ich bereits im Geiste als geschehen vor mir sah.

Diese Gelegenheit schien endlich gekommen zu seyn. Ich entdeckte nämlich eines Morgens meiner Festung gegenüber fünf oder sechs Kähne an dem Ufer, aus welchen die Wilden bereits ausgestiegen waren In welcher Anzahl? mußte ich nur errathen, denn ich konnte sie nicht sehen. Gemeiniglich befanden sich fünf oder sechs in jedem Boote, folglich mochten es im Ganzen wohl dreißig bis sechs und dreißig Köpfe seyn. Diese Menschenmenge setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, und vereitelte alle meine Pläne: Denn wie sollte ich einzeln es mit so vielen aufnehmen? Doch nur kurze Zeit blieb ich unentschlossen. Ich bereitete alles zum Kampf, horchte rechts und links, ob sich kein Geräusch hören ließe, stellte meine beiden geladenen Flinten an meine Palissaden, stieg eiligst auf den Felsen hinauf, legte mich, um nicht gesehen zu werden, auf den Bauch, und suchte mit meinem Fernrohr die Feinde. Ich fand sie bald. Es waren derselben wenigstens dreißig, die um ein

loderndes Feuer herum tanzten, das sie zur Begehung ihres Festes angezündet hatten.

Bald darauf sah ich wie sie aus einem Kahn zwei arme Gefangene herbei schleppten, sie zu schlachten. Der eine von ihnen erhielt sogleich einen Keulenschlag oder einen Lanzenstich, von dem er todt niederstürzte. Alsbald fielen zwei oder drei dieser Mörder über ihn her, schlitzten ihm den Leib auf, nahmen die Eingeweide heraus, hieben den Leichnam in Stücke, und rösteten sie am Feuer. Indessen stand der andere Gefangene da, sah zitternd mit an, wie es seinem Gefährten erging, und schien ängstlich zu warten, bis auch die Reihe an ihn käme. Die Kannibalen waren sämtlich so ganz mit der Bereitung ihres gräßlichen Mahles beschäftigt, daß sie ihn nicht strenge bewachten. Plötzlich gab ihm der allen lebenden Geschöpfen eigene Trieb der Selbsterhaltuug den Gedanken ein, diesen Augenblick zu benützen und zu entfliehen. Dieß that er wirklich, und lief so schnell er laufen konnte, gerade dem dicken Gebüsche um meine Festung zu.

Ich war anfangs nicht wenig betreten, als ich ihn diesen Weg nehmen sah, denn schon glaubte ich, es sei die ganze Schaar hinter ihm her. So war dann ein Theil meines Traums erfüllt; wie konnte ich aber hoffen, auch den andern Theil in Erfüllung gehen zu sehen; wie glauben, daß die

Wilden den Entflohenen vergeblich suchen würden? — Ich blieb voll Erwartung dessen was weiter geschehen würde auf meinem Posten. Mit nicht geringer Freude und Beruhigung sah ich, daß der Flüchtling von nicht mehr als drei Mann verfolgt wurde, und schon einen sehr bedeutenden Vorsprung vor ihnen hatte. Konnte er auch nur noch eine halbe Stunde lang mit solcher Schnelligkeit laufen, so war er gerettet.

Zwischen dem Seestrande und meiner Festung zog sich ein kleiner Seestrom in das Land, wo er nothwendig eingeholt werden mußte, wenn er nicht schwimmen konnte. Allein er kehrte sich nicht daran, sprang ohne Bedenken, ob es gleich damals hohe Fluth war, in das Wasser und war bald am andern Ufer, worauf er gestärkt mit gleicher Schnelligkeit weiter lief. Seine Feinde eilten ihm nach; ich bemerkte aber, als sie an den Seearm gekommen waren, daß nur zwei von ihnen schwimmen konnten, der dritte aber an dem Ufer eine Zeit lang stehen blieb, und dann langsam wieder zur Gesellschaft an den Strand zurück kehrte. Dieß war für den Fliehenden und für mich selbst kein geringes Glück. Ein anderer günstiger Umstand kam uns noch zu statten, die beiden Nachsetzenden schwammen nämlich nur halb so schnell als der Flüchtling.

Eine erwünschtere Gelegenheit mir einen Gefährten, einen Gehülfen und Diener zu verschaffen, konnte ich nie erwarten. Offenbar schien ich von dem Himmel berufen zu seyn, dem armen Verfolgten das Leben zu retten. In dieser Ueberzeugung eilte ich von dem Felsen herab, nahm meine Flinten zur Hand, und ging dem Strande zu. Bald begegnete ich dem Ausreisser. Ich rief ihm zu, ich winkte ihm, allein umsonst; er schien sich anfangs so sehr von mir, als vor den nachjagenden Feinden zu fürchten. Ich ging nun langsam auf diese los, verbarg mich hinter einen Baum, und versetzte dem ersten, der vor mir vorüber lief, einen solchen Schlag mit dem Flintenkolben, daß er todt zur Erde niederstürzte. Ich wollte ihn lieber erschlagen als erschießen, damit der Schuß nicht von den andern gehört werden möchte, ob sie gleich in einer so großen Entfernung nicht wissen konnten, was der Knall bedeutete. Vielleicht hätten sie ihn nicht einmal gehört; aber sicher wäre der zweite Wilde damit verschüchtert worden, und wahrscheinlich entflohen um mit Verstärkung wieder zu kommen.

Als dieser seinen Begleiter fallen sah, blieb er erschrocken stehen. Ich ging gerade auf ihn los; er aber ermannte sich wieder, legte einen Pfeil auf seinen Bogen, und eilte ihn auf mich abzudrücken. Doch ich kam ihm zuvor, und streckte ihn auf den

ersten Schuß todt zur Erde nieder. Der Fliehende, der bis dahin unaufhaltsam fortgelaufen war, blieb von dem Schuß erschreckt stehen und sah sich um. Seine beiden Verfolger lagen todt zu meinen Füßen; gleichwohl war er immer noch so scheu, daß er viel mehr Lust bezeigte weiter zu fliehen, als umzukehren. Die Figur, die ich machte, war freilich nicht sehr einladend und Zutrauen erregend. Lange ließ er sich daher vergeblich winken. Zwar machte er bisweilen einige Schritte gegen mich; gleich blieb er aber wieder stehen, unschlüßig ob er es wagen sollte mir nahe zu kommen, und sich von neuem gefangen nehmen und zur Schlachtbank führen zu lassen. In der That wie konnte er wissen, daß ich kein Menschenfresser sei! Ich sah ja einen der furchtbarsten ähnlich. Gleichwohl kam er auf den dritten Wink vollends heran; alle zehen oder zwölf Schritte ließ er sich aber auf die Kniee nieder, um meine Gnade zu erflehen. Ich lächelte ihm freundlich zu, und suchte ihn Muth zu machen. Jetzt da er vor mir stand, warf er sich vor mir mit dem Angesicht nieder zur Erde, ergriff einen meiner Füße und setzte sich ihn auf den Kopf, zum Zeichen meiner Gewalt über ihn, und seiner Unterwürfigkeit. Er schien mir damit Treue und Gehorsam zu geloben, und mich für seinen Herrn zu erkennen. Ich hob ihn auf, und

klopfte

Joh: Voltz. inv.

C. Wiesner. sc.

Robinson rettet einem Wilden das Leben.

klopfte ihm gnädig auf die Schulter, um ihn noch mehr zu ermuthigen. Allein das Abentheuer war noch nicht ganz vollbracht. Bald sah ich, daß der Wilde, den ich niedergeschlagen hatte, noch nicht todt, sondern nur betäubt war. Ich machte meinen neuen Diener aufmerksam darauf. Er sprach einige Worte, die ich nicht verstand, die mich aber doch entzückten, weil sie der erste Laut einer menschlichen Stimme waren, den ich seit fünf und zwanzig Jahren hörte.

Noch aber war es nicht Zeit mich meinem Vergnügen darüber zu überlassen, denn der zu Boden geschlagene Wilde hatte sich schon wieder so weit erholt, daß er sich stark genug fühlte, sich aufzusetzen. Der Gefangene erschrak darüber; als er aber sah, daß ich mich bereit machte, den gemeinschaftlichen Feind vollends niederzuschießen, hielt er mich zurück und bat sich mit verständlichen Zeichen, meinen Säbel aus. Ich vertrauete ihm das Mordgewehr an; kaum hatte er es in Händen, so lief er auf den Wilden los, und hieb ihm auf einen Streich so schnell und so geschickt wie der geübteste teutsche Scharfrichter den Kopf ab. Gleichwohl war es das erstemal in seinem Leben, daß er einen eigentlichen Säbel führte, denn die hölzernen Schwerter der Urbewohner von America verdienen kaum diesen Namen. — In der Folge vernahm

ich

ich aber, daß ihre Hieber doch von einem so harten, und so gut zugeschärften Holze sind, daß sie ihren Feinden tödliche Wunden damit beibringen.

Nach der glücklichen Vollbringung seiner That kam mein neuer Waffenbruder, singend und springend mit dem Kopf des erlegten Feindes, den er triumphirend in die Höhe hielt, zu mir zurück, und legte ihn unter hundert seltsamen Geberden, deren Sinn ich nicht verstand, mit dem Säbel zu meinen Füßen.

Wie ich aber in einer so bedeutenden Entfernung den andern Wilden auf einen Schuß maustodt zu Boden gestreckt hatte, konnte er nicht begreifen. Er zeigte mir ihn, und bat mich um die Erlaubniß, ihn in der Nähe untersuchen zu dürfen. Sein Erstaunen wurde noch größer. Der Schuß war durch und durch gegangen, und da das Blut sich meistens nach innen ergossen hatte, so sah man nicht viel davon auf der Erde. Der Neugierige wendete den Leichnam hin und her, und schien mit den Augen den Pfeil zu suchen, der diese fürchterliche Wunde geschlagen hatte. Er schüttelte den Kopf und konnte sich die Sache nicht erklären. Endlich, nachdem er den Todten lange und aufmerksam genug betrachtet hatte, nahm er ihm seinen Bogen und seine Pfeile ab, und kam damit zu mir zurück. Ich winkte ihm, mir zu folgen,

und

und gab ihm zu verstehen, daß ich besorgte, es möchten die Wilden in verstärkter Anzahl ihn und ihre vermißten Gefährten aufsuchen.

Er aber hielt für gut, vorher die Todten zu begraben, daß wir nicht durch dieselben verrathen würden, oder vielmehr, wie sich nachher zeigte, weil er sich vorgenommen hatte, sie mit mir zu braten und zu fressen. Ich gab meine Einwilligung, und so machte er schnell in den Sand zwei Gruben, in die er einen nach dem andern legte. So bald er fertig war, gingen wir beide weiter, aber nicht in meine Festung, wo ich mich nicht für sicher genug hielt, sondern nach der finstern Höhle im Innern der Insel, in der wir nicht leicht entdeckt werden konnten. In diesem Stücke wurde also mein Traum, der anfangs so pünktlich eingetroffen war, nicht erfüllt.

Glücklich erreichten wir die Höhle. Ich erquickte hier meinen Wilden mit Brod, Rosinen und einem Trunk frischen Wassers, nach dem er besonders zu lechzen schien, weil ihm der lange und angestrengte Lauf sehr durstig gemacht hatte. Ich wieß ihm auch einen Haufen Reißstroh und eine Decke zum Lager an, und gab ihm zu verstehen, daß er hier ausschlafen sollte.

Mein neuer Gefährte war ein großer, schlanker und starker Jüngling von ungefähr fünf und

zwan-

zwanzig Jahren. Er war vollkommen gut gewachsen, und hatte ein männliches mehr sanftes als wildes Gesicht; besonders wenn er lächelte, schienen seine Züge außerordentlich angenehm. Alle seine Muskeln zeugten von Kraft und Gewandtheit. Lange schwarze Haare hingen ihm über den Nacken herab, und schöne feurige Augen blitzten unter der hohen Stirne hervor. Seine Farbe war sehr dunkel, aber nicht so unangenehm lohbraun wie die Farbe der brasilianischen Wilden, sondern mehr olivenfarbig, und nahm sich gar nicht unangenehm aus. Ein rundes Gesicht, eine gut gestaltete Nase, ein schöner Mund mit dünnen Lippen, und eine doppelte ganz gleiche Reihe schneeweißer Zähne machte ihn zu dem hübschesten Wilden, den ich je gesehen hatte.

Ein Stündchen lang schlummerte er mehr, als er schlief, sprang wieder von seinem Lager auf und sah sich nach mir um, denn ich war in dieser Zeit ausgegangen, meine Ziegen zu melken, die in der Nähe der Höhle waren. So wie er mich erblickte, lief er auf mich zu, warf sich mir mit allen Aeußerungen eines dankbaren Herzens zu Füßen, und setzte wieder, wie das erstemal, seinen Fuß auf meinen Kopf, kurz er gab mir durch alle ersinnlichen Zeichen zu verstehen, daß er bereit sei, sich mir auf immer zu ergeben. Ich verstand dieselben

größtentheils, und suchte ihm dagegen auf meine Art zu erklären, daß ich wohl zufrieden mit ihm sei. Bald darauf fing ich an, mit ihm zu sprechen, und so lernte auch er sich mir verständlich machen. Zuerst gab ich ihm einen Namen, und nannte ihn Freitag, zum Andenken des Tags seiner Rettung. Ich lehrte ihn auch, mich Herr zu nennen, ja und nein zu sagen u. s. w.

Unser erstes gemeinschaftliches Mahl bestand in Milch, die ich in einer irdenen Schüssel vorsetzte. Ich brockte Brod hinein, und aß zuerst davon; er langte nun auf meine Aufforderung ebenfalls zu, und gab mir mit Kopfnicken zu verstehen, daß es ihm recht wohl schmecke.

Die ganze folgende Nacht blieb ich bei ihm in der Höhle; so bald aber der Tag anfing zu dämmern, so gab ich ihm ein Zeichen mir zu folgen, und suchte ihm begreiflich zu machen, daß ich ihm Kleider geben wolle, seine Blöße zu decken, denn er war ganz nackt. Er schien sich darüber zu freuen. Wir kamen vor dem Orte vorüber, wo er die Wilden eingegraben hatte; er zeigte mir die Stelle wo sie lagen, und hatte große Lust sie auszugraben und zu fressen; denn bloß deswegen schien er den Platz so gut gemerkt zu haben. Mit einem finstern Gesicht und allen Zeichen des Abscheues gab ich ihm aber meinen Unwillen über einen sol-

chen Gedanken zu erkennen, und gebot ihm sie liegen zu lassen und seiner Wege zu gehen. Dieß that er auch sogleich mit dem größten Gehorsam. Ich führte ihn hierauf mit mir auf den Hügel, wo ich mich umsehen wollte, ob die Feinde sich entfernt hatten. Mit meinem Fernrohr erkannte ich ganz deutlich den Platz, wo sie gewesen waren; von ihnen selbst und ihren Booten war aber nichts mehr zu sehen; es war folglich zu vermuthen, daß sie sich eingeschifft hatten.

Noch nicht zufrieden mit dieser Entdeckung, und doppelt so muthig als vorher, verfügte ich mich selbst an Ort und Stelle, und zwar, wie sich's versteht, in Begleitung meines Dieners, der mich mit Bogen und Pfeil und meinem großen Säbel bewafnet begleiten, und nöthigen Falls unterstützen mußte. Ich ließ mir auch von ihm eine Flinte nachtragen, und zwei andere trug ich selbst. So gerüstet verfügten wir uns nach dem Orte, wo der Schmauß gehalten worden war.

Wir erreichten den Platz; ich überblickte ihn, und das Blut erstarrte mir bei dem was ich sah in den Adern; Freitag aber schien nicht im geringsten davon angegriffen zu seyn. Alles war mit halb abgenagten Menschengebeinen bedeckt, alles zeugte von dem schrecklichen Siegesfest, das grausame Wilde hier gefeiert hatten. Auf der Erde

lagen

agen drei Hirnschädel, fünf Hände und eine Menge Bein und Fußknochen. Freitag gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß sie vier Gefangene mitgebracht hatten, wovon drei gefressen worden waren; der vierte sei er selbst. Es war eine große Schlacht zwischen seinem Volke und diesem vorgefallen, und auf beiden Seiten hatte man eine Menge Gefangener gemacht, die alle geschlachtet, gebraten und verzehrt worden waren.

Ich ließ sämtliche Ueberbleibsel von meinem Gehülfen auf einen Haufen zusammen tragen, ein großes Feuer ringsumher anzünden und alles zu Asche verbrennen. Wohl sah ich ihn bei dieser Arbeit an, wie sehr ihn nach einem guten Stück Fleisch gelüstete, und daß auch er im Herzen noch immer ein gieriger Menschenfresser sei; ich gab ihm aber meinen Abscheu gegen einen so unnatürlichen Appetit so nachdrücklich zu erkennen, daß er sich nicht getraute, ihn zu befriedigen, weil er besorgte ich möchte ihn niederschießen.

Dieses Geschäft war also beseitiget. Wir gingen nun mit einander in meine Festung zurück, wo ich anfing an Freitags Kleidung zu arbeiten. Ich gab ihm einstweilen ein Paar leinene Beinkleider, die ich in dem Kasten eines Matrosen gefunden hatte, und die ihm nach einer kleinen Aenderung, die ich daran machte, gar nicht übel standen.

Ich

Ich reichte ihm auch eine Jacke von Ziegenfellen, und da ich ein förmlicher Schneider geworden war, machte ich ihm auch noch aus einem Hasenbalg eine Mütze, die mir nicht übel gerieth. Freitag war außer sich vor Freude über seinen Anzug, in den er sich aber lange nicht finden konnte, und worin er sich, wie sich leicht denken läßt, höchst drollig ausnahm. Die Beinkleider schienen ihm am beschwerlichsten zu fallen, und die Aermel der Jacke machten ihm Schmerzen unten an den Schultern und unter den Armen. Ich half aber unverdrossen nach wo es fehlte, und so fühlte er sich bald höchst glücklich in seinem Staat, in dem er wirklich fast seinem Herrn gleich kam.

Den folgenden Tag ging ich mit mir zu Rathe, wohin ich meinen neuen Hausgenossen in der Nacht legen sollte? Ich hätte ihm gerne einen bequemen und doch zugleich für mich sichern Ort angewiesen, denn ich traute ihm noch nicht ganz, und hielt mich noch nicht völlig meines Lebens bei ihm sicher. Ein Anderer würde wohl auch so wenig als ich mit ganz ruhigem Herzen an der Seite eines Menschenfressers geschlafen haben. Da fand ich nun nichts Rathsameres, als ihm eine Hütte zwischen meinen beiden Schanzen zu bauen. Zugleich traf ich alle nöthigen Vorkehrungen, ihn abzuhalten, wider meinen Willen in den Bezirk der Festung

zu kommen; auch nahm ich mir vor, jede Nacht den ganzen Waffenvorrath in meiner Wohnung aufzubewahren.

Zum Glück waren alle diese Vorkehrungen unnöthig; denn nie hatte ein Mensch einen treuern, redlicheren, liebevolleren Diener. Wohl kann ich sagen, daß er mir mit wahrer kindlicher Zärtlichkeit zugethan blieb; ich bemerkte an ihm weder Launen, noch Starrsinn, noch Zorn und Trotz; willig hätte er sein Leben dahin gegeben, wenn er mir das meinige damit hätte erhalten können. Er gab mir in kurzer Zeit so große Beweise von Liebe und Treue, daß ich seinen Werth nicht länger bezweifeln konnte, und alles Mißtrauen aus meinem Herzen entschwinden ließ.

Täglich konnte ich an meinem wackern Freitag bemerken, daß Gott auch die wildesten Völker mit eben denselben Vernunftprincipen und eben denselben Wünschen und Anlagen zu Tugenden aller Art, wie uns Europäer beglückt hat. Die Gefühle der Liebe und Treue, der Erkenntlichkeit, der Dankbarkeit, sind ihnen so wenig fremd als uns: Nichts fehlt ihnen als die Gelegenhet den Keim alles Guten, den die Natur in ihren Geist, in ihre Herzen gelegt hat, weiter auszubilden.

Die feinere Welt- und Kunstbildung abgerechnet, fand ich uns Europäer mit Schmerz bei fort-

ge-

gesetzter Vergleichung, bei weitem nicht um so viel besser als wir es billig seyn sollten, da unsere Vernunft von dem Geiste Gottes und dem Lichte seines Wortes erleuchtet ist. Ach! vielleicht würden rohe, wilde Völker bei dem ihnen eigenen kindlichen Sinn einen weit bessern Gebrauch davon gemacht haben, wenn ihnen diese Wohlthat zu Theil geworden wäre. Aber warum müssen sie derselben entbehren? warum bestrahlt nicht auch sie die Gottheit mit ihrem Lichte? warum sollen sie in Finsterniß schmachten, und doch zu gleichen Pflichten gegen Gott und Menschen verbunden seyn? Lange ängstigte ich mich mit diesen Widersprüchen und konnte sie nicht fassen, bis endlich die Ueberzeugung in mir lebendig wurde, daß das allergerechteste Wesen nicht mehr von dem Menschen fordern kann, als er nach dem Grade seiner Einsichten zu leisten vermag. Warum ist aber den Wilden nur ein so beschränktes Maas von Einsichten verliehen? Ich getraute mir nicht diese Frage zu beantworten; die Vorsehung mußte ihre besondern Absichten dabei haben. Wir sind, wie der Prophet sagt, nichts mehr als Thon in Gottes Hand; darf aber das Gefäß zu dem Töpfer sprechen, warum hast du mich so und nicht anders gebildet?

Doch ich komme auf meinen wackern Gesellschafter zurück. Täglich gewann ich ihn lieber. Ich

bemühete mich, ihn zu unterrichten, ihn besonders meine Sprache zu lehren. Nie sah ich einen eifrigeren und gelehrigeren Schüler. Er war so froh, so glücklich, wenn er einige Worte verstand, oder sich verständlich machen konnte, daß er auch auf mich seine Freude und sein Glück übertrug. Meine Unterhaltungen mit ihm machten mir unbeschreibliches Vergnügen. Von dort an flossen meine Lebenstage in süßer Ruhe dahin, und gerne wollte ich sie hier beschließen, wenn nur die Wilden den schönen Frieden nicht störten.

Um meinen Freitag für die Entbehrung des Menschenfleisches zu entschädigen, und ihn ganz davon zu entwöhnen, nahm ich mir vor eine Ziege zu schlachten. Ich nahm ihn mit mir in den Wald wo ich meine Pferch hatte. Ganz in der Nähe desselben entdeckte ich aber eine wilde Ziege, die außen mit ihren zwei Jungen in dem Schatten der Hecke lag. Ich nahm Freitag bei dem Arm und hieß ihn stehen bleiben, gab Feuer nach dem einen Zickchen und streckte es todt zu Boden. Der arme Mensch sank bei dem Schuß der so donnernd in seiner Nähe fiel, fast ganz zusammen und zitterte wie Laub. Aengstlich sah er nach dem ersten Schrecken unter seiner Jacke nach, ob er nicht etwa verwundet sei? Vielleicht besorgte er, ich möchte ihn nur hieher geführt haben, in der Absicht

sicht ihn zu tödten, denn er warf sich mir zu Füßen und hielt an mich eine Rede, von der ich kein Wort verstand, nur merkte ich, daß es eine demüthige Bitte war, seiner zu schonen.

Ich nahm ihn bei der Hand, hob ihn lächelnd auf, zeigte ihm in der Ferne das todte Zickchen und hieß ihm es herbei holen. Während er hinlief und untersuchte wie das Thier getödtet worden sei, lud ich wieder meine Flinte. In eben demselben Augenblick bemerkte ich auf einem hohen Baum einen Vogel, den ich anfangs für einen Raubvogel ansah, der aber, wie sich in der Folge ergab, ein Papagei war. Ich rief meinem Wilden, zeigte ihm den Vogel und meine Flinte, gab ihm so zu verstehen was ich im Sinne hatte, und schoß so das Thier vor seinen Augen herab. Der arme Freitag erschrack von neuem fast so sehr als zuvor. Da er mich die Flinte nicht hatte laden sehen, so mußte er glauben, sie sei ein unerschöpflicher Feuerschlund, der Verderben auf Verderben ausspie. Lange konnte er sich von seinem Erstaunen nicht erholen, und hätte ich ihn machen lassen, so würde er, glaube ich, mich und meine Flinte angebetet haben. Lange wagte er nicht, sie anzurühren; er sprach aber mit ihr, gleich als ob sie ihn hätte verstehen und antworten können. Er ersuchte sie, wie ich in der Folge erfuhr, ihn nicht

zu tödten, und führte allerlei Gründe an, sie zur Schonung gegen ihn zu bewegen.

Bald erholte er sich wieder von seinem Schrecken, und nun gab ich ihm ein Zeichen mir den Vogel zu bringen. Das that er auch; das Thier war aber nicht ganz todt, sondern nur schwer verwundet von dem Baume gefallen, und hatte sich unter einen Busch verschlüpft, deswegen konnte er es nicht sogleich finden, und diese Zeit benützte ich, meine Flinte zum zweitenmale zu laden, ohne daß der Wilde es sah. Bald darauf kam er mit dem Vogel zurück, und da sich keine Gelegenheit zu einem dritten Schuße fand, gingen wir mit einander nach Hause.

Noch an demselben Abend balgte ich das Zickchen ab, zerlegte es, dämpfte es in einem Tiegel über Kohlen, machte eine gute Brühe darüber und setzte ein Stück davon meinem Fritag vor. Gedämpftes Fleisch mochte für ihn eine neue Speise seyn. Er nahm daher Anstand davon zu essen; als er aber sah, daß ich mir es gut schmecken ließ, so versuchte er auch davon, und winkte mir ganz freundlich zu, daß er es sehr gut finde. Daß ich aber mein Fleisch gesalzen aß, wollte ihm nicht gefallen. Er gab mir zu verstehen, es schmecke das Salz nicht gut. Gleichwohl nahm er einige Körnchen in den Mund, spie sie aber sogleich wieder

aus, und bezeigte mit abscheulichen Mißgeberden seinen Eckel, spülte sich auch den Mund mit frischem Wasser aus. Dagegen äußerte ich mit den nämlichen Geberden mein Mißfallen an ungesalzenem Fleisch. Ich glaubte ihn so zu bewegen, es gesalzen wie ich zu essen; lange konnte er sich aber nicht daran gewöhnen.

Ein andermal nahm ich mir vor, ihn mit Braten zu bewirthen. In dieser Absicht band ich ein Stück von meinem Zickchen an einen Strick, der über dem Feuer hing, und drehete es daran herum, wie es in England gebräuchlich ist. So bald mein Freitag davon kostete, suchte er mit den drolligsten Geberden auszudrücken, wie gut er es finde, und ließ sich es auch trefflich schmecken. Unmöglich hätte er Menschenfleisch mit größerer Lust verzehren können.

Den Tag darauf ließ ich ihn Korn dreschen, und dieß schmeckte ihm nicht so gut. Er lernte es aber gar bald, und worfelte es so geschickt als ich selbst. Ich lehrte ihn auch Brod backen; alles wozu ich ihm Anweisung gab, faßte er ungemein leicht, und leistete mir die ersprießlichsten Dienste.

Jetzt hatte ich zwei Münde zu ernähren; ich brauchte also eine viel größere Menge Getreide, als ehedem. Daher baute ich noch ein anderes großes Stück Land an, und umzäunte es wie mei-

ne andern Aecker. Freitag ging mir bei dieser Arbeit treulich an die Hand, und zwar nicht nur mit vieler Geschicklichkeit und vielem Fleiß, sondern auch mit großem Vergnügen, weil er wußte, daß ich bloß meine Vorräthe zu vermehren suchte, um sie mit ihm zu theilen. Er schien ganz gerührt von meiner Fürsorge für ihn, und gab mir zu verstehen, daß seine Dankbarkeit ihn zu unermüdeter Arbeitsamkeit auffordern würde.

So verlebte ich das angenehmste Jahr meines Lebens. Freitag fing an ganz verständlich zu sprechen. Bereits wußte er die Namen aller meiner Geräthe und Bedürfnisse, auch aller Orte, wohin ich ihn zu schicken hatte. Ich konnte also endlich wieder Gebrauch von meiner Sprache machen, die mir so lange unnütz geblieben war, oder die ich wenigstens so viele Jahre lang nicht mehr gesprochen hatte. Aber der ehrliche Kerl gefiel mir nicht allein der Unterhaltung, sondern auch seiner Redlichkeit und Gutmüthigkeit wegen; und schon fing ich an ihn herzlich lieb zu gewinnen, zumal da er auch für mich bereits so große Liebe und Anhänglichkeit bewies.

Einst da ich zu wissen wünschte, ob auch von seinem Volke die Gefangenen gefressen würden, fragte ich ihn, ob denn sein Volk nie in den Schlachten siegte? Er verstand schon englisch genug

mir verständlich zu antworten und sprach lächelnd: Ja, wir immer gewinnen das Beste. Hierauf fragte ich weiter: Warum bist du denn gefangen genommen worden, wenn dein Volk immer das Beste gewinnt?

„Mein Volk doch immer gewinnen viel.“

Wie bist du denn aber in Gefangenschaft gerathen?

„Sie viel mehr, wo seyn ich. Sie fangen ein, zwei, drei, und mich; doch mein Volk schlagen sie an andern Ort wo nicht sein ich; da mein Volk fangen ein, zwei, groß hundert.“

Warum haben dich denn aber deine Leute den Feinden nicht wieder abgenommen?

„Sie tragen ein, zwei, drei und mich in Kahn. Mein Volk haben damals kein Kahn.“

Und was macht denn dein Volk mit den Gefangenen, die ihm in die Hände fallen! Werden sie auch von euch fortgeführt und gefressen?

„Ja, mein Volk auch fressen Menschen, ganz, ganz.“

Und wo führt es sie denn hin?

„Da und da.“

Führt sie sie vielleicht auch manchmal auf diese Insel?

„Ja und da und da.“

Bist du mit deinen Leuten vielleicht schon hier gewesen?

„Ja ich bin gekommen hieher. . . (Er zeigte mir mit den Fingern den nordwestlichen Theil der Insel.)“

So erfuhr ich also, daß mein Wilder bereits früher auf der Insel gewesen war, und ein Blutfest auf jener Seite der Insel mit seinen Leuten gefeiert hatte. Einige Zeit darauf, da ich mit ihm in jene Gegend kam, erkannte er auch sogleich wieder den Ort, und erzählte mir, daß er einst zwanzig Männer, zwei Weiber und ein Kind hatte schlachten und fressen helfen. Zwar konnte er nicht bis zwanzig zählen, er legte aber so viel Steinchen auf den Sand zusammen, und machte sich auf solche Art verständlich.

Bei dieser Gelegenheit erkundigte ich mich auch, wie weit von der Insel nach dem festen Lande sei, und ob die Kähne nicht bisweilen auf der Ueberfahrt verunglückten? Er versicherte mir aber, daß gar keine Gefahr sei, und weiter vorwärts im Meer jeden Morgen der nämliche Wind und der nämliche Strom, Nachmittags aber der entgegengesetze Strom und Wind herrsche.

Anfangs glaubte ich, es sei diese Erscheinung bloß eine Wirkung der Ebbe und Fluth; in der Folge aber erfuhr ich, daß sie zugleich von dem

gro-

großen Orinokostrom herrühre, an dessen Mündung meine Insel lag, und daß das vermeintliche feste Land, das ich gegen Westen und Nordwesten sah, die große Insel S. Trinidad sei, die dem Strome gegen Norden liegt.

Ich that an Freitag unzählige Fragen über das Land, die Einwohner, die Beschaffenheit des Meeres und der Küsten, über die benachbarten Völker und so weiter, und er gab mir auf alle Bescheid so weit er es vermochte. Umsonst fragte ich ihn aber nach dem Namen der verschiedenen Völkerschaften in den Umgebungen, er antwortete mir immer Karaib. Ich folgerte hieraus daß ich mich in der Nähe der karaibischen Eilande befand. Er gab mir auch zu verstehen, daß weit hinter dem Monde, der damals eben unterging, also westlich von seinem Lande, sich weiße bärtige Männer befänden, wie ich, und daß sie groß viel Menschen getödtet hätten. Dieß war seine gewöhnliche Art sich auszudrücken. Es war leicht abzunehmen, daß er die Spanier damit meinte, die mit dem Geschrei von ihren Grausamkeiten das ganze Land erfüllt hatten, und die man von dem Vater auf den Sohn haßte und verwünschte.

Ich erkundigte mich hierauf bei Freitag, wie ich zu diesen weißen Männern kommen könnte? Seine Antwort war, ich könne auf zwei Kähnen

nen hinfahren. Ich verstand ihn nicht sogleich; durch Zeichen erklärte er mir aber, daß er einen Kahn so groß als zwei andere meinte.

Dieses Gespräch erfüllte mich mit Freude, denn es ließ mich hoffen, einst doch noch mit Hülfe meines treuen Wilden aus dieser Insel zu entkommen.

Ich benützte auch meine Unterredungen mit ihm, seinem Herzen die Grundsätze der christlichen Religion einzupflanzen. Einst fragte ich ihn — freilich ein wenig ungeschickt — wer ihn erschaffen habe? Der ehrliche Kerl anwortete höchst naiv: Mein Vater. Ich drückte mich nun deutlicher aus, und erkundigte mich bei ihm, wer, seiner Meinuug nach, die Erde, das Meer, die Berge und Wälder, die Menschen und Thiere geschaffen habe? Hierauf antwortete er mit einem Ausdruck von Ehrfurcht: ein alter Mann Namens Benamuki, der länger lebt als alle Menschen, und älter ist als die Erde, das Meer, der Mond und die Sterne. — Ich fragte weiter ob sein Volk diesen alten Mann anbete? Ja, sagte er; alle Menschen sagen zu ihm O! Ich erkundigte mich weiter, wohin seine Landsleute nach dem Tode kämen? Sie gehen alle zu Benamuki war seine Antwort, und auf meine weitere Fragen versicherte er, daß selbst ihre geschlachteten Feinde zu Benamuki kämen.

So

So vernahm ich denn mit nicht geringem Vergnügen, daß mein Freitag schon an einen Gott und an ein Leben nach dem Tode glaubte. Der Name that nichts zur Sache. Ich ergriff diese Gelegenheit, ihm würdige Begriffe von dem wahren Gotte beizubringen, sagte ihm, daß der mächtige Schöpfer aller Dinge in dem Himmel wohnt, und daß er alles, was er mit so viel Weisheit geschaffen hat, mit gleicher Weisheit erhält; daß er allmächtig ist, daß er alles vermag, uns Menschen alles geben und nehmen kann. — Und so öffnete ich ihm nach und nach die Augen über die Verhältnisse der Menschen zu Gott. Er hörte mich aufmerksam an, und schien nicht ohne großes Vergnügen zu vernehmen, was ich ihm von Jesus Christus erzählte, der von Gott in die Welt gesandt wurde, die Menschen zu erlösen von ihren Sünden. Ihm gefiel auch, was ich ihm von dem Gebet sagte, und daß Gott uns vom Himmel herab hört, wenn wir zu ihm flehen.

Freitag machte hierüber einige treffende Bemerkungen. Wenn also dein Gott uns hören kann, sagte er, ob er gleich hoch über der Sonne wohnt, so muß er ein viel größerer Gott seyn als Benamuki, der nicht so weit von uns ist, und uns doch nicht hört, wenn wir nicht auf den höchsten Bergen ihn anrufen? — Hast du denn auch schon Be-

namuki auf den Bergen angerufen? fragte ich ihn. Nicht doch, war seine Antwort; junge Leute wie ich sprechen nie mit Benamuki, das thun nur allein die Dokaki, die O! zu ihm schreien und seine Antwort zurück bringen. — Unter Dokakis verstand er die Priester seines Gottes.

So gab es denn auch hier, wie in der alten Welt, Priestertrug. Ich machte ihn aufmerksam darauf, und versicherte, daß kein Gott außer dem über der Sonne sei, daß folglich auch keiner ihren Priestern antworten könne; daß demnach die Dokakis sie mit Antworten, die sie selbst machten, hintergingen, oder daß sie Umgang mit bösen Geistern haben müßten. — So hatte ich nun Gelegenheit in einer lange Rede von dem Teufel, seinem Ursprung, seiner Empörung gegen Gott, seinem Haß gegen die Menschen, seiner List, seinem Betrug zu sprechen, und von der Kunst womit er unsere Leidenschaften zu unserm Verderben benutzt, und das Reich Gottes auf Erden zu vernichten droht. — Lange hörte mir der ehrliche Freitag mit großer Aufmerksamkeit und großem Ernste zu. „Was, sagte er endlich, Gott ist so groß und so mächtig, und doch ist er nicht so mächtig als der Teufel.“ Ei, wer sagt das; erwiederte ich; nur wir sind nicht mächtig genug, und deswegen bitten wir Gott, daß er uns gegen den Satan beistehe, uns Kraft verleihe

leihe ihm zu widerstreben. „Ei, sagte er, wenn Gott größer und mächtiger ist, als der Teufel, warum bringt er ihn denn nicht um, daß der böse Kerl niemand mehr schaden kann?“

Durch diesen Einwurf gerieth ich in nicht geringe Verlegenheit. Ich war den Jahren nach schon alt genug, aber noch ein sehr junger Casuist. Da ich nicht gleich wußte, was ich ihm antworten sollte, so that ich, als hätte ich ihn nicht recht verstanden, und blieb ihm die Antwort ganz schuldig. Er aber beharrte auf seiner Frage und wiederholte sie mir. Ich hatte mich indessen ein wenig gefaßt, und sagte, Gott würde ihn schon einmal am jüngsten Tag zur Verantwortung ziehen und ihn strafen. Mein Wilder aber schüttelte den Kopf. „Was braucht Gott bis zum jüngsten Tage zu warten, sagte er, warum tödtet er ihn nicht gleich? warum will er ihm noch länger die Macht zu schaden lassen!“ Dieß alles sagte er in gebrochenem Englisch auf die naivste und ehrlichste Weise.

Ich verstummte zum zweitenmal mit sichtbarer Verlegenheit. Um mich nicht länger blos zu geben, brach ich das Gespräch ab, stand auf und wandte Geschäfte vor, fand auch einen Vorwand ihn weit von mir wegzuschicken, und in dieser Zeit betete ich eifrig zu Gott, daß er das Herz dieses armen Menschen empfänglich für die Wahrheiten seines Evan-

ge-

geliums machen, mich aber durch seinen Geist erleuchten und meinen Worten Kraft zur Ueberzeugung verleihen möchte.

Ich will meine Leser nicht länger mit der Wiederholung meiner Religionsgespräche mit Freitag ermüden. Noch mehr als einmal wurde ich durch Einwendungen — die Einwürfe des gesunden Menschenverstandes — in Verlegenheit gesetzt. Ich gewöhnte ihn aber nach und nach, die Vernunft gefangen zu nehmen unter dem Glauben und dem Gehorsam Christi. —

In größter Herzensruhe, erheitert und beglückt durch den Umgang und die Unterredungen mit meinem Milden, brachte ich drei seelige Jahre hin. Schon war am Ende dieses Zeitraums der ehrliche Freitag ein eben so guter, vielleicht ein besserer Christ als ich. Er verstand meine Sprache; ich konnte ihm aus der heiligen Schrift vorlesen, und Gottes Geist war uns gewiß nicht minder nahe als er es in England gewesen wäre.

Sobald Freitag im Stande war mich zu verstehen, erzählte ich ihm auch meine Geschichte, wenigstens in so weit sie Bezug auf meinen Aufenthalt auf diesen Eilande und meine bisherige Lebensart hatte. Er wurde von mir in das Geheimniß des Schießpulvers und der Kugel eingeweiht; ich unterrichtete ihn in der Kunst eine Flinte zu laden und

abzufeuern, und setzte ihn folglich in Stand, mich nöthigenfalls auch mit Schießgewehr zu vertheidigen. Gleich in den ersten Zeiten beschenkte ich ihn auch mit einem Messer, an dem er große Freude hatte, und weiterhin mit einem Beile, das er gewöhnlich an seinem Gürtel wie einen Hirschfänger trug.

Ich machte ihm eine Beschreibung von Europa, und vorzüglich von meinem geliebten Vaterlande; ich beschrieb ihm unsere Lebensart, unsern Gottesdienst, unsern Handel mit allen Welttheilen, unsere Schiffahrt; auch suchte ich ihm einen Begriff von den europäischen Schiffen beizubringen, und zeigte ihm den Ort, wo ich den gescheiterten Wrak gesehen und besucht hatte. Das Meer hatte ihn schon längst so ganz zertrümmert, das auch nicht mehr die geringste Spur davon vorhanden war.

Das Boot aber, auf welchem ich mich einst mit meinen Unglücksgefährten aus dem Schiffbruche zu retten suchte, lag noch da. Ich führte ihn einmal hin. Kaum hatte er die Augen darauf geworfen, so wurde er ganz tiefsinnig und betreten. Ich fragte ihn, was ihm sei? Er antwortete, er habe auch einmal ein solches Boot bei seinem Volke gesehen.

Diese Nachricht war für mich von nicht geringer Wichtigkeit. Nur durch einen Sturm konnte ein europäisches Boot an die Küste seines Landes

gekommen seyn. Es mußte also ein Schiff in der Nähe gestrandet oder gescheitert haben, und Wind und Fluth hatten das Boot an den Strand getrieben. Daß sich auch Menschen aus dem Schiffbruch darauf konnten gerettet haben, fiel mir anfangs gar nicht ein; ich verlangte daher auch nur von meinem Wilden eine Beschreibung des Bootes.

Er machte mir eine ziemlich treffende Schilderung davon, die er mit den Worten schloß: Wir gerettet haben weiße Männer vor Ertrinken. Was, schrie ich, es waren auch weiße Männer auf dem Boote? — Ja sagte er, Boot voll seyn von weißen Männern. Hierauf fing er an, an seinen Fingern zu zählen, und gab mir zu verstehen, es seien derselben siebenzehn gewesen, und sie wohnten bei seinem Volke.

Siebzehn weiße Männer bei seinem Volke! — Wer konnten diese anders seyn, als die Schiffsmannschaft des gescheiterten Schiffes? Wahrscheinlich war sie, als das Schiff gegen die Felsen anrannte, und von den anschlagenden Meereswogen zertrümmert wurde, in das Boot gesprungen und dem festen Lande zugerudert, an dem sie glücklich anlangten. Hastig fragte ich nun meinen Freitag weiter, was aus ihnen geworden sei! O, sagte er, sie sind alle noch da; schon seit vier Jahren wohnen sie bei uns, und es geht ihnen recht wohl. Warum habt

ihr

ihr sie denn aber nicht gefressen, fragte ich weiter: Sie seyn Brüder von uns, war seine Antwort, wir nur fressen Menschen, wenn sie seyn unsere Feinde im Krieg.

Meine Leser werden sich wundern, daß mir Freitag eine so interessante Nachricht nicht früher mittheilte; sie müssen aber nicht vergessen, daß er sich lange nicht verständlich genug in seinem Kauderwelsch ausdrücken konnte, und dann keine Veranlassung mehr dazu fand, bis ihm das gestrandete Boot zu Gesicht kam.

Ziemlich lange darauf bestieg ich einmal mit ihm den Hügel von wo aus man bei heiterem Wetter, wie ich es schon gesagt habe, das vermeintliche feste Land von America sehen konnte. Als er es eine Zeit lang aufmerksam betrachtet und es erkannt hatte, fing er an zu tanzen und zu springen und laut hinaus zu schreien: O Freude, o Glück, da ich sehen mein Land, da mein Volk!

Wirklich sprach sich Glück und Freude in allen seinen Zügen aus, und ich glaubte in seinen funkelnden Augen deutlich das brennende Verlangen zu lesen, in sein Vaterland zurück zu kehren. Diese Bemerkung machte mich ganz unruhig, denn fand sich je eine Gelegenheit für ihn wieder nach Haus zu kommen, so zweifelte ich gar nicht, daß er mich

ver:

verlassen, und alles was er mir zu verdanken hatte, alles Gute was ihn von mir gelehrt worden war, wieder vergessen würde. Ich ging in meiner Besorgnis so weit, daß ich befürchtete, er möchte meinen Aufenthalt an seine Landsleute verrathen, sie zu Hunderten auf mein schönes Eiland führen, und mich mit seinen ehemaligen guten Freunden vielleicht wohl gar eben so lustig braten und verzehren als ehemals seine Feinde.

Solche Gedanken waren nicht besonders erfreulich. Meine Brust schien eine Zeit lang wie zusammen geschnürt, ich wurde scheu, mißtrauisch, kalt gegen den armen Freitag, und sah lange nicht ein, welch großes Unrecht ich dem guten, ehrlichen Mann that, in dessen reine Seele nie ein Falsch gekommen war, und der in allen seinen Reden und Thaten sich der edelsten Lehren des Christenthums erinnerte.

Meine Leser werden leicht glauben, daß ich kein Mittel unversucht ließ, seine Gesinnungen zu erforschen. Ich fand aber in allen seinen Antworten auf meine Fragen so viel Unbefangenheit, so viel Redlichkeit und Aufrichkeit, daß aller böse Argwohn aus Mangel an Nahrung von selbst dahin schwinden mußte. Das ehrliche Blut merkte nicht einmal die Aenderung in meinem Benehmen gegen ihn; und schon dieß allein war Beweis genug, daß er nie

den entferntesten Gedanken gehabt hatte, mich zu hintergehen.

Ein andermal, da ich wieder mit ihm bei trübem Wetter wo man nicht weit in die Ferne sehen konnte, jenen Hügel bestieg, fragte ich ihn, ob er sich nicht in sein Land zu seinem Volk zurück wünsche? Ja sagte er, ich sehr freue mich wenn wiedersehen mein Vaterland. Und was wolltest du denn in deinem Vaterlande machen, fragte ich weiter; hättest du vielleicht Lust, wieder ein Wilder zu werden, und Menschenfleisch zu fressen? Er schüttelte auf diese Frage unwillig den Kopf: Nein, nein, sagte er, Freitag ihnen sagen gut leben, beten Gott, essen Brod von Korn, und Ziegenfleisch und Milch, und nicht mehr essen Menschen. Da werden sie aber dich fressen, entgegnete ich. Nein, nein, erwiederte er, sie nicht schlachten mich, sie lernen gern, sehr gern. Hierauf erzählte er mir in seiner gebrochenen Sprache, daß seine Leute schon sehr viel von den bärtigen Männern gelernt hätten, die in dem Boote angelangt waren.— Ich machte ihm jetzt den Vorschlag, in sein Vaterland zurück zu kehren; und da er lächelnd erwiederte, er könne nicht so weit schwimmen, so versprach ich ihm einen Kahn. In diesem Falle, sagte er, sei er bereit dazu; ich müsse aber auch mit kommen;

men; und dabei betheuerte er mir, daß es niemand einfallen würde, mich zu fressen, im Gegentheil, man würde mir alle ersinnliche Ehre erweisen, so bald man erfahren würde, daß ich ihm das Leben gerettet und seine Feinde getödtet habe. Hierauf erzählte er mir umständlich zu meiner Beruhigung, wie liebreich die verunglückten Spanier von seinen Landsleuten behandelt worden seien.

Von nun an nahm ich mir fest vor, die Ueberfahrt zu wagen, und mich den Fremdlingen, die wahrscheinlich Spanier oder Portugiesen waren, anzuschließen. Ich hoffte viel leichter auf dem festen Lande in so zahlreicher Gesellschaft mein Vaterland wieder zu erreichen, als hier, von dieser Insel aus, die über vierzig Stunden weit von dem festen Lande entfernt lag.

In dieser Absicht führte ich Freitag nach der andern Seite der Insel und zeigt ihm meinen Kahn, von dem ich ihm bis dahin aus guten Gründen nichts gesagt hatte. Wir sprangen beide hinein und banden ihn los. Freitag nahm das Ruder und führte es mit unglaublicher Kraft und Geschicklichkeit, so daß wir in einer Viertelstunde doppelt so weit kamen, als ich vorher allein. Nun das geht ja recht gut sagte ich; wo wollen wir denn nun hinfahren? Zu deinem Volke hinüber auf das feste Land! Hast du Lust? Er schüttelte den Kopf, und

erklärte, daß der Kahn zu klein und zu schwach sei. So steuerten wir also nach dem Hafen zurück. Als ich ihm aber nachher den ersten großen Kahn zeigte, den ich vor drei und zwanzig Jahren gezimmert hatte, und der nun ganz zersprungen und verfault war, versicherte er, daß ein Fahrzeug wie dieses groß und stark genug zur Ueberfahrt für uns und unsere Vorräthe sei.

So laß uns denn eines von dieser Größe machen, sagte ich, daß du auf demselben in dein Vaterland zurück kehren kannst. — Er sah mich ganz verlegen an, schlug traurig die Augen nieder, und antwortete nicht eine Sylbe. Warum schweigst du denn, fragte ich. Ach, antwortete er, in einem kläglichen Ton: Was hat dir Freitag gethan, warum zürnst du ihm? Du irrst dich, entgegnete ich, ich zürne nicht. „Nicht zürnen, nicht zürnen, und warum denn schicken Freitag fort!“ Hast du mir denn nicht selbst gesagt, daß du dich in dein Vaterland zurück wünschest? „Ja, ja, ich wünschen alle beide da, nicht Freitag dort und Herr hier.“

Kurz es ergab sich, daß er nicht ohne mich in seine Heimath zurück kehren wollte. Was würde es dich denn aber helfen, fragte ich weiter, wenn ich mit dir ginge? „Was helfen, sagte er mit freudefunkelnden Augen, du viel, viel Gutes

thun,

thun, du lehren wilde Menschen gute Menschen seyn und kennen Gott, und beten Gott, und frommer leben.“ — Ach mein Sohn, erwiederte ich, du versprichst dir viel zu viel; was sollte ich euch lehren; ich weiß ja selbst nichts. „Ja, ja, entgegnete er, du mich haben lehren viel, viel Gutes, du sie lehren viel, viel Gutes itu (auch).“

Ungeachtet der unzweideutigen Beweise seiner Zuneigung zu mir, stellte ich mich, als beständе ich noch immer auf meinem Vorhaben, ihn allein zurück zu senden. Der arme Mensch kam aber einmal so außer sich darüber, daß er sein Beil aus dem Gürtel riß, mir es hinreichte und verlangte, daß ich ihn lieber damit todtschlagen als fortschicken sollte. Die Thränen standen ihm dabei in den Augen, und es war ihm so Ernst, daß ich, tief gerührt von seiner Anhänglichkeit und Liebe mit Hand und Mund versprach, ihn nie wider seinen Willen fortzuschicken.

Mein Wilder wünschte aus den edelsten Beweggründen mich mit sich in sein Vaterland zu nehmen: Er wollte den Aeltern seinen Erretter vorstellen, wollte sein Volk beglücken durch die Kenntnisse, die ich demselben mittheilen würde. Ich hingegen hatte ganz andere Absichten; mir war weit mehr an den bärtigen Männern gelegen als an der

Unterweisung der Wilden. Wie dem nun sei, wir sahen uns sogleich nach einem Baum zu einem großen Kahn um. Es befanden sich dergleichen genug auf der Insel; ich wünschte aber einen in der Nähe des Meeres zu finden, um das künftige Fahrzeug desto leichter flott machen zu können.

Freitag entdeckte bald einen, dessen Holz mir unbekannt war, den er aber für ganz tauglich zu unsern Absichten erklärte. Er schlug vor, ihn mit Feuer auszuhöhlen. Als ich ihm aber Anweisung gegeben hatte, mit eisernen Keilen zu arbeiten und große Stücke Holz auf einmal heraus zu klieben, zog er diese Methode vor, und benahm sich bei der Arbeit mit ungemeiner Geschicklichkeit. —

Nach vier Wochen waren wir damit fertig. Das Fahrzeug nahm sich recht niedlich aus, als wir ihm auch äußerlich mit unsern Beilen die Gestalt eines zierlichen Bootes gegeben hatten. Noch vierzehn Tage waren wir jetzt noch bemüht es in das Wasser zu bringen. Die Aufgabe war schwer und kostete uns viel Schweiß, denn nur Zoll für Zoll war es uns möglich, die schwere Masse auf Walzen vorwärts zu schieben.

Mit Vergnügen und Bewunderung sah ich jetzt, mit welcher Geschicklichkeit mein Wilder das Boot, ungeachtet seiner Größe und Schwere auf dem Wasser bewegte und wendete. Ich fragte ihn, ob

er glaube, daß sich die Ueberfahrt darauf wagen laße? Seine Antwort war ja, und selbst bei einem starken Winde. Ich hatte aber noch etwas anderes im Sinn unsere Fahrt zu befördern; ich wollte nämlich einen Mast, ein Seegel, einen Anker mit seinem Tau auf dem Boote anbringen. Zu diesem Zweck suchte ich mir eine junge Ceder aus, und ließ sie von Freitag fällen und zuhauen. Ich meines Theils beschäftigte mich indessen mit dem Seegel. Zwar hatte ich noch eine ziemliche Menge Stücke Seegeltuch von alten Seegeln; da ich mich aber bisher wenig darum bekümmert hatte, so war es größtentheils ganz mürbe geworden, oder verfault. Gleichwohl fand ich noch zwei ziemlich gute Lappen, aus denen ich nicht ohne viele Mühe ein dreieckiges oder sogenanntes lateinisches Seegel zusammen stoppelte. Es fehlte mir an Nähnadeln, darum ging mir die Arbeit nur sehr langsam von der Hand. Ein solches Seegel hatte ich auf dem Boote angetroffen, auf welchem ich aus der Barbarei entflohen war, darum wußte ich es auch besser zu behandeln und zu regieren als jedes andere.

Mehr als zwei Monate brachte ich mit der Aufrichtung meines Mastes, mit dem Takel- und Seegelwerk und andern Arbeiten mehr zu. Besonders machte mir auch das Steuerruder viele Mühe. Ich hielt es für unentbehrlich, und ließ daher nicht

nach, bis ich eines zu Stande gebracht hatte. ‚Wenn ich aber alle Schwierigkeiten überdenke, die dabei zu überwinden waren, so kann ich wohl versichern, daß es mir für sich allein mehr zu schaffen machte, als die Einrichtung des ganzen Fahrzeugs überhaupt.

Jetzt hatte ich erst noch meinen Wilden in den nöthigen Handgriffen bei der Schiffahrt zu unterrichten; denn ob er gleich ein sehr tüchtiger und geübter Ruderer war, so verstand er doch gar nichts von der Behandlung der Seegel und des Steuers. Mit dem größten Erstaunen sah er, wie ich das Fahrzeug ganz nach meinem Sinne führte und wendete, wie ich das Seegel drehete, den Wind auffing, und leicht und frisch ohne Ruder dahin fuhr. Bald wurde er aber bei seinem guten Verstand mit allen Kunstgriffen der Schiffahrt vertraut, und so bekam ich an ihm einen sehr brauchbaren Matrosen. Nur den Nutzen des Seekompasses konnte ich ihm nicht recht begreiflich machen; es war aber auch nicht nöthig, denn selten hatten wir trübes Wetter, und niemals zeigte sich ein Nebel. Im Grunde war uns also der Kompaß ganz entbehrlich; denn in der Nacht konnten wir uns ja nach den Sternen richten, und bei Tage sahen wir ohnehin in der guten Jahreszeit das feste Land. In den stürmischen Regenmonaten aber war ich nicht gesonnen auszulaufen.

Schon hatte ich das sieben und zwanzigste Jahr meiner Einsamkeit angetreten. — Doch die drei letzten Jahre meines Aufenthalts auf der Insel, wo ich meinen ehrlichen Freitag zum Umgang hatte, konnte ich nicht mehr einsam nennen. Immer beging ich noch die Jahresfeier meiner Ankunft mit denselben Dankgefühlen gegen Gott, wie ehemals, zumal da ich ihm jetzt für seine neuen Wohlthaten zu neuem, hohem Danke verpflichtet war, und er mich mit der Hoffnung einer baldigen völligen Befreiung beglückt hatte. Mit der größten Wahrscheinlichkeit konnte ich der Erfüllung dieser Hoffnung schon in dem laufenden Jahre entgegen sehen. Deshalb verabsäumte ich aber nicht meine ökonomischen Geschäfte; ich bearbeitete wie gewöhnlich das Feld, ich pflanzte, legte Zäune an, trocknete meine Trauben, und benahm mich mit einem Worte ganz eben so, als ob ich mein Leben auf dieser Insel beschließen sollte.

Die Regenzeit war eingetreten; ich mußte daher eingezogener als sonst leben. Schon vorher hatte ich mein kleines Fahrzeug in der Bucht, deren ich schon öfters erwähnt habe, in Sicherheit gebracht, und zur Fluthzeit an das Land gezogen. Freitag grub hier einen kleinen Behälter für dasselbe, tief genug, daß wir es leicht wieder flott machen konnten. Gemeinschaftlich trafen wir alle nöthigen Vorkeh-

kehrungen, das Seewasser abzuhalten, wider unsern Willen in diesen Behälter einzudringen. Zum Schutz wider den Regen belegten wir es so dicke mit Baumzweigen, daß kein Strohdach undurchdringlicher seyn konnte.— So vorbereitet erwarteten wir getrost die Monate November und December, in welchen ich die Ueberfahrt versuchen wollte.

Mit verdoppeltem Eifer arbeitete ich nach der Rückkehr des beständigen Wetters an der Ausführung meines Planes. Alles wurde vollends dazu veranstaltet, und besonders die nöthigen Vorräthe zusammen gebracht. In vierzehn Tagen längstens konnten wir die Reise, die sehr bedenkliche Reise antreten.

Während ich noch mit den Anstalten dazu beschäftiget war, gab ich eines Morgens meinem Freitag den Auftrag, sich an dem Seeufer umzusehen, ob nicht etwa eine Schildkröte zu haben sei? denn sowohl des Fleisches als der Eier wegen, wäre mir ein solcher Fund höchst angenehm gewesen. Kaum hatte er mich einige Minuten lang verlassen, so kam er ganz außer sich in vollem Laufe zurück gerennt, und sprang über meine äußere Schanze, mit solcher Eile und Flüchtigkeit weg, daß er mit seinen Füßen kaum die Erde zu berühren schien. Er ließ mir nicht Zeit, ihn zu fragen, und schrie mir erschrocken ent-

ge-

gegen: O Herr, o Herr, o Schmerz, o viel schlimm! „Nun was gibt es denn?“— Da unten ein, zwei, drei Kahn; ein, zwei, drei. Aus der Art, wie er sich ausdrückte, folgerte ich, daß sechs Kähne voll Wilder da seyn müßten; es waren aber, wie sich in der Folge zeigte, nicht mehr als drei.

Vergeblich suchte ich den armen Menschen zu beruhigen; er schien in wahrer Todesangst, denn nichts war seiner Vorstellung nach gewisser, als daß die Wilden ausdrücklich seinetwegen gekommen seien; sie wollen ihn aufsuchen, ihn in Stücke zerhauen, ihn fressen! Ich hatte Mitleiden mit dem armen Menschen. Ei schämst du dich nicht deiner Furchtsamkeit, redete ich ihn mit Ernst und Festigkeit an? Bin ich nicht in eben so großer Gefahr wie du? Bekommen sie mich in ihre Hände, so werden sie meines Fleisches so wenig schonen als des deinigen. Wir müssen uns also unseres Lebens wehren, wir müssen uns mit ihnen schlagen; kannst du denn das nicht so gut als ich.— „Ich schießen kann, sagte er, aber kommen da viel große Menge.“— Das hat nichts zu bedeuten; wenn wir sie mit unsern Flinten nicht alle niederschießen, so werden wir sie doch erschrecken. Ich bin wenigstens entschlossen, mein Leben für dich zu wagen; wenn du mir nur ein gleiches versprichst, und pünktlich meine Befehle befolgen willst.— „Nun ja,

sagte

sagte er, ich wollen sterben, wenn Herr wollen daß ich sterben."

Hierauf ließ ich ihn einen guten Schluck Rum trinken, um ihn zu ermuthigen, und übergab ihm meine beiden Jagdflinten, die ich mit dem gröbsten Schrote lud. In jede meiner vier Musketen wurden aber von mir zwei alte Nägel und fünf kleine Kugeln geladen, und nach Verhältniß eben so in die Pistolen. An meine linke Seite hing ich einen großen blanken Säbel, und Freitag mußte sein Beil zur Hand nehmen.

Ehe wir aber zum Streite auszogen, nahm ich mein Fernrohr und bestieg damit den Felsen. Ich sah nach dem Strande und entdeckte bald, daß der Feinde ein und zwanzig waren, und daß sie drei Gefangene bei sich hatten. Sie waren in drei Kanoes gekommen, und waren im Begriff ein Siegesfest zu feiern, und die drei Gefangenen zu schlachten und zu fressen.

Ich bemerkte auch, daß sie nicht an demselben Orte gelandet waren, wo ich sie das vorigemal gesehen hatte, sondern näher an meiner kleinen Bucht, wo das Ufer niedrig war, und ein dicker Wald sich fast bis an das Meer erstreckte. Diese Entdeckung belebte mich mit neuem Muthe. Willst du mir treulich und mit Kraft beistehen, sagte ich rasch zu Freitag, so müssen sie alle sterben. — Der Rum

hatte bereits seine Wirkung gethan, die erste Furcht war vorüber; er schien ganz begeistert und rief unerschrocken: „Ich gehen und sterben, wenn Herr wollen daß ich sterben.“

Dieses erste Feuer eines edeln Muthes suchte ich zu benützen. Ich theilte die Waffen unter uns beide, gab ihm eine Pistole, die er an seinen Gürtel steckte, lud drei Flinten auf seine Schulter, und nahm eben so viel auf meine eigene. So gerüstet zogen wir gegen den Feind aus. Ich hatte mich auch mit einem guten Sack voll Pulver und einer Flasche Rum versehen, die Freitag trug. Er hatte vor der Hand keinen andern Befehl zu befolgen, als mir auf dem Fuße nachzugehen, und ungeheißen nichts zu thun und nichts zu reden.

Auf Umwegen suchte ich jetzt die Bucht zu umgehen, und den Wald zu erreichen, daß ich den Feinden unentdeckt bis auf einen Büchsenschuß nahe kommen möchte. Mit meinem Fernrohr mittelte ich ganz leicht einen solchen Weg aus.

Unterwegs hatte das erste Feuer, von dem ich mich zu diesem Abentheuer entbrannt fühlte, Zeit ein wenig zu verlodern, und wurde durch kaltes Nachdenken über die Folgen unseres Angriffs ziemlich gedämpft. Doch schreckte mich die Anzahl der Feinde eben nicht; sie waren nackt und mit unsern guten Feuergewehren schienen wir ihnen überlegen;

allein

allein die nämlichen Gründe, die mich schon früher von einem solchen Blutbade abgehalten hatten, behaupteten wieder wie ehemals ihre Gewalt über meine Vernunft. Warum sollte ich meine Hände in das Blut eines Volkes tauchen, das nie die Absicht geäußert hatte, mich zu beleidigen? Durch ihre barbarischen Gewohnheiten machen sie sich selbst unglücklich; Gott aber hat mich nicht zum Richter über sie selbst ernannt, oder zum Vollstrecker seiner Strafen. Ganz anders verhält es sich freilich mit Freitag, der ihr erklärter Feind, und in vollkommen rechtmäßigem Kriege mit ihnen befangen ist, da sie schon im Begriffe gestanden waren, ihn zu schlachten und zu fressen. Was hatten sie aber mir gethan? Nichts —

Freilich hatten sie mir bis jetzt noch nichts gethan; wer wird aber nicht seines Nachbars brennendes Haus zu löschen suchen, wenn das Feuer sein eigenes zu ergreifen droht? Freitag war in Gefahr, er mein Diener, mein Freund, mein Bundesgenosse, er der gelobt hatte, sein Leben für das meinige zu lassen, und dessen Gefahr auch meine Gefahr war. —

Unter solchen Gedanken ging ich behutsam in dem Walde vorwärts bis in die Nähe des Platzes, den die Wilden zu ihrem grausamen Blutfeste ausersehen hatten. Ich wollte sie von hier aus erst

eine

eine Zeit lang beobachten, und dann thun was mir der Himmel und die Umstände eingeben würden.

Wir verhielten uns so stille als möglich. Nur eine ganz kleine Waldspitze trennte uns jetzt noch von den Wilden. Ich ließ Freitag auf einen hohen Baum steigen, daß er mir berichten möchte, womit sie sich beschäftigten. — Bald kam er wieder herab, und hinterbrachte mir, daß er sie alle deutlich gesehen habe, wie sie um ein großes Feuer herum saßen, und schon das gebratene Fleisch des einen Gefangenen verzehrten, indessen ein anderer gebunden auf dem Sande lag, und ein gleiches Schicksal erwartete; dieser zweite Gefangene sei aber keiner von seinem Volke, sondern einer von den weißen bärtigen Männern, die auf dem Boote zu ihnen gekommen waren. Dieser Bericht und besonders der Umstand mit dem bärtigen Gefangenen, entflammte wieder meine ganze Wuth. Ich bestieg selbst den Baum, und sah deutlich einen weißen Mann an Händen und Füßen gebunden auf dem Sande liegen. Seiner Kleidung nach konnte ich nicht zweifeln, daß es ein Spanier sei.

Noch war ein anderer Baum da, mit einem kleinen Gebüsche umgeben, der ihrem Sammelplatz um funfzig Ruthen näher war. Konnte ich unbemerkt bis dahin kommen, so war ich nur noch einen halben Flintenschuß von ihnen entfernt. Diese

Ent-

Entdeckung bestimmte mich, mit Unterdrückung der ersten leidenschaftlichen Aufwallung, ganz behutsam zu gehen, und mich hinter dem Gestrippe versteckt jenem Standpunkt zu zuschleichen. Ich erreichte ihn glücklich, und sah von einer kleiner Anhöhe herab, vier und zwanzig Ruthen von mir alles was vorging.

Es war kein Augenblick mehr zu verlieren. Neunzehn Wilde saßen gedrängt an einander auf der Erde; die beiden andern waren von ihnen abgeordnet worden, den armen Weißen herbei zu holen und zu schlachten. Schon waren sie beschäftiget, ihm die Füße loszubinden.— Auf, sagte ich jetzo zu Freitag, beobachte genau, was ich dir sagen werde, und alles, was du mich wirst thun sehen, das thue du auch ganz auf eben dieselbe Weise. Er versprach es mir. Und jetzt stellte ich schnell eine von meinen Musketen und die eine Jagdflinte ab, was auch er that, und nun schlug ich auf die Wilden an, wo sie am dicksten saßen. Kaum war mein Schuß gefallen, so gab auch Freitag Feuer.

Er hatte so richtig gezielt, daß er zwei von seinen Feinden todt zur Erde niederstreckte und drei verwundete. Von meinem Schuß hingegen waren nur zwei verwundet und ein einziger getödtet worden. Alle übrigen geriethen in die größte Bestürzung, sprangen schnell von ihren Sitzen auf und

liefen davon, ohne zu wissen wohin; sie suchten die Gefahr zu vermeiden, aber die Quelle derselben kannten sie nicht. Schnell warf ich jetzt die Muskete hin und ergriff dagegen die Jagdflinte. Eben so Freitag. Schuß auf Schuß feuerten wir nun zum zweitenmal auf den erschrockenen Haufen. Da wir nur mit groben Schrot und kleinen Pistolenkugeln geladen hatten, so fielen nicht mehr als zwei, dagegen wurden aber so viel verwundet, daß sie ganz aus einander stäubten, und die einen hier, die andern dorthin liefen. Meistens waren sie mit Blut bedeckt; und noch drei sanken halb todt auf der Flucht zur Erde.

Ungesäumt ergriff ich nun meine zweite geladene Muskete, und gebot Freitag mir zu folgen. Rasch brachen wir mit einem furchtbaren Geschrei aus dem Gebüsche hervor, und liefen dem Orte zu wo der gebundene Spanier lag. Die beiden Schlächter, die bereits über ihm waren, hatten gleich auf den ersten Schuß die Flucht genommen, und ihn liegen lassen. Sie liefen so schnell sie konnten dem Strande zu, und sprangen mit drei andern in einen Kahn. Freitag jagte ihnen auf meinen Befehl nach, und schoß auf sie. Sie fielen alle fünf. Schon glaubte ich sie seien sämtlich todt; bald aber richteten sich zwei von ihnen wieder auf. Zwei andere waren aber doch wirklich

geblieben, und ein dritter lag schwer verwundet in dem Kahn.

Während mein Wilder seine Feinde vollends zu vernichten suchte, schnitt ich dem armen weißen Gefangenen die Bande an seinen Händen mit meinem Taschenmesser los, und setzte ihn auf den Sand. Ich fragte ihn in portugiesischer Sprache, wer er sei; er antwortete mir lateinisch mit schwacher Stimme: Christianus, und bald darauf Hispanus. — Dieß war mir genug; ich gab ihm meine Rumflasche zu seiner Stärkung, reichte ihm eine von meinen Pistolen und meinen Säbel, und forderte ihn auf uns zu unterstützen. Plötzlich schien er jetzt wie aus einem Todesschlaf zu erwachen. Er sprang auf, ergriff die Pistole, raffte alle seine Kräfte zusammen, und fiel mit uns über die gemeinschaftlichen Feinde her. Zwei von ihnen, die ihrer Wunden wegen den übrigen nicht schnell genug nachkommen konnten, wurden von ihm niedergehauen. Alle andern waren durch den Knall unseres Feuergewehrs, den schnellen Ueberfall, und die vielen Todten und Verwundeten, die sie rechts und links fallen sahen, so sehr erschreckt worden, daß sie sich fast ohne Widerstand schlachten ließen. Waren nicht auf Freitags Schuß zwei von fünfen ganz unverwundet nieder gesunken.

Meine letzte Muskete hielt ich noch immer unabgefeuert in der Hand, weil ich diesen letzten Schuß auf Fälle der höchsten Noth versparen wollte; ich hatte ja, weil ich meine andere Waffen an den Spanier abgegeben hatte, nichts weiter zu meiner Vertheidigung. Alles war mir folglich daran gelegen, meine andern Gewehre schnell wieder zu laden. Ich ließ mir sie von Freitag bringen, und behauptete indessen mit dem Spanier das Schlachtfeld. In einem Augenblicke war der Abgeordnete wieder da. Während ich so beschäftiget war, die Flinte zu laden, entstand ein kräftiger Zweikampf zwischen dem Spanier und einem der Wilden, der sich mit seinem hölzernen Säbel zur Wehr gesetzt hatte. Er war dem Spanier an Kraft weit überlegen; gleichwohl vertheidigte sich dieser mit der größten Unerschrockenheit, und hatte seinem Feinde schon zwei Wunden an dem Kopfe beigebracht, als dieser ihn plötzlich um den Leib ergriff, und zur Erde niederwarf. Er bemühete sich, ihm den Säbel aus der Hand zu winden; dieß gelang ihm auch am Ende; der Spanier aber verlor darum nicht die Besonnenheit, zog schnell seine Pistole hervor, und schoß damit seinen Feind in dem Augenblick, da dieser ihm den Todesstreich beizubringen suchte, zur Erde nieder. Freitag verfolgte indessen die übrigen Wilden; erst fiel er mit seinem

Beile über die Verwundeten her, gab ihnen vollends den Rest; und ging dann auf die Flüchtlinge los. Der Spanier nahm eine von meinen geladenen Flinten und feuerte damit auf zwei andere, die er auch beide verwundete; da er aber zu matt war, ihnen nachzujagen, so retteten sie sich in den Wald, wo aber noch einer von ihnen von Freitag niedergemacht wurde. Der andere rannte mit unglaublicher Geschwindigkeit dem Strande zu, sprang in das Meer, und schwamm einem Kahne zu, wohin sich schon drei andere geflüchtet hatten. Diese vier Mann waren die einzigen, die aus diesem Kampfe das Leben davon brachten. Es fielen nämlich drei auf die erste Salve, zwei auf die zweite, zwei wurden von Freitag in dem Kahne erschossen, zwei von den Verwundeten von demselben mit dem Beil todt geschlagen; einer von demselben in dem Walde erschlagen; drei von dem Spanier erlegt; noch vier Verwundete in dem Walde von Freitag vollends getödtet; vier hatten sich in den Kahn geflüchtet und entkamen. Der Leser wird finden, daß so genau die Zahl von ein und zwanzig heraus kommt.

Die vier Wilden in dem Kahne ruderten was sie konnten, um unsern Kugeln zu entgehen. Freitag schickte ihnen noch einige nach, sie schienen aber nicht getroffen worden zu seyn. Er wünschte

sehr,

sehr, und zwar nicht ohne guten Grund, ihnen auf einem der beiden zurück gebliebene Kähnen nachzusetzen, denn kamen sie in ihr Land zurück, so war zu besorgen, daß sie bald zehnfach verstärkt zurück kommen, und uns durch ihre Menge überwältigen möchten. Ich gab also meine Beistimmung, sprang in einen von den Kähnen, und gebot Freitag mir zu folgen. Zum einem nicht geringen Erstaunen sah ich aber noch einen dritten Gefangenen, eben so wie den Spanier an Händen und Füßen gebunden, in dem Kahne liegen. Er war vor Furcht und Angst halb todt. Vermuthlich glaubte er, wir seien gekommen, ihn zur Schlachtbank abzuholen, denn von allem was vorgefallen war, hatte er nichts sehen können; er hatte nur das Schießen und Schreien gehört.

Ich schnitt sogleich seine Bande los, die den armen Menschen außerordentlich zu schmerzen schienen; er hatte aber nicht mehr Kraft genug, sich aufzurichten oder zu sprechen. Nur stöhnte und wimmerte er, vermuthlich weil er glaubte, daß nun sein Stündlein gekommen sei.

Freitag war indessen auch in den Kahn gesprungen und betrachtete den Unglücklichen, der auf dem Gesichte vor uns lag. Ich gebot ihm mit dem Armen zu reden, ihn zu beruhigen, und mit einem Schluck Rum zu stärken. Dieß geschah. Der

Alte lebte bei Freitags trostvollen Worten wieder auf, und fand Kraft genug sich aufzusetzen und zu sprechen. — Freitag horchte. So bald er die Stimme des armen Gefangenen vernahm, so bald er sein Gesicht erkannte, fiel er schreiend auf die Kniee vor ihm nieder, schloß ihn in seine Arme, weinte, lachte, sprang auf, tanzte, sang, fiel ihm wieder an den Hals, umarmte und zerdrückte auch mich, und geberdete sich ganz wie ein Wahnsinniger. In der ersten Bewegung verschwieg er mir die Ursache dieser ausgelassenen Freude, als er aber wieder ein wenig zu sich gekommen war, schrie er laut hinaus: Es ist mein Vater, mein Vater!

Nie, o nie werde ich diese Scene vergessen. Tiefgerührt von den lebhaften Aeußerungen einer so kindlichen Liebe, wischte ich mir die Thränen aus den Augen. Auch der gleichgültigste Mensch wäre gewiß nicht unerschüttert geblieben. Könnte ich doch nur meinen Lesern alle Thorheiten, zu denen sich der gute Junge von seinem von Liebe und Freude überströmenden Herzen verleiten ließ, recht lebendig schildern. Er sprang bald in den Kahn, bald wieder hinaus, dann wieder herein, setzte sich neben den alten Vater, nahm ihn in die Arme, legte dessen Kopf an seine Brust, rieb ihm die Hand- und Fußgelenke, die ganz wund waren von den scharf angezogenen Banden, und suchte sie ihm

zu heilen. Ich gab ihm Rum, sie damit einzureiben, und der ehrliche alte Mann fand sich bald gar sehr dadurch gestärkt.

Ueber diesem Ereigniß wurden die Wilden ganz vergessen. Als wir uns ihrer wieder erinnerten, hatten sie schon einen solchen Vorsprung gewonnen, daß wir uns vergeblich bemüht haben würden, sie einzuholen. Ein Glück für uns war es, daß wir es nicht versuchten, denn zwei Stunden darauf, da sie noch kaum den vierten Theil ihres Weges konnten zurück gelegt haben, erhob sich ein schrecklicher Wind, der die ganze Nacht forttobte, und uns vielleicht weit von der Insel verschlagen haben würde. Da er nun aus Nordwesten bließ und ihnen völlig entgegen war, so konnten sie wohl schwerlich die Küsten erreichen.

Freitag war so sehr mit seinem Vater beschäftigt, sie hatten sich so viel zu fragen und zu antworten, daß ich mir lange nicht getrauete ihn abzurufen. Als er aber, meiner Meinung nach, seinem Herzen hinlänglich Luft gemacht hatte, winkte ich ihm zu mir her. Sogleich kam er lachend und springend voll der ausgelassensten Freude. Ich fragte ihn, ob er seinem Vater Brod zu essen gegeben habe? Nein, sagte er, ich hungriger Hund alles haben selber fressen. Hierauf gab ich ihm einen Gerstenkuchen, den ich noch in meiner

Ta-

Tasche hatte für den Alten; ihm selbst aber reichte ich einen kleinen Becher voll Rum. Er rührte ihn aber nicht an, sondern brachte alles seinem Vater, mit einer Hand voll Rosinen, die ich ihm ebenfalls gegeben hatte.

Eine Minute darauf sprang er aus dem Kahn und lief, so schnell er konnte, meiner Wohnung zu. In einem Augenblick hatte ich ihn aus den Augen verloren, denn nie gab es einen flinkeren und schnellfüßigeren Menschen. Umsonst rief ich ihm nach; er hörte nicht. Eine Viertelstunde darauf, kam er aber zurück, doch minder schnell, weil er etwas trug.

Und was trug er? Einen Topf frischen Wassers und einige Stücke Brod, die er für mich mitgebracht hatte; das Wasser aber war für seinen Vater, doch ließ er auch mich davon trinken, weil mich dürstete. Es erquickte den guten alten Mann weit mehr als mein Rum, denn er verschmachtete fast vor Durst.

Als er sich satt getrunken hatte, befahl ich meinem Freitag, das übrige dem Spanier zu bringen, und ihm auch einen von den Kuchen zu reichen. Der Mann war außerordentlich matt, und hatte sich unter einen Baum in den Schatten gelegt. Doch richtete er sich jetzt auf, um zu essen und zu trinken. Ich gab ihm selbst eine Hand

voll

voll Rosinen zu seiner Erquickung; er warf einen langen Blick auf mich, in dem sich Liebe und Dankbarkeit aussprach. Er wollte gern aufstehen, durch den Kampf mit dem Wilden war er aber so ganz erschöpft, und seine von den Banden hoch aufgeschwollenen Beine schmerzten ihn so sehr, daß er es zwei oder dreimal vergeblich versuchte. Ich ließ sie ihm daher von Freitag mit Rum abwaschen und einreiben, wie er es auch dem alten Vater gethan hatte.

So bereitwillig die gutmüthige Seele dazu war, so konnte er sich doch nicht enthalten, jeden Augenblick nach dem Kahn zu sehen, in dem er seinen Vater verlassen hatte; er mußte wissen, ob er noch immer an demselben Ort, und auf derselben Stelle saß. Einmal da er nach ihm hinschielte, sah er ihn nicht mehr. Schnell wie der Wind rannte er zu ihm hin und ließ den Spanier sitzen. Es fand sich aber, daß sich der ehrliche Alte nur der Länge nach auf den Boden hingelegt hatte, um auszuruhen. Freitag kam daher sogleich zurück. Ich bat nun den Spanier, daß er sich von ihm möchte aufrichten und in den Kahn führen lassen, in dem er weiter in die Nähe meiner Wohnung gefahren werden sollte, wo ich bestens für ihn besorgt seyn wollte. Das wenige Spanische, das ich verstand, leistete mir bei dieser Gelegenheit treffliche Dienste. Mein

Wil-

Wilder wartete nicht, bis der Fremdling versuchte, sich aufzurichten; er ergriff ihn flink mit seinen rüstigen Armen, nahm ihn auf die Schulter, trug ihn in den Kahn und setzte ihn neben den Vater. Hierauf sprang er nochmals an das Land, stieß das Fahrzeug in das Wasser, und ruderte lustig damit und schneller als ich gehen konnte, dem Ufer entlang unserer kleinen Bucht zu. So bald er angelangt war, lief er zurück, und holte auch den andern Kahn der Wilden herbei. Zuerst setzte er mich auf demselben an das andere Ufer über, dann half er auch unsern beiden Fremden aus dem Fahrzeuge. Keiner von beiden war aber im Stande zu gehen.

Es mußte also erst aus Baumzweigen eine Art von Tragbahre gemacht werden. Dieß geschah, und da trugen wir einen nach dem andern bis an unsere äußere Schanze. Nun aber war die zweite Verlegenheit größer als die erste, denn wie sollten wir sie hinüber bringen? Einen Eingang durchzuhauen, dazu hatte ich keine Lust, und sie hinüber zu heben waren wir nicht stark genug. Ich entschloß mich daher, ihnen mit Freitags Hülfe so schnell als möglich eine Art von Zelt oder eine Hütte zwischen meiner Schanze und dem dicken Gebüsche zu errichten, das ich einst gepflanzt hatte. Dieß geschah. Ich machte die Wände von altem Segeltuch, und deckte das Ganze mit Baumzwei-

gen.

gen. In weniger als zwei Stunden war ich damit fertig. In dieser Hütte bereitete ich ihnen zwei Betten aus einigen Bund Stroh, und über jedes legte ich eine Decke auf der sie lagen, und eine andere womit sie sich zudeckten.

Nun war also meine einsame Insel endlich bevölkert. Ich hielt mich schon für reich an Unterthanen, und mit nicht geringem Stolz betrachtete ich mich als einen kleinen Monarchen. Die ganze Insel war mein; ich hatte zuerst Besitz davon genommen, hatte diesen Besitz über fünf und zwanzig Jahre lang behauptet; niemand konnte mir ihn streitig machen. Meine Unterthanen waren mir vollkommen gehorsam; ich war ihr Gesetzgeber, ihr unumschränkter Herr und Gebieter; alle verdankten sie mir das Leben; alle waren sie bereit es zu meiner Vertheidigung zu wagen, so bald sich Gelegenheit dazu zeigen würde. Merkwürdig war es auch daß in meinen Staaten, wie in so vielen andern, verschiedene Religionen herrschten. Ich und Freitag waren Protestanten, sein Vater ein Heide, der Spanier katholisch. Als ein weiser Regent gestatte ich allen volle Gewissensfreiheit.

So bald ich meinen neuen Gefährten eine bequeme Wohnung eingerichtet hatte, war ich auch für eine gute Mahlzeit, zur Herstellung ihrer Kräfte besorgt. Freitag mußte mir schnell von

mei-

meiner Heerde ein jähriges Zickchen holen, das ich schlachtete und zerlegte. So bereitete ich ihnen nun aus einem Hintertviertel, das ich in kleine Stücke zerhieb, die ich dämpfte, ein sehr gutes Mahl, zu welchem auch noch eine kräftige Gersten und Reißsuppe mit Fleischbrühe kam. Nun setzte ich mich mit meinen Gästen in dem neuen Zelten zu Tisch, und unterhielt mich mit ihnen in freundlichen Gesprächen, wobei mir Freitag bei seinem Vater und dem Spanier, der schon ganz fertig die Sprache der Wilden sprach, als Dolmetscher diente.

Nach dem Essen schickte ich meinen Freitag auf einem Kahn ab, unsere Gewehre zu holen, die größtentheils auf dem Kampfplatz liegen geblieben waren, und am folgenden Tage mußte er die Todten begraben, und die Ueberreste ihres greulichen Mahls unter die Erde bringen. Willig unterzog er sich ganz allein dieser Arbeit; und räumte so sauber auf, daß bald nicht mehr die geringste Spur von dem Kampf und dem Blutfeste zu sehen war. Kaum hätte ich den Ort mehr erkannt, hätte nicht die kleine Waldspitze darauf hingewiesen.

Als Freitag fertig mit dieser Arbeit war, ließ ich mich in mancherlei Gespräche mit den Fremden ein. Zuerst fragte ich den alten Vater, was er von den entflohenen Wilden hielte, und ob er nicht

besorgte, sie möchten mit verstärkter Macht bald wieder kommen. Er glaubte aber, sie würden in dem Sturm entweder untergegangen oder südwärts an die Küsten feindlicher Völker getrieben worden seyn, von denen sie ohne Gnade würden geschlachtet und gefressen werden. Sollten sie aber wider Verhoffen dennoch die Ufer ihres eigenen Landes erreicht haben, so war er doch überzeugt, daß ihnen die Lust zurück zu kehren auf immer vergangen seyn würde. Gewiß, meinte er, werden sie ihren Landsleuten erzählen, daß die neuen schrecklichen Bewohner dieser Insel Blitz und Donner in ihrer Gewalt hätten, und daß sie nichts anders seyn könnten als erzürnte Geister von Benamuki abgesandt, sie zu vertilgen, wenn ihr Fuß diese Insel berührte. Einige Reden, die er von den Fliehenden in der Nähe seines Kahns gehört hatte, veranlaßten ihn zu dieser Meinung: Sie konnten nämlich nicht begreifen, wenn wir gewöhnliche Menschen gewesen wären, wie wir Blitze aus dem Munde blasen, wie wir donnern und in einer so großen Entfernung sie tödten konnten.

Der alte Wilde hatte Recht. Ich erfuhr nämlich in der Folge, daß die Flüchtlinge wirklich auf dem Kahn die Küsten ihres Land erreicht, und durch die Erzählung ihrer Begebenheiten auf dem Eilande,

de, solche Furcht unter die Bewohner verbreitet hatten, daß sie von dort an überzeugt waren, es würde künftig jeder, der die Ufer der bezauberten Insel betreten würde, durch das Feuer des Himmels von der Erde vertilgt werden. Keiner hatte daher Muth sich einer so großen Gefahr auszusetzen. — Wohl mir, wenn ich schon damals diese Umstände gewußt hätte; so aber lebte ich noch wie vor in unaufhörlicher Unruhe vor einem Ueberfall, und hielt mich mit meinen Leuten jede Stunde darauf gefaßt.

Da sich aber in langer Zeit auch nicht ein einziger Kahn mehr blicken ließ, und unser jetzt vier waren, so schwand nach und nach meine Besorgniß, und ich beschäftigte mich wieder mit meiner Reise nach dem festen Lande. Freitags Vater versicherte, daß ich als sein und seines Sohnes Retter auf das freundschaftlichste würde aufgenommen werden.

Die Ausführung meines Planes wurde aber nach einer sehr ernsthaften Unterhaltung, die ich mit dem Spanier hatte, etwas weiter hinaus geschoben. Er sagte mir nämlich, er habe auf dem festen Lande noch sechzehn andere christliche Gefährten, theils Spanier, theils Portugiesen zurück gelassen, die sich mit ihm nach ihrem Schiffbruch an jene Küsten gerettet hatten, wo sie zwar mit

den

den Wilden in Frieden und gutem Vernehmen lebten, aber solchen Mangel an Lebensmitteln hätten, daß sie sich kaum des Hungertodes erwehren könnten. Ich erfuhr auch von ihm die wesentlichsten Umstände ihrer Reise. Sie waren auf einem spanischen Schiffe gewesen, das aus Rio de la Plata kam und Thierfelle und Silber nach Havanna führte, wo es dagegen europäische Waaren einnehmen und zurück bringen sollte. Unterwegs hatten sie von einem andern Schiffe, das gestrandet war, fünf portugiesische Matrosen aufgenommen; dagegen hatten sie fünf von ihren Leuten verloren und waren am Ende selbst gescheitert. Nach einer Menge überstandener Gefahren hatten sie endlich auf ihrem Boote halb verhungert an der Küste der Kannibalen gelandet, wo sie anfangs in steter Furcht lebten, so bald man sie entdecken würde, angegriffen, überwältigt und gefressen zu werden.

Zwar hatten sie einige Flinten mitgebracht, die ihnen aber bald ganz unnütz wurden, weil es ihnen an Pulver und Blei fehlte. Ihren kleinen Vorrath an Munition hatten sie gleich in den ersten Wochen nach ihrer Landung auf der Jagd verschossen.

Was wollen sie denn nun aber unter solchen Verhältnissen weiter anfangen, fragte ich? Was soll am Ende aus ihnen werden? Haben sie denn nie

auf

auf Mittel gedacht wieder in ihr Vaterland, oder doch unter Christen zu kommen? — Allerdings war seine Antwort; da sie aber weder ein Schiff noch die Mittel haben eines zu bauen, so waren alle ihre Berathschlagungen vergeblich, und sie sehen kein Ende ihres hoffnungslosen Zustandes vor sich.

Und doch entgegnete ich, und doch könnte ihnen vielleicht geholfen werden, wenn sie nur wollten. Könnte ich sie nicht auf meine Insel kommen lassen? Könnten wir nicht hier friedlich mit einander leben, und gemeinschaftlich mit guter Muße ein Schiff bauen, das uns in einen christlichen Hafen brächte? Es ist daran wohl kein Zweifel. Allein wer bürgt mir für ihre Redlichkeit? Wie leicht könnten sie mir Gutes mit Bösen vergelten, wie leicht die Pflichten der Dankbarkeit vergessend, sich zu Herren über mich aufwerfen, mich gefangen nehmen und nach Neu-Spanien hinüber schleppen, wo das härteste Loos meiner warten würde. Als Engländer, als Protestant, wäre ich in Gefahr, der Inquisition in die Hände zu fallen, und hundertmal weniger hätte ich von den Wilden zu besorgen.

Der Spanier antwortete mir darauf ganz gelassen in einem Tone, und mit einem Blick, der ohne Falsch schien: Meine armen Unglücksgefährten sind so ganz schmerzlich durchdrungen von dem Gefühl ihres Elends, daß sie gewiß auch den entfernsten

sten Gedanken verabscheuen, den Mann der ihnen so wohlwollend die Hand zur Rettung bietet mit Undank zu belohnen. Um aber sicher zu gehen, bin ich, wenn Sie wollen, erbötig, mit dem alten Wilden zu ihnen hinüber zu schiffen, ihnen Ihre Gesinnungen zu eröffnen und ihre Antwort zurück zu bringen. Ich gehe anders keinen Vertrag mit ihnen ein, als bis sie mir vorher feierlich schwören, ihn Punkt für Punkt treulich zu erfüllen. Sie müssen mir geloben und auf das Evangelium und bei allen Sacramenten einen Eid ablegen, daß sie Sie als ihren Befehlshaber erkennen, pünktlich Ihren Befehlen nachleben, und Ihnen ohne Widerrede in jedes christliche Land folgen wollen, in das sie Sie führen werden. Ueber dieß alles verspreche ich Ihnen einen förmlichen von der ganzen Gesellschaft namentlich unterzeichneten Vertrag zu bringen.

Um noch mehr Zutrauen bei mir zu erwecken, war er erbötig, selbst vor seiner Abreise den Eid der Treue abzulegen; und wirklich schwur er mir, daß er mich nie ohne meine Bewilligung verlassen, und mich mit eigener Hand bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen würde, wenn seine Gefährten schlecht genug denken sollten, ihrer Zusage entgegen zu handeln. Uebrigens versicherte er mir, daß es im Ganzen sehr rechtliche, doch von dem Druck ihres Elends sehr tief gebeugte Leute seien. Es

fehlte ihnen an Waffen, an Kleidung, an Lebensmitteln; sie hatten nichts, als was ihnen die Wilden aus Barmherzigkeit gaben. In einer so elenden und hoffnungslosen Lage war, wie er glaubte, voraus zu sehen, daß sie die rettende Hand, die ich ihnen bot, begierig ergreifen und gerne für mich leben und sterben würden.

Das gebe Gott! dachte ich in meinem Herzen, und faßte von nun an den festen Vorsatz, an der Beförderung unsers gemeinschaftlichen Glückes zu arbeiten, und sofort zur Unterhandlung mit ihnen den Spanier und den alten Wilden abzuordnen. Als aber schon alles zu ihrer Abreise bereit war, machte mir der Spanier eine Einwendung, aus welcher so viel Klugheit und Redlichkeit hervor leuchtete, daß ich den Rath befolgte den er mir gab, die Sache noch auf fünf oder sechs Monate zu verschieben.

Er war nämlich schon einen Monat lang bei mir, und hatte alle meine Vorräthe gesehen. Darüber machte er aber die Bemerkung, daß mein Vorrath an Korn und Reiß, der wohl mehr als zureichend für mich und Freitag war, doch schwerlich auch nur für den neuen Zuwachs meiner Familie, viel weniger für sechzehn neue Kolonisten, zulangen würde. Ueberdem bedürften wir ja auch einer großen Menge Getreides zur Verproviantirung des Schif-

fes,

fes, das wir bauen wollten. Sein Gutachten war daher, daß wir erst noch ein recht ansehnliches Stück Land urbar machen, mit allen entbehrlichen Getreide besäen, und die Ernöte abwarten möchten, ehe wir seine Reisegefährten kommen ließen, damit sie nicht hier noch größeren Mangel als dort leiden, und gleich anfangs zur Unzufriedenheit und zum Mißmuth gereizt werden möchten.

Sein Rath schien mir so vernünftig und so wohlmeinend, daß ich keinen Augenblick Anstand nahm, denselben zu befolgen. Wir fingen also ungesäumt alle vier mit vereinten Kräften an, ein neues Stück Land umzugraben, und so schwer uns auch mit hölzernen Schaufeln die Arbeit wurde, so machten wir doch in Zeit von vier Wochen eine so große Strecke urbar, daß wir zwei und zwanzig Scheffel Gerste und sechzehn große Krüge voll Reiß darauf säen konnten. Mehr war uns nicht entbehrlich, denn kaum behielten wir von unserm Vorrath noch so viel übrig, daß wir die sechs Monate bis zur Ernöte davon leben konnten.

Da wir uns jetzt stark genug hielten, es mit den Wilden aufzunehmen, wenn sie nicht in allzugroßer-Menge landeten, so durchstrichen wir unbesorgt, aber immer bewaffnet die Insel. Stets mit dem Gedanken meiner nahen Befreiung beschäftigt, war ich unaufhörlich auf die nöthigen Mittel und An-

stalten dazu bedacht. Unter andern zeichnete ich mehrere Baumstämme aus, die mir zu unserm Schiffbau tauglich schienen, und ließ sie einstweilen von Freitag und seinem Vater fällen; den Spanier aber gab ich ihnen zum Aufseher. Aus andern Bäumen ließ ich Planken von ihnen zimmern, und sie brachten nach und nach zwölf Stück von ansehnlicher Größe, zwei Fuß breit, fünf und dreißig Fuß lang und zwei bis vier Zoll dick zu Stande: freilich mit unglaublicher Mühe.

Auch auf die Vermehrung meiner Heerden nahm ich Bedacht. Es wurde keine zahme Ziege mehr geschlachtet; nur wilde schossen wir für unsern Tisch, und in den Fallen fingen wir nach und nach zwei und zwanzig Junge, die wir zu den andern brachten. Auch wenn eine Mutter geschossen wurde, so fingen wir immer ihre Jungen lebendig ein und zogen sie auf.

Jetzt war auch die Zeit der Weinlese eingetreten; ich ließ daher eine so große Menge Trauben einsammeln und trocknen, daß wir wohl sechzig Fässer damit hätten füllen können. Rosinen und Brod waren unsere gewöhnliche Speise; wir fanden sie sämtlich ungemein nahrhaft.

Schon früher hatten wir unser Getreide eingesammelt. Es war ziemlich gut gerathen, ob gleich die Erndte öfters schon viel ergiebiger gewesen war.

Für unsere ausgesäeten zwei und zwanzig Scheffel Gerste bekamen wir zwei hundert und zwanzig, und unser Reiß hatte sich nach Verhältniß vermehrt. So besaßen wir denn also einen hinreichenden Vorrath für uns und für die Gäste die wir erwarteten bis zur nächsten Erndte, oder, wenn die Reise noch früher vor sich gehen sollte, zur Verproviantirung unseres Schiffes, wir mochten uns nach einer Gegend von America wenden wohin wir wollten.

Nach der Einsammlung unsers Getreides schnitten wir Weiden und machten daraus viele große Körbe es aufzubewahren. Der Spanier war sehr geschickt in solchen Arbeiten, und oft tadelte er mich, daß ich nicht auch meine Zäune von Flechtwerk gemacht, und meine Schanzen auf solche Art verstärkt hatte. Zum Glück war es damals nicht mehr nöthig.

Jetzt, da wir mit hinlänglichem Mundvorrathe versehen waren, erlaubte ich meinem Spanier nach dem festen Lande hinüber zu schiffen, und Abrede mit seinen Unglücksgefährten zu nehmen. Ich gab ihm einen schriftlichen, mit Ziegenblut geschriebenen Befehl mit, nicht einen Mann von ihnen mitzubringen, ohne sie vorher vor ihm und dem alten Wilden schwören zu lassen, daß sie, weit entfernt den Herrn der Insel anzugreifen oder ihm sonst die

geringste Kränkung zuzufügen, ihn vielmehr, eingedenk der Güte, womit er ihnen zu ihrer Befreiung behülflich zu seyn sich erbiete, gegen alle und jede Feinde vertheidigen und sich gänzlich seinem Befehl unterwerfen wollten, wohin er sie auch immer führen würde. Ich beorderte auch den Spanier, mir einen förmlichen schriftlichen, von der ganzen Gesellschaft unterzeichneten Vertrag zurück zu bringen, ohne zu bedenken, daß sie allen Anschein nach, weder Dinte, noch Feder, noch Papier hatten.

So reisete er also von dem alten Wilden begleitet, mit diesen Verhaltungsbefehlen ab, und zwar auf eben demselben Kahn, auf dem sie von ihren Feinden zum Tode waren hergeführt worden. Jedem gab ich eine Luntenflinte und ungefähr acht Ladungen Pulver und Blei mit, womit ich sie aber bat, sparsam umzugehen, und nur in dem äußersten Nothfalle Gebrauch davon zu machen.

Nach sieben und zwanzig Jahren und einigen Tagen, die ich auf dieser Insel zugebracht hatte, war dieß der erste wirklich unternommene Schritt zu meiner Befreiung. Ich betete zu Gott, daß er ihn segnen möchte. Meine Reisenden versah ich mit einen guten Vorrath Brod und Rosinen, theils für sich selbst, theils für die Gesellschaft Spanier. Ich verabredete auch mit ihnen ein Zeichen, das

sie

sie in ihrem Kahn aufstecken sollten, und an welchem ich sie bei der Rückkehr schon vor der Landung als Freunde erkennen könnte. So nahm ich denn Abschied von ihnen und wünschte ihnen eine glückliche Reise.

Im Monate October gingen sie zur Zeit des Vollmonds mit einem frischen Winde ab. Meiner Rechnung nach war es wenigstens dieser Monat; die Richtigkeit derselben konnte ich aber freilich nicht verbürgen, seitdem mein Kalender in Unordnung gerathen war. Selbst für die richtige Zählung der Jahre konnte ich nicht stehen, obgleich sich in der Folge fand, daß meine Rechnung genau zutraf.

Schon hatte ich acht Tage lang die Zurückkunft meiner Abgeordneten vergeblich erwartet, als sich auf meiner Insel ein Abentheuer ereignete, desgleichen wohl selten in einer Geschichte vorgekommen ist.

Eines Morgens nämlich, da ich noch in tiefem Schlafe lag, kam Freitag hastig zu mir in das Zelt herein gerannt, laut schreiend: Herr, Herr, sie sind da! sie sind da!

Schnell sprang ich auf, warf mich in meine Kleider und eilte durch das Gebüsche hinaus in das Freie. Ich ließ mir so wenig von einer Gefahr träumen, daß ich wider meine Gewohnheit nicht einmal ein Gewehr zu mir nahm. Als ich aber

meine Blicke nach der See warf, erblickte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen — meine Leser werden glauben, einen Kahn voll feindlicher Wilder — aber nein, nichts weniger, ich sah in der Ferne ganz deutlich ein europäisches Boot mit einem lateinischen Seegel, das mit günstigem Winde meiner Küste zusteuerte. Es kam nicht in gerader Richtung, sondern von Süden her meinem Gestade zu. Freitag hatte Lust hinab an das Ufer zu rennen, und das Boot zu erwarten, denn er glaubte noch immer es seien unsere Leute; allein ich warnte ihn und machte ihn aufmerksam auf seinen Irrthum. Wir konnten nicht wissen, ob es Freunde oder Feinde seien; rathsam war es daher, sie erst genauer zu beobachten.

Eiligst nahm ich daher mein Fernrohr zur Hand und bestieg damit den Felsen, wie ich es immer zu thun pflegte, wenn ich eine Entdeckung oder Beobachtung zu machen suchte, ohne selbst entdeckt werden zu wollen. Kaum war ich oben, so sah ich deutlich ungefähr zwei und eine halbe Stund Wegs von mir ein Schiff vor Anker liegen. Aus seinem Bau glaubte ich zu erkennen, daß es ein englisches Fahrzeug sei.

Also ganz in meiner Nähe ein Schiff von meiner Nation und liebe Landsleute von mir! Dieser Gedanke machte einen unbeschreiblich tiefen und

süßen Eindruck auf mich. Hoffnung und Freude, aber immer noch mit einer mir unerklärlichen Bangigkeit vermischt, bewegten stürmisch mein Herz. Sollte ich ihnen entgegen fliegen, mich ihnen zu erkennen geben, sie bitten mich unter sich aufzunehmen? Im ersten Augenblick war ich ganz geneigt dazu; allein die Vernunft ließ noch zu rechter Zeit ihre Stimme hören, und warnte mich vor Uebereilung. Ich konnte nicht begreifen, was Engländer auf diesen Gewässern und an einer Küste zu suchen hatten, wo durchaus keine englischen Handelsplätze waren. Zwar hätten sie auch wider ihren Willen durch einen Sturm hieher verschlagen werden können; allein schon seit mehreren Wochen hatten wir das heiterste und schönste Wetter. Sehr wahrscheinlich schien mir es daher, daß diese Menschen in keiner guten Absicht gekommen, daß es vielleicht wohl gar Seeräuber seyn möchten. In diesem Falle wollte ich lieber mein Leben in Einsamkeit beschließen, als in ihre Hände fallen.

Ich habe schon, wo ich nicht irre, einmal meinen Glauben an Ahnungen ausgesprochen. Es warnt uns bisweilen meiner eigenen, und tausend anderer Menschen Erfahrung nach, eine geheime und unerklärliche Stimme vor gewissen Schritten, die uns Gefahr bringen könnten. Diese innere Stimme sollten wir nie unbeachtet lassen; sie beur-

kun-

kundet vielleicht das Daseyn einer unsichtbaren Welt, einer Geisterwelt mit der wir, ohne es zu wissen, in Verbindung stehen, und gewisser Wesen die dem Menschen von der Gottheit zum Schutze gegeben worden sind. Wäre es nicht möglich, daß die Seelen unserer verstorbenen Lieben uns umschwebten und bewachten?

Was ich bald darauf sah, bestärkte mich noch mehr in meiner Meinung: Denn hätte ich der geheimen Stimme, die sich warnend in meinem Innern hören ließ, nicht gefolgt, so wäre es um mich geschehen gewesen, und es würde mir ein noch viel traurigeres Loos gefallen seyn, als das bisherige.

Während ich meine Beobachtungen auf dem Felsen fortsetzte, nahete sich das Boot dem Strande, gleich als ob es eine Bucht zur Landung suchte. Zum Glück kam es nicht bis an den Ort wo meine Kähne lagen. Da sie keinen schicklichen Ort fanden, so ließen sie das Boot eine halbe Viertelstunde weit von mir an den Strand laufen.

Jetzt da sie ausstiegen, erkannte ich sie deutlich für Engländer, ausgenommen einen oder zwei, die ich für Holländer hielt, die es aber nicht waren. Im Ganzen waren es eilf. Drei von ihnen schienen aber unbewafnet und gebunden. Es sprangen fünf oder sechs an das Land, dann holten sie erst die Gefangenen heraus. Einer von diesen schien,

seinen Bewegungen nach, ganz trostlos, ganz außer sich. Die beiden andern waren etwas gelassener, blickten aber doch auch mehrmals sehr betrübt himmelwärts.

Ich konnte mir lange nicht erklären, was das zu bedeuten habe; meinem Freitag aber war gleich alles klar. O Herr, schrie er in gebrochenem Englischen, du siehst also, daß die englisch Mann die Gefangenen freßen wie die wilden Mann. Da sei du nur ganz ruhig erwiederte ich; ganz gewiß freßen sie sie nicht; ich besorge aber sehr, daß sie sie ermorden werden. — Wirklich erwartete ich es jeden Augenblick, besonders da einmal einer von den Bösewichtern wild seinen Säbel über den Kopf des einen der drei Unglücklichen schwang. Schon glaubte ich den Armen sinken zu sehen, und das Blut erstarrte mir in den Adern. Doch er blieb noch verschont.

Wie sehr bedauerte ich jetzt die Abwesenheit des Spaniers und des alten Wilden! Mein sehnlichster Wunsch war, die Gefangenen aus den Händen ihrer Feinde zu befreien. Hätte ich ihnen unentdeckt beikommen können, so würde ich versucht haben, einen Theil davon nieder zu schießen. Doch wie leicht konnte ich mich irren! Vielleicht waren diejenigen, die so sehr mein Mitleid in Anspruch nahmen, unwürdige Verbrecher, die ihr hartes Schicksal nur

allzusehr verschuldet hatten. — Die Hand der Vorsehung leitete bald auch hier meine Schritte.

Die Matrosen schweiften nämlich auf der Insel umher, gleich als wollten sie auskundschaften, ob dieselbe bewohnt sei. Ihre Gefangenen ließen sie indessen, obwohl mit gebundenen Händen frei umher gehen. Diese machten aber keinen Gebrauch von ihrer Freiheit, sondern setzten sich traurig und in tiefen Gedanken auf die Erde.

So saß einst auch ich da, als ich mich nach meiner Landung einsam und von der ganzen Welt verlassen auf dieser öden Küsten sah, und jeden Augenblick erwarten mußte; von wilden Thieren angegriffen und zerrissen zu werden. Eben so wie ich damals noch keine Hoffnung hatte, daß der Wrak unsers Schiffes von Sturm und Fluth der Insel näher gebracht, und mir Gelegenheit verschaffen würde, mich aus demselben mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen zu versehen, eben so hoffnungslos ahneten auch jene Unglücklichen nichts von der ihnen so nahen Hülfe. Der Himmel sandte sie ihnen in einem Augenblick zu, wo sie schon ohne Rettung verloren schienen. Wie hätten sie glauben können, daß auf einer wüsten Insel, wo sie ihr Leben vertrauern sollten, ein Erlöser ihrer wartete?

Die Fluth hatte eben ihre größte Höhe erreicht, als diese Menschen das Land betraten. Dieß wurde

nicht

nicht von ihnen erwogen. Mit Herumschweifen auf der Insel, Zänkereien mit ihren Gefangenen, und andern Händeln, hatten sie so viel Zeit voll: bracht, daß die Ebbe indessen wieder eintrat, und das Boot auf dem Trockenen sitzen ließ. Es waren zwei Mann darin zurück geblieben, die ihren Branntweinrausch ausschliefen. Einer von ihnen erwachte, und da er merkte, daß das Fahrzeug auf dem Sande saß, rief er auch die übrigen herbei, daß sie ihm helfen möchten, es wieder flott zu ma: chen. Allein umsonst: ihre vereinten Kräfte ver: mochten es nicht; das Boot war zu schwer, und saß zu fest auf dem Grunde.

Als sorglose Seeleute kümmerten sie sich wenig darum, ließen es stehen und fingen wieder an, an der Küste herum zu schweifen. Laß den Bettel wo er ist, schrie einer dem andern in englischer Spra: che zu, die Fluth wird es schon wieder flott ma: chen. — Ich wurde also bestärkt in meiner Mei: nung, daß es Engländer seien.

Dieß alles sah ich von meiner Warte herab, denn noch hatte ich keinen Augenblick die Verschan: zungen verlassen. Wie freute ich mich jetzt, daß ich alle Zugänge so gut verwahrt hatte! Vor zehen Uhr Abends konnte nun das Boot nicht mehr flott werden, und bis dahin war es finstere Nacht; ich

konn:

konnte also ungesehen und ruhig ihre Reden belauschen.

Indessen rüstete ich mich zum Kampfe und zwar mit größter Vorsicht, denn ich wußte wohl, daß ich es jetzt mit andern Feinden zu thun hatte, als mit schlecht bewafneten und erschrokenen Wilden. Auch Freitag mußte sich streitfertig machen. Ich gab ihm drei Musketen zu tragen, und nahm selbst zwei Flinten auf die Schulter. Meine Gestalt war schrecks haft. Auf dem Kopf hatte ich meine große furchtbare Mütze von Ziegenfell, an meiner linken Seite hing der bloße Säbel; an meinem Gürtel staken zwei Pistolen, und auf jeder Schulter ruhete eine Flinte.

Meine Absicht war, vor Nachts nichts vorzunehmen, sondern mich nur vertheidigungsweise zu verhalten. Um zwei Uhr Nachmittags aber fand sich, daß sich die Schurken sämtlich in den Wald gezogen hatten, vermuthlich der Hitze wegen, um im Schatten zu schlafen. Die Gefangenen waren zwar bei ihrer Gemüthsunruhe außer Stand zu entschlummern, doch aber hatten sie sich der Länge nach, nicht weit von mir in den Schatten eines großen Baumes gelegt, wo sie von den andern, wie es schien, nicht gesehen werden konnten.

Unter diesen Umständen nahm ich mir vor, mich ihnen zu entdecken, und mich nach ihren Verhält-

nis-

nissen zu erkundigen. Gedacht, gethan. Freitag folgte mir in einiger Entfernung, so furchtbar als ich selbst-gekleidet und bewaffnet, aber doch nicht so ganz wie ich einem Satan ähnlich.

Als ich ihnen nahe genug war, redete ich sie mit lauter Stimme in spanischer Sprache an: Wer sind Sie meine Herren. Sie antworteten nichts, und rafften sich erschrocken auf um zu fliehen.— Bleiben Sie meine Herren, fuhr ich in englischer Sprache fort, und besorgen Sie nichts; vielleicht haben Sie hier ganz unerwartet einen Freund gefunden.

„Das müßte ein Engel vom Himmel seyn, antwortete einer unter ihnen, mit ernster und trauriger Stimme, denn in unserm Unglück ist nicht leicht menschliche Hülfe möglich.“

„Alle Hülfe in der Noth kommt vom Himmel, wenn auch nicht durch einen Engel. Wäre es Ihnen nicht gefällig, meine Herren, einem Fremden die Mittel anzugeben, wie er Ihnen nützlich werden kann? Sie scheinen in großer Gefahr zu schweben, denn ich sah von ferne, wie nach Ihrer Landung einer von den Menschen, die Sie an das Land brachten, den Säbel über Ihrem Kopf schwang.“

„So ist es wirklich, sprach er, und Thränen traten ihm in die Augen. Wir sind in der Gewalt, ganz in der Gewalt dieser Leute.“

„Sie

„So sprechen Sie denn, was kann ich für Sie thun? Ich bin zwar kein Engel Gottes, aber wie Sie, ein ehrlicher Engländer, der es redlich mit Ihnen meint, und ihnen gerne dienen möchte. Leider befinde ich mich aber fast ganz allein, nur einen einzigen treuen Indianer habe ich bei mir; wir sind indessen beide gut mit Waffen und Schießbedarf versehen; sagen Sie mir also, ich bitte Sie nochmals, worin Ihr Unglück besteht und wie Ihnen kann geholfen werden?“

„Ach, ich bin Befehlshaber des Schiffes gewesen, das Sie dort vor Anker liegen sehen. Meine Leute haben sich gegen mich empört; beinahe hätten sie mich ermordet. Erst nach langem Streit wurde mir das Leben geschenkt; dafür wurde aber beschlossen, daß ich mit diesen beiden Herren, von denen der eine mein Steuermann, der andere ein Reisender ist, auf einer wüsten Insel ausgesetzt werden sollte, und das ist, unserer Ansicht nach, fast schlimmer als der Tod.“

Dieß war mir genug. Ich erkundigte mich nach den Empörern, und er zeigte mir sie in der Ferne wo sie schlafend in dem Schatten eines Gebüsches lagen. Ich fragte weiter, ob sie Feuergewehr bei sich hätten, und erfuhr zu meiner nicht geringen Freude, daß nur ein Theil der Matrosen mit Flinten bewaffnet sei. Nun gut, sagte ich, da kann

geholfen werden. Sie schlafen alle; nichts ist leichter, als sie zu beschleichen und zu tödten, wenn Sie nicht lieber einen Theil davon uns zu Gefangenen machen wollen. Er bemerkte hierauf gegen mich, daß sich zwei Schurken unter ihnen befänden, von denen durchaus nichts Gutes zu hoffen sei; könnte man nur diese außer Stand setzen zu schaden, so würden dann die übrigen leicht wieder zum Gehorsam zu bringen seyn.

Es wurde also beschlossen, diese erst allein aus dem Wege zu räumen. Da mir aber immer bange war, es möchte einer oder der andere zu früh erwachen, so schlug ich dem Capitain vor, unsere Berathschlagungen an einem bequemeren Orte fortzusetzen, wo wir nicht gesehen werden könnten.

Nun gut, sprach ich, als wir allein waren, ich bin erbötig, Sie mit allen Mitteln, die in meiner Gewalt stehen, aus den Händen der Rebellen zu befreien, und Ihnen wieder zu dem Besitz Ihres Schiffes zu verhelfen, aber nur unter zwei Bedingungen, die Sie mir vorher zugestehen müssen. — Er versicherte, daß er gerne jede meiner Forderungen eingehen würde, wenn ich ihm wieder zu seiner Freiheit und zu dem Besitz seines Schiffes verhelfen könnte. Sollte uns auch letzteres nicht gelingen, so wollte er doch in dankbarer Erinnerung meiner freundschaftlichen Gesinnungen auf dieser Insel

sel mit mir leben und sterben, oder mir folgen wo-hin ich wollte. Ein gleiches gelobten mir seine beiden Gefährten.

Nun gut, sagte ich, so hören Sie also, was ich verlange. Sie versprechen erstlich, so lange Sie sich auf dieser Insel befinden, die seit acht und zwanzig Jahren mein Eigenthum ist, keine Art von Befehlshabergewalt auszuüben, mir die Waffen, die ich Ihnen anvertrauen werde, treulich wiederzustellen, in allen Stücken meinen Willen zu befolgen, und nichts zu meinem Nachtheil vorzunehmen. Dieß ist meine erste Hauptbedingung. Die zweite ist, unentgeldliche Aufnahme in Ihr Schiff wenn Sie dasselbe wieder erobern, für mich und meinen Indianer, und freie Ueberfahrt nach England.

Beides wurde mir mit Mund und Hand und zwar in den stärksten Ausdrücken eines dankbaren Herzens zugesagt.

So reichte ich denn, ohne Bedenken, den Fremdlingen drei Musketen mit Pulver und Blei, und berieth mich mit dem Capitain über die Art, wie wir das Unternehmen ausführen wollten. Ich war der Meinung, die Schlafenden zu überfallen und auf alle zugleich Feuer zu geben. So konnten wir doch wenigstens fünf auf einmal erschießen, und dann die übrigen, wenn wir wollten, begnadigen.

Der

Der Capitain aber dachte menschlicher als ich; er wollte nicht gerne mehr Blut vergießen, als nöthig sei. Ohne Gnade müssen aber die beiden Bösewichte sterben, sagte er, die Ursache an der Empörung waren; denn kommen sie mit dem Leben davon, so sind wir alle verloren; sie rudern dann nach dem Schiffe zurück und holen die ganze Mannschaft zu unserm Verderben herbei.

Meiner Ansicht nach wäre es viel sicherer gewesen, mit ihnen auch zugleich einen Theil der übrigen aus dem Wege zu räumen, denn man konnte ja nicht wissen, wie sie den Tod ihrer Spiesgesellen aufnehmen würden, wenn sie sich nicht übermannt sahen; da aber der Capitain, der sie besser kannte, so ganz abgeneigt schien, sie ohne Noth zu tödten, so ließ ich ihn machen.

Während wir so mit einander sprachen, sahen wir durch die Bäume, hinter denen wir verborgen waren, daß zwei von den Matrosen aufstanden, und auf die Seite gingen. Ich erkundigte mich, ob dieß vielleicht die beiden Rädelsführer seien? Sie waren es aber nicht. Nun gut, sagte ich, so wollen wir glauben, daß die Vorsehung sie absichtlich zu ihrer Rettung geweckt hat. Wenn sie nun nicht alle sechs übrigen in ihre Gewalt bekommen, so ist es ganz ihre Schuld.

Ungesäumt machte sich jetzt der Capitain mit einer Flinte in den Händen und einer Pistole an dem Gürtel auf; seine zwei Gefährten aber gingen, ebenfalls bewaffnet, neben ihm her. Durch ihre Annäherung machten sie ein kleines Geräusch, von dem ein Matrose erwachte. Es war einer von den Anführern; er schrie und rüttelte die andern auf, aber in eben demselben Augenblick wurde er von den Steuermann niedergeschossen. Eine zweite Kugel traf seinen Spießgesellen, aber nicht tödtlich; er behielt noch Kraft genug aufzuspringen und um Hülfe zu rufen. Der Capitain aber, der bis jetzt noch nicht gefeuert hatte, ging mit der Flinten auf ihn los: Für dich ist keine Hülfe mehr bei den Menschen, sprach er, bitte nur Gott, daß er dir deine Verrätherei verzeihen möge, und mit diesen Worten schlug er ihn mit dem Flintenkolben vollends todt.

Nun waren noch vier übrig, von denen der eine leicht an dem rechten Arm verwundet war. Der Zahl nach waren sie den Angreifenden überlegen; sie hätten sie vielleicht auch überwältigen können; da sie aber mich und Freitag mit gespannten Flinten herbeieilen sahen, so baten sie um Gnade. Der Capitain versprach sie ihnen, unter der Bedingung, daß sie zum Beweis der aufrichtigen Treue über ihre Vergehen ihm wieder zum Besitz seines Schiffes verhelfen und ihn nach Jamaica zurück begleiten soll-

sollten, woher er gekommen war. Sie versprachen alles was er wollte, und versicherten, daß sie nie wieder ihre Pflicht vergessen würden. So wurde ihnen denn das Leben geschenkt; doch sollten sie so lange sie sich auf der Insel befinden würden, an Händen und Füßen gebunden, aufmerksam bewacht werden. Daß wir ihnen alle ihre Waffen und ihren Schießvorrath wegnahmen, versteht sich von selbst.

Ungesäumt verfügte sich nun der Steuermann mit Freitag nach dem Boote, und nahm die Ruder und Seegel weg. Kaum war das geschehen, so fanden sich auch die beiden Matrosen wieder ein, die sich von dem Haufen entfernt hatten: Die Flintenschüsse hatten sie aufmerksam gemacht. Mit Schrecken erkannten sie in dem gefangenen Capitain ihren Ueberwinder. Sie wollten fliehen; aber die auf sie angelegten Flinten nöthigten sie zu stehen, und sich zu ergeben. Wie die andern wurden sie nun an Händen und Füßen gebunden.

Jetzt da unsere Feinde wehrlos da lagen, hatte ich Zeit dem Capitain meine Schicksale zu erzählen. Er hörte mich mit großer Aufmerksamkeit an, und konnte besonders die Art, wie ich durch die Schickung der Vorsehung mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen versehen worden war, nicht genug bewundern. Meine ganze Geschichte machte einen sichtbar

tiefen Eindruck auf sein Gemüth; sie führte ihn zurück zum Nachdenken über sein eigenes Schicksal, und da es schien, als hätte mich die Vorsehung auch zu seiner Rettung so wunderbar erhalten, so konnte er sein Dankgefühl nicht ohne Thränen aussprechen.

Nach dieser Unterredung führte ich ihn mit seinen beiden Gefährten in meine Festung, bewirthete sie mit allen Erfrischungen, die ich zur Hand hatte, und zeigte ihnen meine ganze Einrichtung und die Erfindungen, wodurch ich mir zu helfen gesucht hatte.

Alles, was ich ihnen sagte und zeigte, erregte ihre Bewunderung. Besonders konnte der Capitain meine Verschanzungen nicht genug loben, und die geschickte Art, wie ich meinen Aufenthalt schon vor zwanzig Jahren durch den gepflanzten Wald versteckt hatte. Da die Vegetation in den tropischen Ländern weit üppiger ist, als in England, so war dieses kleine Gehölz undurchdringlich dick geworden. Nur auf einer einzigen Seite hatte ich einen kleinen krummen Weg zum Ein- und Ausgang für mich frei gelassen. Ich sagte ihm, daß das was er sah, mein Hauptschloß, meine Residenz sei, daß ich aber auch, wie andere Fürsten, noch ein Lustschloß habe, das ich ihm ein andermal zeigen wollte, wenn wir erst sein Schiff wieder erobert haben würden.

Dieß war eine schwere Aufgabe, die sich keiner von uns zu lösen getrauete. Es befanden sich noch

sechs

sechs und zwanzig Mann auf dem Schiffe, die alle wohl wußten, daß sie durch ihre Empörung das Leben verwirkt hatten. Ergaben sie sich, so mußten sie besorgen, nach ihrer Ankunft in England, oder in einer englischen Kolonie, sämtlich aufgeknüpft zu werden. Auf dem Wege der Güte war also wenig von ihnen zu hoffen; wie sollten wir sie aber bei unserer geringen Anzahl mit Gewalt überwältigen? Es war dieß unmöglich; nur durch List konnten wir uns, wenn das Glück uns hold war, des Schiffes bemeistern.

Fürs erste mußten wir bedacht seyn, eine zweite Landung zu verhindern, daß sich unsere Gefangenen nicht mit ihnen zu unserm Verderben verbinden möchten. Es war voraus zu sehen, daß die Schiffsmannschaft, wenn das Boot nicht bald zurück käme, das zweite aussetzen, und ihre Leute auf der Insel aufsuchen würde. Aller Wahrscheinlichkeit nach kamen sie dann wohl bewaffnet, und in so großer Anzahl, daß wir es nicht mit ihnen aufnehmen konnten, und holten ihre Leute und das zurückgebliebene Fahrzeug wieder ab. Ich machte daher dem Capitain den Vorschlag, dies Boot zu durchlöchern und zu versenken; und dieß geschah. Wir legten sogleich Hand an das Werk, nahmen alles heraus, was sich noch darin befand, nämlich eine Flasche gemeinen Branntwein, eine Flasche Rum, einige Zwie-

backe,

backe, ein Pulverhorn, und einen sechspfündigen Zuckerhut, der in ein Stück Seegeltuch eingewickelt war. Dieß alles war für mich ein höchst erwünschter Fund, besonders der Branntwein und der Zucker, dessen ich schon seit so vielen Jahren hatte entbehren müssen.

Wir setzten eiligst alles auf das Land, und hieben ein großes Loch in den Boden des Fahrzeugs, so daß es nicht mehr See halten konnte, und sinken mußte. An diesem Boote war mir im Herzen mehr gelegen, als an dem Schiffe, das wir so wenig Hoffnung hatten, wieder zu erobern. Mein Gedanke war, es nach der Abfahrt des Schiffes wieder sorgfältig auszubessern, und damit dem festen Lande zuzusteuern, wo ich auch meine Freunde, die Spanier abholen wollte, die ich beständig im Sinne hatte.

Noch nicht zufrieden, das Boot durchlöchet zu haben, suchten wir es auch so weit auf den Sand vorzuschieben, daß selbst die höchste Fluth es nicht fortführen konnte. Mitten unter diesem mühsamen Geschäfte, ertönte aber von dem Schiffe her ein Kanonenschuß, und zu gleicher Zeit wurde wie gewöhnlich eine Flagge aufgesteckt, zum Zeichen, daß man das Boot an Bord erwartete. Allein sie mochten schießen und Signale geben so oft sie wollten, das Boot regte sich nicht.

Nun geschah was ich voraus gesehen hatte. Sie setzten nämlich das zweite Boot aus und ruderten damit dem Strande zu. Als sie etwas näher gekommen waren, konnten wir sie mit Hülfe unserer Fernrohre zählen: Es waren zehen Mann, alle mit Flinten bewaffnet. Sogar ihre Gesichter konnten wir etwas später erkennen, weil sie, von dem geraden Wege durch die Fluth abgetrieben, eine Zeit lang am Strande hin bis zu dem zurück gelassenen Boote fahren mußten.

So konnte sie also der Capitain mit guter Muße beobachten. Er sagte mir mit Freude, daß er drei sehr wackere Leute unter ihnen entdeckt habe, die ganz gewiß wider ihren Willen der Verschwörung hätten beitreten müssen; der Hochbootsmann aber, der sie anführte, und alle anderen seien Bösewichte, die sicherlich nicht von ihrem gottlosen Wesen abstehen würden, und er besorgte sehr, sie möchten uns überlegen seyn.

Ich antwortete ihm ruhig, Leute in unserer Lage mußten sich über alle Bedenklichkeiten wegsetzen. Wir suchen Befreiung aus unserm Elende; gewährt uns diese nicht auch der Tod? Bei einem Leben, wie ich es seit acht und zwanzig Jahren geführt habe, lohnt es schon der Mühe, etwas zu wagen, um es glücklicher zu machen. Vergessen Sie nicht, daß Sie noch vor wenigen Stunden die Ueberzeugung

in

in sich trugen, Gott habe mich zur Rettung Ihres Lebens so wunderbar erhalten. Und warum sollten wir den Muth sinken lassen? Sie sprechen, es befinden sich unter der Rotte drei brave junge Leute, die Schonung verdienen; diese allein setzen mich in Verlegenheit, weil wir suchen müssen ihrer zu schonen; sonst würde ich glauben, die Vorsehung habe sie ausdrücklich von den übrigen abgesondert, um sie in unsere Hände zu liefern. Denn glauben Sie, alle die an das Land kommen, sind in unserer Gewalt; ihr Leben oder Tod steht in unserer Hand.

Es war mir freilich nicht ganz so wohl zu Muthe bei der Sache, wie ich mir das Ansehen zu geben suchte; ich erreichte aber doch durch das Selbstvertrauen, das ich blicken ließ, meinen Zweck, ihn und seine Gefährten zu ermuthigen; und alle drei nahmen kräftigen Antheil an den Anstalten die zu machen waren.

So bald wir das Boot gegen uns anrudern sahen, fühlten wir sogleich die Nothwendigkeit unsere Gefangenen zu entfernen, und sie in sichere Verwahrung zu bringen. Es befanden sich unter ihnen zwei, denen der Capitain nicht so ganz trauete, wie den andern. Diese ließ ich von Freitag und einem der Gefährten des Capitains in meine Höhle abführen, wo sie sich weder sehen noch hören lassen, auch wenn sie sich von ihren Banden frei gemacht

hät-

hätten, nicht leicht den Weg zurück finden konnten. Ich gab ihnen einige Vorräthe auf den Weg, mit der Versicherung, daß sie in einigen Tage wieder in völlige Freiheit gesetzt werden sollten, wenn sie sich ganz ruhig verhielten; würden sie es aber wagen, zu entspringen, so sollten sie ohne Gnade niedergeschossen werden. Sie gaben mir die besten Zusicherungen, und bewiesen sich dankbar für die Lichter und den Mundvorrath, die ihnen von mir zugestanden wurden. Sie glaubten, Freitag würde als Schildwache vor ihrem Verwahrungsorte stehen bleiben, und wir ließen sie auf diesem Gedanken.

Unsere anderen Gefangenen waren glücklicher. Zwar hatten wir zwei von ihnen, die uns ein wenig verdächtig waren, gebunden; die beiden andern hatte ich aber auf Empfehlung des Capitains, und nachdem ich sie einen feierlichen Eid hatte ablegen lassen, uns bis an den Tod treu zu bleiben, in meine Dienste genommen. So waren unser also sieben, sämtlich gut bewaffnet; und nun schien mir es wirklich nicht mehr schwer, mit unsern zehn Feinden fertig zu werden, zumal da sich nach des Capitains Versicherung einige gutgesinnte Leute unter ihnen befanden.

Sie landeten endlich an dem Orte, wo sie das erste Boot stehen sahen, sprangen aus dem Fahrzeug heraus und zogen es ans Ufer. Mit nicht

geringem Vergnügen sahen wir dieß alles aus unserm Hinterhalte mit an; denn wir hatten besorgt, sie möchten das Boot in einer gewissen Entfernung vom Strande vor Anker legen, und einige Leute zur Bewachung darauf zurück lassen: In diesem Falle hätten wir uns desselben schwerlich bemächtigen können.

Kaum hatten sie das Land betreten, so liefen sie nach ihrem großen Boote. Mit nicht geringem Erstaunen fanden sie, daß es ganz abgetackelt, ohne Ruder und auf dem Boden durchlöchert war. Sie wußten nicht was sie davon denken sollten, und schienen sehr viel darüber zu sprechen und zu streiten, und lange nicht einig werden zu können, was sie jetzt weiter vornehmen sollten. Endlich stellten sie sich zusammen, und schrieen alle zugleich zwei oder dreimal in einem Tempo: Kameraden! Da ihnen aber kein einziger von ihren Kameraden antwortete, so traten sie in einen Kreis zusammen, und gaben eine Generalsalve aus ihren Flinten, die das Echo in den Wäldern wiederholte. Die Höhle, in der unsere Gefangenen verwahrt lagen, war aber so weit entfernt, und hinter Anhöhen versteckt, daß sie schwerlich etwas davon hörten; und die zwei andern Gefangenen, die wir noch bei uns hatten, getrauten sich nicht zu antworten.

Jetzt da sie mit abgefeuerten Gewehren da stan-den und horchten, wäre es Zeit gewesen, auf sie los zu stürzen und sie größtentheils nieder zu schies-sen; gewiß hätte es uns keinen einzigen Mann ge-kostet. Allein wir versäumten den günstigen Au-genblick, und ließen ihnen Muße ihre Gewehre wieder zu laden.

Als nach langem Harren und wiederholten Ru-fen keiner ihrer vermißten Gefährten auch nur das mindeste Lebenszeichen von sich gab, stießen sie das Boot nieder in die See und ruderten nach dem Schiffe zurück, wo sie, wie wir in der Folge er-fuhren, berichten wollten, daß das Boot versenkt, ihre Leute aber wahrscheinlich ermordet worden seien.

Allein bald besannen sie sich eines andern; sie wendeten um und kamen zum zweitenmal an das Land, wahrscheinlich um ihre Gefährten mehr lands-einwärts aufzusuchen. Drei von ihnen blieben in dem Boote zurück, die übrigen gingen bewaffnet der Anhöhe zu.

Meinen Ansichten nach war ersteres ein schlim-mer Umstand für uns; denn gesetzt, wir hätten die sieben Mann überwältiget, was hätte es uns gehol-fen, wenn wir das Boot nicht bekommen hätten? Gewiß wäre dieses, wenn auch der zweite Trupp ausgeblieben wäre, zurück gerudert, und das Schiff

wäre

wäre unter Seegel gegangen. Auf solche Art aber blieb es auf immer für uns verloren. Leider war an der Sache nichts zu ändern; wir mußten uns in unser Mißgeschick fügen. Alle Hoffnung verloren wir vollends, als das Boot sich von dem Ufer entfernte, und sich seewärts in tieferem Wasser vor Anker legte. Wir mußten nun alles den Umständen überlassen. Im schlimmsten Falle behielten wir doch das durchlöcherte Boot und die Hoffnung, das feste Land damit zu erreichen.

Die sieben Bewaffneten bestiegen den Hügel, unter welchem meine Wohnung lag. Ohne von ihnen gesehen zu werden, sahen wir deutlich alle ihre Bewegungen. Wir wünschten sehr, sie möchten uns so nahe kommen, daß wir auf sie feuern könnten, oder auch, daß sie sich mehr entfernten, damit wir unbemerkt aus unserm Hinterhalte kommen möchten.

Als sie den Gipfel des Hügels, von dem sie einen großen Theil der Insel, besonders gegen Nordosten, wo das Land niedriger ist, übersehen konnten, erstiegen hatten, fingen sie von neuem an aus allen Kräften zu rufen. Sie schienen aber nicht Lust zu haben, sich noch tiefer in das Land zu wagen, sondern setzten sich nieder, wahrscheinlich um sich mit einander zu berathen. Sehr erwünscht wäre es uns gewesen, wenn sie sich wie die erste Rotte

eine

eine Zeit lang schlafen gelegt hätten; allein Unruhe und Furcht ließen es ihnen nicht zu. Sie blieben munter und hatten sehr viel mit einander zu sprechen. Es war leicht zu errathen worüber. Aller Wahrscheinlichkeit nach war zu erwarten, daß sie, nachdem ihr Rufen vergeblich gewesen war, auch noch eine zweite Generalsalve aus ihren Feuerröhren zum Signal für ihre vermißten Freunde geben würden. In diesem Fall hatten wir uns auf den Antrag das Capitains vorgenommen, schnell, ehe sie Zeit haben würden, wieder zu laden, über sie herzufallen, und sie sämtlich, ohne Blutvergießen, gefangen zu nehmen, allein sie schossen nicht und so wurde unser Plan vereitelt.

Was sollten wir nun thun? Uns in ein förmliches Gefecht einlassen, und uns der Gefahr aussetzen, Leute zu verlieren, war durchaus nicht rathsam. Uns in einen Hinterhalt zu legen, und von da aus auf sie zu schießen, schien viel sicherer. Allein wenn wir sie nicht alle tödteten, und auch nur ein einziger entkam, so war das Boot für uns verloren. Deswegen machte ich den Vorschlag, die Nacht abzuwarten, sie von dem Boote abzuschneiden, und selbst durch List hinein zu kommen zu suchen.

Allein sie blieben nicht, bis es Nacht war. Nach einer langen Berathschlagung standen sie auf und

gingen

gingen der See zu. Sie schienen den Aufenthalt auf dieser Insel für so gefährlich zu halten, daß sie lieber ihre Leute ihrem Schicksal überlassen und ohne sie auf das Schiff zurückkehren und weiter steuern wollten.

Der Capitain war ganz trostlos darüber. Russderten sie wirklich zurück, so war sein Schiff für ihn verloren, und er mußte vielleicht sein Leben mit mir auf diesem Eilande beschließen. Ich ersann aber, sie zurück zu locken, eine List, die den trefflichsten Erfolg hatte.

Ich beorderte nämlich Freitag und den Steuermann, über die kleine Bucht auf der Westseite zu setzen, und zwar an dem Ort, wo ich ersteren aus den Händen seiner Feinde gerettet hatte. So bald sie einen Hügel erreicht haben würden, sollten sie anfangen zu rufen, so laut sie könnten, und fortfahren, bis ihnen von den Matrosen würde geantwortet werden, und dann jeden Ruf pünktlich erwiedern, sich aber nicht sehen lassen, sondern wenn sie kämen, sich von Hügel zu Hügel weiter entfernen, und wenn sie dieselben weit genug in die Waldung gelockt hätten, auf einem Umwege wieder uns zurück zu kehren.

Eben waren die Matrosen im Begriffe das Boot zu besteigen, als meine Leute ihren ersten Ruf erschallen ließen. Sie hörten ihn sogleich, erwiederten

ten ihn, und liefen dem Orte zu, wo die Stimme hergekommen war. Da wurden sie aber auf ihrem Wege durch die Bucht aufgehalten, über die sie nicht kommen konnten, weil es hohe Fluth war. Sie mußten also, wie ich es wohl voraus gesehen hatte, das Boot herbei rufen, sie überzusetzen. Als sie ausgestiegen waren, bemerkte ich, daß man damit weiter aufwärts ruderte, und es, wie in einem sichern Hafen, an einen Baum anlegte. Von den zwei Matrosen, die darin zurück geblieben waren, sprang einer an das Land, der andere aber blieb in dem Fahrzeuge sitzen.

Dieß war eben was ich wünschte. Ich ließ Freitag und den Steuermann ruhig meine Befehle vollziehen, nahm die andern zu mir, umging auf einem Umwege die Bucht, und überfiel unversehens die Matrosen. Der eine war, wie gesagt, in dem Boote zurück geblieben, der andere lag schlummernd auf dem Sande, und erwachte, als wir uns ihm näherten. Der Capitain, der vor uns andern voraus war, sprang auf ihn los und zerschmetterte ihm mit seinem Flintenkolben den Kopf. Hierauf rief er dem andern, der noch in dem Boote war, zu, er solle sich augenblicklich ergeben, oder er sei des Todes.

Der arme Tropf hatte sich nicht lange zu bedenken, denn er war von fünf Feinden übermannt,

und

und sein Kamerade lag todt auf der Erde. Es war einer von denen, die der Capitain als gutdenkend gerühmt hatte, daher ergab er sich auch nicht nur desto williger, sondern er trat auch auf unsere Seite und diente uns mit vieler Treue.

Freitag und der Steuermann spielten indessen trefflich ihre Rolle, und führten rufend und antwortend die Matrosen von Hügel zu Hügel, bis dieselben ganz marode waren. Sie ließen sie nicht eher in Ruhe, als bis sie sie so weit in den Wald gelockt hatten, daß sie, ehe es ganz dunkel war, nicht mehr das Boot erreichen konnten. Sie waren auch selbst ganz außerordentlich müde, als sie wieder zu uns zurück kamen; doch hatten sie Zeit auszuruhen, denn wir wollten die Feinde nicht eher angreifen, als bis es ganz finster seyn würde.

Erst einige Stunden nach Freitag kamen sie wieder zurück. Wir hörten ihre Annäherung an ihrem Geschrei, denn die vordern riefen den hintern zu, sie möchten eilen; diese aber antworteten, sie könnten vor Müdigkeit kaum mehr gehen: eine Nachricht, die uns höchst angenehm war.

Mit unbeschreiblichen Erstaunen fanden sie, daß die Fluth zurück getreten war, und ihr Boot unbemannt fest auf dem Sande saß. Wir hörten sie schreien und klagen und fluchen über diese verwünschte Insel, die von Teufeln müsse bewohnt seyn.

Hier-

Hierauf fingen sie an ihre zwei Kameraden bei ihrem Namen zu rufen. Allein umsonst. Sie rannten, so viel wir im Dunkeln noch sehen konnten, wie Verzweifelte hin und her, sprangen bald in das Boot, um darin auszuruhen, bald fuhren sie wieder auf und liefen an dem Strande herum, immer rufend und mit einander streitend.

Dieses Unwesen dauerte eine geraume Zeit. Meine Leute hatten große Lust, mit gespannten Hahn auf sie loszustürzen und sie nieder zu machen; ich glaubte aber, sie alle in unsere Gewalt bekommen zu können, ohne auch nur das Leben eines einzigen von uns zu wagen. Es wurde also beschlossen, uns in Hoffnung, daß sie sich trennen würden, vor der Hand ruhig zu verhalten. Damit sie uns aber nicht entgehen möchten, näherte ich mich etwas mehr mit meinem Hinterhalt, und Freitag und der Capitain krochen ihnen so nahe als nur immer möglich war, ohne sich zu entdecken.

Noch waren sie nicht lange auf ihrem Posten, als der Hochbootsmann, der auf dem Schiffe der vornehmste Rädelsführer gewesen war, mit zwei Matrosen in ihre Nähe kam. Der Capitain war so erbittert auf diesen Schurken, daß er kaum an sich halten konnte. Noch einige Minuten, und er sprang mit Freitag auf, faßte den Kerl auf das Korn und schoß ihn nieder. Ein anderer wurde

schwer verwundet, daß er zwei Stunden darauf starb; der dritte nahm Reißaus.

Ungesäumt brach ich jetzt aus dem Hinterhalte hervor, und rückte gegen den Feind an. Ich war der Obergeneral, der Capitain mein Generallieutenant, Freitag, die beiden Gefährten des Capitains und die drei Gefangenen, denen ich Waffen anvertraut hatte, unsere Soldaten.

Die Nacht war indessen sehr dunkel geworden, so daß der Feind nicht sehen konnte, wie stark wir waren. Daher befahl ich dem Matrosen, den wir in dem Kahn gefangen genommen hatten, seine Kameraden bei ihren Namen zu rufen, und sie zu einer Capitulation aufzufodern.

Er rief also, so laut er konnte: Hr. Thomas Smith, Thomas Smith. Dieser antwortete sogleich: Bist du es Robinson? (Denn auch dieser Gefangene hieß Robinson, und er erkannte ihn an der Stimme.) Ja, erwiederte er; um des Himmels Willen, streckt das Gewehr und ergebt euch sogleich, sonst seyd ihr alle verloren.

„An wen sollten wir uns denn ergeben, fragte Smith, wo sind sie denn?“

„Hier sind sie, es ist unser Capitain mit funfzig Mann, die schon seit zwei Stunden nach euch suchen. Der Hochbootsmann ist erschossen, William Fryr schwer verwundet; mich haben sie zum Kriegs-

Kriegsgefangenen gemacht, und wenn ihr euch nicht auch ergebet, so seyd ihr des Todes.“

„Bekommen wir Quartier, wenn wir das Gewehr strecken?“

„Hierüber will ich erst den Capitain fragen, sagte Robinson. — Und jetzt trat der Capitain selbst hervor und sprach mit Smith.

„Ihr kennet meine Stimme, Smith, rief er ihm zu. Wenn ihr eure Waffen wegwerft, so soll euch allen das Leben geschenkt seyn, ausgenommen William Atkins.“

„Um Gottes Willen, Capitain, schrie Atkins, geben Sie mir Quartier! Was habe ich denn mehr gethan, als die andern? Sie haben alle eben so viel verschuldet wie ich.“

Er sagte aber hierin nicht die Wahrheit, denn er war der erste, der sich Mißhandlungen gegen den Capitain erlaubte; und der ihm unter den gröbsten Schmähworten die Hände gebunden hatte. Dafür sagte jetzt auch der Capitain, er könne ihm nichts versprechen, er müsse sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und sein Schicksal von der Güte des Gouverneurs erwarten. — Dieser Gouverneur war ich.

Kurz es kam so weit, daß sie alle das Gewehr streckten und um ihr Leben baten. So wurden dann Freitag, Robinson und ein paar andere

beordert, sie zu binden. Hierauf rückte das ganze Heer, das mit Einrechnung dieser Abgeordneten acht Mann stark war, in der Gestalt eines Ausschusses vor, und nahm sämmtliche Gefangene samt dem Boote im Besitz. Ich aber hielt mich nebst einem einzigen meiner Leute aus Staatsursachen vor ihnen verborgen.

Jetzt hatte der Capitain Muße genug, sich gegen die Aufrührer zu erklären. Er machte ihnen bittere Vorwürfe über ihre Verrätherei, ihre Empörung und die Schandthaten, die aller Wahrscheinlichkeit ein Folge davon gewesen seyn, und sie alle an den Galgen gebracht haben würden.

Sie schienen ihre That gar sehr zu bereuen, und fleheten auf das demüthigste um ihr Leben. Ihr seyd nicht meine Gefangenen, antwortete er ihnen, sondern die Gefangenen des Gouverneurs; euer Schicksal liegt in seinen Händen. Ihr glaubtet mich auf eine wüste Insel zu verbannen; allein Gottes Vorsehung fügte es so, daß ihr an ein bewohntes Land kommen mußtet, und zwar gerade an ein solches, das unter englischer Botmäßigkeit steht, und einen englischen Befehlshaber hat. Er könnte und sollte euch ohne Ausnahe aufknüpfen lassen; weil er euch aber einmal Quartier von seiner Seite versprochen hat, so wird er sich wohl begnügen, euch nach England zurück zu senden, wo

euch

euch der Proceß gemacht werden wird, doch den Atkins ausgenommen, der zum Tode verurtheilt ist, und der Morgen früh gehenkt werden soll. Er mag sich also einstweilen darauf vorbereiten.

Diese Fiction war von bester Wirkung. Atkins warf sich dem Capitain zu Füßen, und bat flehentlich, er möchte ein freundliches Fürwort für ihn einlegen; die andern aber beschworen ihn um Gottes Willen, daß er sie nicht möchte nach England bringen lassen. —

Ich hoffte jetzt immer mehr, daß die Zeit meiner Befreiung endlich gekommen sei, und daß die gefangenen Matrosen leicht möchten zu bewegen seyn, zur Wiedereroberung des Schiffes mitzuwirken. Um sie noch länger im Irrthum zu erhalten, hütete ich mich sorgfältig, mich von ihnen blicken zu lassen, damit sie nicht sehen möchten, mit was für einem Gouverneur sie es zu thun hatten. Ich ertheilte Befehl, den Capitain vor mich kommen zu lassen. Einer meiner Leute rief hierauf aus vollem Halse: Capitain, der Gouverneur will Sie sprechen. „Ich werde sogleich Ihro Excellenz meine Aufwartung machen, war seine Antwort.“

Sie ließen sich glücklich durch dieses Gaukelspiel berücken, und waren fest überzeugt, daß der Gouverneur mit seinen funfzig Mann Soldaten in der Nähe sei.

Ich

Ich theilte nun dem Capitain den Plan mit, den ich zur Wiedereroberung des Schiffes entworfen hatte. Er war ganz damit einverstanden, und entschlossen, ihn gleich am folgenden Tag auszuführen. Um recht sicher zu gehen, mußten, meines Erachtens, die Gefangenen getrennt werden. Ich ertheilte daher Befehl, daß Atkins und zwei andere, denen wir nicht traueten, in die Höhle gebracht werden sollten, wo schon zwei Gefangene waren, und wo sie gewiß keinen sehr ergötzlichen Aufenthalt hatten.

Die andern schickte ich auf meine Maierei, die bekanntlich hoch und dicht umzäunt war. Da ich sie nun hatte binden lassen, und ihr Schicksal von ihrem Benehmen abhing, so war nicht wohl zu besorgen, daß sie durchgehen würden.

An diese schickte ich den folgenden Morgen den Capitain ab, daß er ihre Gesinnungen erforschen und beurtheilen möchte, ob es rathsam sey, sie mit zur Ausführung unseres Planes zu gebrauchen. Er sprach mit ihnen, stellte ihnen nochmals ihr treuloses Benehmen und das traurige Loos vor, das sie sich damit bereitet hatten; und das ihrer erst noch wartete, wenn sie nach England gebracht werden sollten, wo sie gewiß an den Galgen kommen würden. — Indessen schien er sich von ihren Bitten erweichen zu lassen, und nachdem er einigemale

sin-

sinnend auf und ab gegangen war, sagte er, endlich: Nun es sei! Wenn ihr mir geloben wollet, mir redlich zur Wiedereroberung meines Schiffes behülflich zu seyn, so macht sich der Gouverneur anheischig, eure völlige Begnadigung auszuwirken.

Man kann leicht denken, was für einen Eindruck eine solche Zusage auf ihr Gemüth machen mußte. Sie gelobten dem Capitain, unter den fürchterlichsten Schwüren, daß sie ihm bis zum letzten Blutstropfen treu bleiben, und ihm folgen wollten, wohin er sie führte; immer würden sie ihn wie ihren Vater ehren, weil sie ihm ihr Leben verdankten!

Nun gut, entgegnete der Capitain, ich bin mit eurer Zusage zufrieden. Ich will nun sofort an den Gouverneur Bericht davon erstatten, und mein Möglichstes thun, euch denselben günstig zu machen.

Er kehrte hierauf zu mir zurück, hinterbrachte mir den Erfolg seiner Unterredung mit ihnen, und versicherte, daß sie es gewiß redlich meinten.

Dieß war uns aber noch nicht genug; wir wollten uns, ehe wir etwas wagten, noch sicherer stellen. Wir wurden daher eins, daß der Capitain zu ihnen zurück kehren, und ihnen sagen sollte, er wolle wohl fünf von ihnen zur Ausführung seines Unternehmens auswählen; die übrigen beiden müßten

ten aber mit den drei andern, die schon in Verwahrung gebracht worden seien, bei dem Gouverneur als Geißeln zurück bleiben, und für die übrigen haften. Sollten letztere ihren Eid brechen, und zum zweitenmal sich einer Treulosigkeit schuldig machen, so sei beschlossen, die fünf Geißeln ohne Gnade an dem Strande aufknüpfen zu lassen.

Es leuchtete aus dieser Verfügung eine Strenge hervor, aus welcher sie abnehmen konnten, daß der Befehlshaber der Insel keinen Scherz verstand. Die fünf Auserwählten wiederholten freudig die Versicherung ihrer Treue; die andern aber, die mit dem Hals für sie bürgen mußten, ermahnten sie nicht weniger ernstlich, als der Capitain, redlich ihrer Schuldigkeit nachzukommen.

Unsere ganze Macht bestand nun, mich und Freitag, und die zwölf Geißeln abgerechnet, in zwölf Mann, nämlich 1. dem Capitain, dem Steuermann und dem Reisenden; 2. Aus zwei Gefangenen, die bei dem ersten Handgemenge gemacht worden waren, und die ich auf Fürbitte des Capitains wieder frei gegeben und bewaffnet hatte. 3. Aus zwei andern die bisher gebunden in Verwahrung gehalten, aber auf das Fürwort des Capitains wieder frei gelassen worden waren. 4 Aus den fünf Matrosen die zuletzt ihre Freiheit wieder erhielen.

Zwölf Mann hatte also der Capitain, und nicht mehr, sich seines Schiffes wieder zu bemeistern, denn Freitag und ich konnten, unserer Gefangenen wegen, die Insel nicht verlassen, denn wir mußten sie getrennt bewachen, und bis zum Ausgang des Abentheuers mit Lebensmitteln versorgen.— Ich muß gestehen, daß mir bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe war; denn wäre das Unternehmen mißlungen, hätten die Aufrührer den Capitain und seine Freunde zum zweitenmale überwältigt, was wäre dann aus mir und meinem armen Freitag geworden? Das schrecklichste Schicksal hätte unser gewartet.

Es war schon eine mißliche Aufgabe für uns, auch nur eine kurze Zeit sieben Gefangene zu bewachen und mit Lebensmitteln zu versorgen. Die fünf Mann in der Höhle ließ ich gebunden; Freitag mußte sie aber täglich zweimal mit Speise und Trank versehen. Von den beiden andern ließ ich den Mundvorrath bis zu einer gewissen Entfernung tragen, wo Freitag ihn abholen sollte.

Das erstemal hatte ich mich vor letzteren in Gesellschaft des Capitains gezeigt, der ihnen sagte, ich sei der Mann, dem der Gouverneur die Aufsicht über sie übergeben habe, und zwar mit dem Befehl an sie, nirgends ohne meine Erlaubniß hinzuge-

gehen, bei Strafe geschlossen auf die Festung zu kommen.

Da sie mich noch nicht als Gouverneur kannten, so konnte ich leicht vor ihnen noch eine andere Rolle spielen, und das gelang mir herrlich. Ich prahlte ihnen eine Menge Dinge von dem Schlosse, dem Gouverneur und der Besatzung vor.

Das Einzige was jetzt der Capitain noch zu thun hatte, um sich wieder in Besitz seines Schiffes zu setzen, war die Wiederherstellung des großen Bootes, und die Bemannung beider. Der Leck, den wir in ersteres gemacht hatten, wurde mit einer starken Platte Blei vernagelt und gut mit Talg verschmiert, was in weniger als einer Stunde geschehen war. Zur Zeit der hohen Fluth wurde es auch durch die vereinten Kräfte der ganzen Mannschaft leicht wieder flott gemacht. Er ließ es hierauf von dem Reisenden und vier Matrosen besteigen, die von letzterem commandirt wurden; er selbst aber setzte sich mit seinem Steuermann und fünf Matrosen auf das zweite Boot, und steuerte so dem Schiffe zu.

Es war ungefähr Mitternacht als sie es entdeckten. So bald sie nahe genug gekommen waren, daß man ihre Stimme vernehmen konnte, mußte Robinson der Schiffswache zurufen, sie brächten glücklich das zweite Boot, und ihre ver-

mißten Leute mit, hätten aber sehr lange nach ihnen suchen müssen. So wurde das angefangene Gespräch mit der Schiffsmannschaft fortgesetzt, bis das Fahrzeug an dem Schiffe war. Der Capitain und der Steuermann bestiegen es zuerst und schlugen unerkannt und unverweilt mit dem Flintenkolben den zweiten Steuermann und den Zimmermann todt; hierauf bemeisterten sie sich, treulich von den übrigen unterstützt, Aller die auf dem Verdecke waren. Schon standen sie im Begriffe die Lucken (Fallthüren) zu verschließen, um die untern abzuhalten, ihren Gefährten oben zu Hülfe zu kommen, als auch die Besatzung des zweiten Bootes das Schiff erstieg, das ganze Vorderkastell säuberte und sich der Lucke bemächtigte, die zur Kammer des Koches hinab führte, wo sie drei von den Aufwieglern gefangen nahmen.

Jetzt da schon das ganze Verdeck in ihrer Gewalt war, ertheilte der Capitain dem Steuermann Befehl, von drei Mann unterstützt, in die Kajüte des neuen Capitains einzubrechen. Dieser hatte schon den Lärm gehört, war aufgesprungen, hatte zwei Matrosen und einen Schiffsjungen an sich gezogen, und sich mit Feuergewehr bewaffnet. Der Steuermann sprengte mit einem Hebel die Thür auf. Kaum war sie offen, so wurde er und seine Gehülfen mit Flintenschüssen begrüßt, von

denen

denen ihm einer den linken Arm zerschmetterte; zwei von den andern wurden nur leicht verwundet, keiner blieb liegen. Ungeachtet seiner Wunde ging der Steuermann mit der Pistole auf den neuen Anführer los, und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf, daß er maustodt niederstürzte. Jetzt, da dieser gefallen war, ergaben sich sogleich seine Spießgesellen und das Gefecht hatte ein Ende. So gelangte, ohne vieles Blutvergießen, der Capitain wieder zu dem Besitz seines Schiffes.

Mit sieben Kanonenschüssen gab er mir sogleich das verabredete Signal von dem glücklichen Erfolge seiner Unternehmung. Seit der Abfahrt der beiden Boote hatte ich den Meeresstrand nicht mehr verlassen; unter Furcht und Hoffnung erwartete ich mit beklemmten Herzen und in der ängstlichsten Unruhe den Ausgang. Man denke sich also meine Freude, meine Wonne, als ich endlich nach zwei langen Stunden den so sehnlich erwarteten Donner des Geschützes hörte!

Nachdem ich meiner Freude durch Schreien und Jubeln Luft gemacht, und Gott auf den Knieen für diesen neuen Beweis seiner Vaterhuld gedankt hatte, ging ich in meine Wohnung zurück, und legte mich zu Bette. Nach den Strapazen eines so mühevollen Tages, verfiel ich bald in einen tiefen Schlaf, aus dem ich erst am hohen Morgen

durch

durch einen Kanonenschuß erweckt wurde. Ich fuhr auf, um nachzusehen, was das Schießen zu bedeuten habe. Da hörte ich mich Herr Gouverneur rufen, und erkannte sogleich die Stimme des Capitains. Er bestieg, bis ich angekleidet war, die Spitze des Felsens. Da erwartete er mich und kam mir mit offenen Armen entgegen. Wir fielen einander an den Hals, wir herzten und küßten uns. „Theurer Freund, sagte er, Sie mein Beistand, mein Rathgeber und mein Retter, sehen Sie hier unser oder vielmehr Ihr wiedereobertes Schiff: Es gehört Ihnen, und wir selbst, mit allem was wir haben, sind Ihr Eigenthum!“

Ich blickte hinaus in die See und sah wirklich das Schiff eine kleine Viertelstunde von dem Ufer vor Anker liegen. Der Capitain hatte nämlich gleich nach der glücklichen Ausführung seiner Unternehmung ein Seegel aufziehen und mit günstigem Winde das Schiff bis an die Mündung meiner kleinen Bucht führen lassen, wo die Anker ausgeworfen wurden.

Nun hielt ich meine Befreiung für ganz gewiß. Ein gutes Schiff lag für mich seegelfertig, und war bereit mich aufzunehmen und mich in mein Vaterland, oder wohin ich sonst wollte, zurück zu bringen. Lange aber blieb ich so ergriffen von der Freude über ein so unverhofftes Glück, daß ich keine

Worte finden konnte sie auszusprechen, und gewiß zur Erde niedergesunken wäre, hätte mich nicht der Capitain in seinen Armen aufrecht erhalten.

Da er mich dem Umsinken nahe sah, reichte er mir ein Glas herzstärkendes Wasser, das er für mich von dem Schiffe mitgebracht hatte. Ich trank und setzte mich auf den Boden nieder, bis ich mich wieder ein wenig erholt hatte. Noch lange aber konnte ich nichts Zusammenhangendes sprechen.

Der brave Mann war nicht weniger als ich von Freude erfüllt, ob sie gleich nicht auf dieselbe Art auf ihn wirkte. Durch die liebevollste Versicherung seiner Freundschaft und Dankbarkeit, und erheiternde Blicke in die Zukunft, suchte er mir meine Fassung wieder zu verschaffen. Dieß gelang ihm; ein Thränenguß machte endlich meinem bewegten Herzen Luft, und bald darauf konnte ich wieder sprechen wie zuvor.

Jetzt erst fingen die Umarmungen von meiner Seite an. Ich suchte ihm meine Dankgefühle auszudrücken, ihm zu sagen, daß ich in ihm meinen Erretter, einen mir von Gott zur Hülfe und Befreiung zugesandten Engel erkenne. In dem ganzen Lauf unserer Begebenheiten sah ich eine Kette von Wundern, die für mich ein deutlicher Beweis waren, daß die Welt von einer alles umfassenden

Vor-

Vorsehung regiert wird, die aus den entferntesten Theilen der Erde Hülfe für die Hülfsbedürftigen herbei zu führen weiß, die ihrer Gnade würdig scheinen.

Wohl wird man glauben, daß ich auch nicht unterließ, in einem heißen Dankgebete Herz und Hände zu Gott zu erheben, und den Namen des Höchsten zu preisen, der mich nicht nur eine lange Reihe von Jahren hindurch so väterlich gespeist, so wunderbar erhalten hatte, und mich jetzt auf eine noch wundervollere Art aus dieser Einöde erlösen wollte.

Nachdem ich mich so eine Zeit lang meinen Empfindungen überlassen hatte, sagte mir der Capitain liebreich, er habe einige Erfrischungen für mich mitgebracht, so gut sie nämlich auf einem Schiffe zu erwarten seien. Hierauf ertheilte er seinen Leuten Befehl, die für den Gouverneur bestimmten Geschenke aus dem Boot an das Land zu bringen.

Dieß geschah. Und siehe da, sie waren wirklich eines wahren Gouverneurs würdig, und viel reichlicher als daß ich sie bei dem kurzen Aufenthalt der mir noch auf der Insel bevorstand, ganz hätte benützen können. Sie bestanden nämlich in einem kleinen Flaschenkeller mit sechs Flaschen herzstärkenden Wassern, sechs Flaschen Maderawein,

zwei Pfund trefflichen Tabak, zwei großen Stücken gesalzenem Rindfleisch, sechs Stücken Schweinefleisch, einem Sack voll Erbsen und einem Zentner Zwieback. Auch waren dabei einige Zuckerhüte, eine Büchse voll Muscatenblüte, zwei Flaschen Limonensaft und eine große Menge andere Dinge, die mir Nutzen und Vergnügen gewähren konnten. Doch mehr Freude als alles andere machten mir ein halb Duzend neue Hemden, eben so viele gute Halsbinden, zwei Paar Handschuhe, ein Paar Schuhe, ein Paar Strümpfe, ein neuer Hut und ein fast neuer vollständiger Anzug, den der Capitain aus seiner eigenen Garderobe genommen hatte. Mit einem Worte, er brachte mir alles was es bedurfte, mich vom Kopf bis zu den Füßen vollkommen auszustaffiren. — Man kann sich leicht denken, wie ich in diesen Kleidern aussehen, und wie drollig ich mir selbst vorkommen mußte. Kaum konnte ich mich mehr daran gewöhnen, nachdem ich ihrer so lange entbehrt hatte. Alles hinderte, alles beschwerte mich.

Sämmtliche Geschenke wurden in meine Wohnung gebracht. Und nun ging ich mit dem Capitain zu Rathe, was wir mit unsern Gefangenen anfangen wollten? Die Sache war von Wichtigkeit, und verdiente reiflich überlegt zu werden, besonders der zwei Rädelsführer wegen, von deren

Ti-

Tücken und abgefeinter Bosheit sich niemand Gutes zu versprechen hatte. Der Capitain, welcher sie genau kannte, versicherte, daß Wohlthaten so wenig als Strafen bei ihnen fruchten würden; und falls er sich noch entschließen sollte, sie wieder in sein Schiff aufzunehmen, so würde er sie in Fesseln nach England führen, oder an die nächste englische Colonie abgeben, daß sie nach den Gesetzen abgestraft würden.

Da ich wohl sah, daß der menschenfreundliche Mann sich ungern zu einem solchen Schritte entschließen würde, so hielt ich es für besser, und erdachte ein Mittel sie zu bestimmen, sich ihr Hierbleiben selbst als eine besondere Gnade auszubitten.

Ich sandte nämlich Freitag und zwei von den Geißeln an sie ab, die ich in Freiheit gesetzt hatte, weil ihre Kameraden ihre Schuldigkeit gethan hatten, und ließ die fünf Gefangenen aus der Höhle gebunden in meine Maierei führen, und bis zu meiner Ankunft bewachen.

Bald darauf erschien ich selbst, mit meinem neuen Kleide angethan, in Begleitung des Capitains, und spielte nun mit Ehren die Rolle des Gouverneurs. Ich ließ die Gefangenen vor mich bringen, erklärte ihnen, ich sey vollkommen von ihrer Verschwörung wider den Capitain unterrichtet, und von

der Verabredung, die sie schon mit einander getroffen hatten, auf dem weggenommenen Schiffe Seeräuberei zu treiben. Nun aber, da das Schiff auf meine Veranstaltung wieder erobert worden, seien sie selbst in die Grube gefallen, die sie andern gegraben hätten; und in wenigen Stunden würden sie ihren neuen Capitain an der großen Seegelstange hangen sehen. Jetzt wollte ich nur erst vernehmen, was sie allenfalls zu ihrer Vertheidigung und zur Abwendung einer gleichen Strafe für sich anzuführen hätten, denn als Meuterer und Seeräuber verdienten sie alle insgesammt aufgeknüpft zu werden.

Einer von ihnen antwortete, sie wollten um Gnade gebeten haben, und zwar um so mehr, da sie ihnen der Capitain bei ihrer Gefangennehmung versprochen habe. Das mag seyn, entgegnete ich; wenn ich aber auch sein gegebenes Wort erfüllen wollte, wie könnte ich es, da ich in Begriff bin, die Insel zu verlassen, und mich nach England einzuschiffen? Der Capitain aber kann euch nicht anders als gebunden in sein Schiff aufnehmen, und muß euch nach seiner Ankunft, seiner Pflicht gemäß, als Aufwiegler und Seeräuber den Händen der Gerechtigkeit überliefern: Euer letzter Weg würde euch dann zum Galgen führen. Alles was ich unter solchen Umständen für euch thun kann, wäre allenfalls,

falls, euch auf dieser Insel zu lassen, die ich Erlaubniß habe, mit allen meinen Leuten zu verlassen; wollt ihr hier bleiben, und mit diesem Aufenthalt, der auch mir lange genügen mußte, vorlieb nehmen, so soll euch dem Wort des Capitains zu Ehren, Freiheit und Leben geschenkt seyn.

Sie schienen mein Erbieten mit Dank anzunehmen, und erklärten, daß sie viel lieber auf der Insel zurück bleiben, als nach England zurück geführt werden wollten. Der Capitain trat nun auf, sträubte sich dem Schein nach dagegen, und spielte recht gut seine Rolle. Ich aber that als verdröße mich seine Wortbrüchigkeit, und antwortete ihm trotzig, sie seien meine und nicht seine Gefangene, ich seie gewohnt, jedem meine einmal gegebene Zusage treulich zu halten, und wenn er dawider etwas einzuwenden hätte, so würde ich sie wieder ganz in Freiheit setzen, dann könne er sie, wenn er es für gut hielte, wieder aufs neue gefangen nehmen und mit ihnen anfangen was er wolle.

Das Resultat unsers Wortwechsels war, daß die Leute zurückblieben, und es wirklich für ein Glück hielten, bleiben zu dürfen. Ich ließ sie bis zum Abgange des Capitains in meiner Maierei, und nahm mir vor, diese Nacht auch selbst auf der Insel zu bleiben. Den Capitain aber bat ich, einstweilen auf das Schiff zurück zu kehren, um gute Ord-

nung auf demselben zu erhalten, und mir dann am nächsten Morgen das Boot zu senden, mich abzuholen, gleich nach seiner Ankunft aber den erschossenen Capitain an der Seegelstange aufknüpfen zu lassen, damit die zurück gebliebenen Gefangenen ihn sehen möchten.

Die noch übrige Zeit dieses Tages benützte ich, mit Freitags und der Gefangenen Hülfe das Magazin in der Höhle ausleeren zu lassen. Ich nahm aber nichts davon mit als das Geld, das mir jetzt sehr wohl zu statten kam, und einen kleinen Theil der andern Effekten; alles übrige ließ ich den neuen Kolonisten zurück.

Ich bepackte sie und Freitag mit den Habseligkeiten, die ich mir vorbehalten hatte, und ließ mir sie von ihnen an den Seestrand tragen, wo sie mit Schrecken ihren ehemaligen Capitain wirklich an der Seegelstange baumeln sahen.

Sie übernachteten in der Maierei, vorher aber ließ ich ihnen von Freitag meinen Ziegenpferch in dem Walde zeigen. Am folgenden Morgen wollte ich ihnen auch meine Festung, meine Waffen und mein Hausgeräthe übergeben. Für heute sollten sie noch nichts davon zu sehen bekommen, eines Theils, damit ich desto sicherer und ruhiger vor ihnen möchte schlafen können, und andern Theils, damit sie nicht vor der Zeit den ganzen Umfang

ihres

ihres Elends möchten kennen lernen, und in der Verzweiflung zu neuen Unthaten verleitet werden.

Erst am folgenden Morgen, als schon das gut bemannte Boot mich abzuholen gekommen war, ließ ich auch sie rufen, und entdeckte ihnen, in welcher Lage ich hier gelebt hatte. Anstatt meines Schlosses, von dem sie so viel hatten sprechen hören, fanden sie nichts als ein altes zerlumptes Zelt und ein Gewölbe von einigen Zäunen und einem Walde eingeschlossen. Ich sah in ihren Minen was in ihrem Herzen vorging; halb verbissene Flüche, die sie nicht Muth hatten, laut werden zu lassen, sagten mir es noch deutlicher. Indessen waren sie doch noch viel glücklicher als ich, in soferne sie die Anlagen, an denen ich so viele Jahre lang mit unsäglicher Mühe gearbeitet hatte, nicht erst zu machen brauchten, sondern nur Besitz davon nehmen, und sie in gutem Stande erhalten durften. Ich stellte ihnen dieß vor, und beruhigte sie dadurch ein wenig.

Nun übergab ich ihnen meine Getreidevorräthe, zeigte ihnen meine Aecker, machte ihnen die Zeit der Aussaat bekannt, lehrte sie die Kunst die Weintrauben zu trocknen, auch Brod zu backen, und sagte ihnen, mit einem Wort alles was ihnen nützlich seyn und ihr Leben angenehm und gemächlich

machen könnte. Zu ihrem nicht geringen Troste machte ich ihnen Hoffnung, daß sie nicht lange allein bleiben, sondern bald sechzehn Spanier zu Gefährten bekommen würden, an die ich ihnen ein Schreiben übergab. Damit es ihnen nicht an Mitteln fehlen möchte, sich wenn sie wollten, ein Schiff zu bauen, ließ ich ihnen alles aus dem Schiffbruch gerettete Eisenwerk zurück.

Ich übergab ihnen auch meine sämmtlichen Waffen und alle meine Munition, nämlich fünf Musketen, drei Jagdflinten, drei Säbel und anderthalb Fäßchen Pulver. So viel besaß ich noch, denn in den letzten Zeiten hatte ich sehr wenig verschossen. Ueberdieß versprach ich ihnen, den Capitain zu bestimmen, ihren Pulvervorrath noch mit einem Fäßchen zu vermehren, ihnen auch einige Sämereien zu überlassen, wenn er dergleichen auf dem Schiffe habe. Ich selbst beschenkte sie mit dem ganzen Sack Erbsen, der mir von dem Capitain war übergeben worden. Alles was ich ihnen versprochen hatte, hatte ich mir bereits den Tag vorher von dem Befehlshaber des Schiffes für sie ausgebeten. Ich gab ihnen jetzt nur die nöthige Anweisung zur Behandlung der Heerden, zur Mastung der Ziegen, zur Verfertigung der Butter und des Käses, übergab ihnen meine Töpferscheibe und meinen Brennofen, befahl sie dann dem Schutze Gottes, verab-

schie-

Völtz del Fr. Bauer sc

Robinsons Abreise von seiner Insel.

schiedete mich von ihnen und bestieg mit meinem Freitag und der Mannschaft das Boot.

Glücklich erreichten wir das Schiff. Da uns aber der Wind nicht günstig war, so konnten wir diesen Tag nicht mehr unter Seegel gehen. Den folgenden Morgen schon früh um fünf Uhr sahen wir zwei von den fünf Zurückgelassenen mit Anstrengung aller ihrer Kräfte unserm Schiffe zuschwimmen. Sie baten uns um Gottes Willen sie aufzunehmen, sollten sie auch eine Viertelstunde nach ihrer Ankunft in England aufgeknüpft werden, denn sie seien auf der Insel keines Augenblicks ihres Lebens sicher. — Von Atkins und den beiden andern Bösewichtern wurden sie nämlich als Verräther und als die einzige Ursache ihres Unglücks behandelt, und mit Mißhandlungen und den furchtbarsten Drohungen geängstiget. Darum wollten sie, was auch daraus entstehen möchte, keinen Augenblick länger neben ihnen verweilen.

Der Capitain wollte sie anfangs nicht an Bord lassen, und berief sich auf mich; endlich aber ließ er sich doch bereden, sie aufzunehmen, da sie so gar flehentlich baten und versprachen, sich auf das Beste aufzuführen. Wirklich betrugen sie sich in der Folge untadelhaft, und die dreißig oder vierzig Hiebe, die ihnen der Capitain zum Willkommen für ihre begangene Treulosigkeit zutheilen ließ, thaten die

treff-

trefflichste Wirkung, und retteten sie vor dem Strange womit ihnen gedroht worden war.

Schon Abends vorher war das Boot nochmals mit den Vorräthen, die ich den Verbannten zugesagt hatte, an das Land abgefertigt worden. Der Capitain hatte, mir zu Liebe, ihnen auch ihre Kisten und Kleider zugeschickt, die ihnen sehr willkommen waren. Ich ließ ihnen überdem versprechen, daß ich mein Möglichstes thun würde, ihnen ein Schiff zu ihrer einstigen Befreiung zuzusenden.

Zum Andenken nahm ich aus der Insel mein Gewand, besonders auch meine große Mütze von Ziegenfellen, meinen Regenschirm und meinen Papagei mit. Daß auch das Geld nicht vergessen wurde, habe ich bereits gesagt. Es war so lange unangetastet geblieben, daß es ganz angelaufen und verrostet war, und man kaum noch das Gepräge erkennen konnte.

Am neunzehnten December des Jahres 1686. nach dem Schiffskalender, lichteten wir endlich die Anker, und so verließ ich diese Insel, auf der ich acht und zwanzig Jahre, zwei Monate und neunzehn Tage gelebt hatte, und zwar an dem nämlichen Monatstage, an welchem ich einstens auf einem langen Boote aus dem Hafen von Salee entflohen war. Meine Reise war ohne Unfall, und ich langte wohlbehalten am 11. Junius 1687. in

meinem Vaterland an, das ich seit fünf und dreißig Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Alles schien mir jetzt auf meinem heimischen Boden so fremd, als ob ich ihn nie betreten hatte. Die wackere Frau der ich die Verwaltung meines kleinen Schatzes anvertraut hatte, befand sich noch am Leben, hatte aber großes Unglück erfahren, und war zum zweitenmale Wittwe geworden. Es ängstigte sie nicht wenig das Geld, das sie noch an mich schuldig war; ich versicherte aber, daß sie deshalb nie von mir beunruhiget werden sollte, und um sie für die treue Besorgung meiner Angelegenheiten zu belohnen, unterstützte ich sie so sehr es mir in meiner Lage möglich war, und versicherte, daß ich ihre Freundschaft für mich nie vergessen würde, und ihr dereinst noch besondere Beweise meiner Dankbarkeit geben würde.

Ich reisete hierauf in die Provinz York. Meine Aeltern waren aber längst schon todt und die ganze Familie, bis auf zwei Schwestern und zwei Kinder von einem meiner Brüder, ausgestorben. Da auch ich allgemein für todt gehalten wurde, so hatte man bei der Theilung des Vermögens keine Rücksicht auf mich genommen. Ich hatte also nichts als meinen kleinen Schatz, der unzureichend war zu meinem Lebensunterhalt.

Er wurde durch ein Geschenk vermehrt, das ich nicht erwartete. Der Capitain nämlich, dessen Schiff und Ladung ich durch meine Unterstützung gerettet hatte, erstattete von meinem Verhalten gegen ihn einen so günstigen Bericht, daß die Eigenthümer mir durch Abgeordnete feierlich ein Danksagungsschreiben und ein Geschenk von ungefähr zwei hundert Pfund Sterling überreichen ließen.

Noch immer war mir aber damit nicht geholfen. Es wurde mir ganz bange, wenn ich über meine Lage und die geringen Mittel nachdachte, die ich hatte, in der Welt mein Fortkommen zu finden. Ich nahm mir daher vor, eine Reise nach Lissabon zu machen, um Nachricht von meiner Pflanzung in Brasilien, und meinem Gutsgenossen zu erhalten, von dem ich vermuthlich ebenfalls für todt gehalten wurde.

In dieser Absicht schiffte ich mich nach Lissabon ein, wo ich im Monate September mit meinem Freitag, der mich auf allen meinen Reisen begleitete, und mir täglich neue Beweise treuer Anhänglichkeit und seiner Redlichkeit gab, glücklich anlangte.

Nach meiner Ankunft traf ich hier, zu meiner nicht geringen Freude, freilich erst nach langen vergeblichen Nachforschungen, den alten wackern Schiffshauptmann an, der mich einst nach meiner

Flucht

aus der Barbarei, mitten auf dem Meere so liebreich in sein Schiff aufnahm und mich nach Brasilien führte.

Er war indessen sehr alt geworden, und hatte das Seeleben aufgegeben, und die Führung des Schiffes einem Sohne übergeben, von dem er auf allen seinen früheren Reisen begleitet worden war, und der nun auch seinen Handel nach Brasilien übernommen hatte. Kaum erkannte ich ihn mehr nach so langer Zeit, und eben so wenig er mich. Als ich ihm aber meinen Namen nannte, erinnerte er sich wieder ganz meiner Geschichte und fand sich wieder in meine Züge.

Wir hatten einander sehr viel zu sagen; und es läßt sich leicht denken, daß bei unserm Gespräche auch meiner Pflanzung nicht vergessen wurde. Der Ehrenmann sagte mir, er sei seit neun Jahren nicht mehr in Brasilien gewesen; bei seiner letzten Anwesenheit habe sich aber mein Guts- und Handlungsgenosse noch am Leben befunden. Die Factoren, die ich zurück gelassen hatte, seien zwar gestorben, doch glaubte er, es würde nicht schwer halten, ganz genaue Nachricht von meinem Vermögenszustande zu erlangen, weil eben jene Factoren, auf die Nachricht, die sich von meinem Tode verbreitet habe, angehalten worden seien, vor dem Fiscus Rechenschaft von ihrer Verwaltung abzulegen, und

den

den Activbestand an denselben heraus zugeben. — Das ganze Vermögen war eingezogen worden, und im Fall ich nie zurück kehren und mich darum melden würde, sollte ein Drittel davon dem Könige, und zwei Drittel dem Kloster St. Augustin zufallen, und zur Unterstützung der Armen und zur Bekehrung der Heiden verwendet werden.

Der Capitain versicherte auch, daß der königliche Verwaltungsrath sich jährlich von meinem Guts- und Handlungsgenossen pünktliche Rechenschaft von dem reinen Ertrag der Feldstücke ablegen lasse, und daß immer die Hälfte davon treulich an den König und das Kloster abgegeben werden müsse.

Dieß alles war ganz gut. Nun aber fragte sichs erst, ob die Pflanzung sich in einem solchen Zustande befände, daß es auch der Mühe lohnte, sie wieder in Anspruch zu nehmen, und ob es mir gelingen würde, mich als den rechtmäßigen Eigenthümer auszuweisen, und wieder in den Besitz der mir gebührenden einen Hälfte zu gelangen?

Seine Antwort war, er könne mir zwar nicht genau sagen, um wie viel meine Pflanzung an Umfang und Ertrag zugenommen habe; so viel aber wisse er, daß mein Miteigenthümer mit seiner Hälfte ein außerordentlich reicher Mann geworden sei, und daß nur allein das Drittel meines Antheils, das erst dem König gehörte, und hierauf an ein

Klo-

Kloster überlassen worden sei, sich über zwei hundert Moidores belaufen habe. Uebrigens sei gar nicht zu bezweifeln, daß ich wieder in den Besitz meines Vermögen kommen würde, da mein Gutsgenosse und auch andere noch in Brasilien lebende Personen mich leicht wieder erkennen, und Zeugniß für mich ablegen würden, auch überdieß mein Name in das Register der Güterbesitzer eingetragen sei, und überdem Vergleichungen meiner Handschrift mit Eingaben die ich früher eingereicht hätte, und die sich noch in den Registraturen befinden müßten, angestellt werden könnten, die ebenfalls die Identität der Person bewähren würden. Er versicherte mir auch, es seien die Nachfolger meiner Factoren sehr rechtliche und wohlhabende Leute, die mir nicht nur gerne zu dem Wiedereintritt in den Besitz meiner Feldgüter behülflich seyn, sondern auch eine ansehnliche Summe Geldes, als den Ertrag meiner Pflanzung vor der Zeit, da die Einkünfte davon zum Vortheil des Königs und des Klosters in Beschlag genommen wurden, an mich ausliefern würden. Die Einziehung erfolgte erst, wie der Capitain sagte, vor zwölf Jahren: und bis dahin waren die Einkünfte in den Händen der vorigen Factoren geblieben, die sie an ihre Söhne und Nachfolger zur Verrechnung an mich hinterlassen hatten.

Wenn

Wenn ich aber für todt gehalten wurde, entgegnete ich, wie kommt es, lieber alter Freund, daß mein hinterlegtes Testament nicht beachtet, daß nicht Sie, als mein Haupterbe in den Besitz meines hinterlassenen Vermögens eingesetzt worden sind?

So hätte es freilich seyn sollen und müssen, erwiederte er, wenn ich Ihren Tod gesetzlich hätte beweisen können. Da ich aber keinen Beweis beibringen konnte, durfte ich nicht als Erbe und Vollstrecker Ihres letzten Willens auftreten. Alles was ich thun konnte war, den Inhalt des Testamentes gerichtlich aufnehmen zu lassen, und mich in den Besitz der Urkunde zu setzen. Hätte ich sichere Nachricht von Ihrem Leben oder Tode erhalten, so würde ich mich als Ihr Bevollmächtiger benommen, mich im Besitz der Zuckerplantage gesetzt, oder meinen Sohn dazu beauftragt haben.

Eine andere Nachricht habe ich Ihnen aber noch mitzutheilen, die Ihnen vielleicht nicht sehr angenehm seyn wird. Da Sie nämlich allgemein für todt gehalten wurden, so boten mir Ihr Mitbesitzer und Ihre Factoren über die Einkünfte der sieben ersten Jahre einen Vergleich an, den ich auch angenommen habe. Allein diese Einkünfte waren damals unbedeutend, wegen der starken Auslagen, die zur Erweiterung der Pflanzung, zur Erbau-

bauung eines Ingenio und zum Einkauf der nöthigen Sklaven erforderlich waren. Indessen will ich mich doch mit Ihnen über alles, was ich wirklich empfangen habe, treulich berechnen.

Einige Tage darauf überreichte er mir in der That die Rechnung über die sieben ersten Jahre meiner Einkünfte von meinem Miteigenthümer und meinen beiden Factoren unterzeichnet. Der ganze Betrag war ihm in Waaren ausgehändigt worden, nämlich in Rolltabak, Zucker, Rum und andern Colonialerzeugnissen. Ich ersah aus dieser Rechnung, daß sich die Einkünfte aus meiner Pflanzung alle Jahre bedeutend vermehrt hatten. Da aber, wie gesagt, große Ausgaben gemacht werden mußten, so war der Ueberschuß nicht sehr bedeutend. Doch zeigte mir der ehrliche Mann, daß er 470 Moidores an mich schuldig war; auch sechzig Kisten Zucker und funfzehn Stränge Tabak, die bei einem Schiffbruch waren verloren gegangen, den er eilf Jahre nach meiner Abreise aus Brasilien auf seiner Rückkehr nach Lissabon erlitten hatte.

Er bejammerte hierauf sein Unglück, daß ihn genöthigt hatte, mein Geld anzugreifen und es zu dem Ankauf eines Antheils an einem andern Schiffe zu benützen. Gleichwohl, theurer Freund, sprach er am Ende, soll es Ihnen in Ihrer Verlegenheit nicht an Geld fehlen, und so bald mein Sohn zu-

rück gekommen seyn wird, sollen Sie vollständig bezfriediget werden.

Hierauf nahm er einen alten ledernen Sack aus seinem Schranke, und zählte mir 160 portugiesische Moidores in Golde vor, und übergab mir die schriftliche Urkunde über seinen Antheil an der Ladung des Schiffes, mit welchem sein Sohn nach Brasilien gesegelt war, und wovon ihm der vierte Theil, dem Sohn aber ein anderes Viertel zugehörte. Beide Papiere sollte ich zu meiner Sicherheit behalten.

Tief gerührt von der Ehrlichkeit des armen alten Mannes erinnerte ich mich aller Wohlthaten, die ich ihm verdankte, der freundlichen Aufnahme, die ich einst in seinem Schiffe fand, und der vielen Beweise seiner Großmuth, die ich bereits erhalten hatte, und wovon er mir jetzt von neuem einen so auffallenden Beweis gab. Die Thränen traten mir in die Augen, als ich sah, wie willig der würdige Greis sich in seinem hohen Alter so ganz entblößete und wieder heraus gab, was er mit Recht schon als sein Eigenthum betrachten konnte. Ich fragte ihn, ob er in einer solchen Lage sei, daß er mir auch wirklich die Summe, die er mir auszahlte, ohne sich wehe zu thun, entbehren könnte? Er gestand mir, daß er sich wirklich würde ein wenig zusammen nehmen müssen; allein sagte er, es ist

ein:

einmal nicht mein, sondern Ihr Geld und Sie bedürfen desselben vielleicht noch mehr als ich.

Alles was der redliche Mann sprach, war voll Güte und Liebe. Ich konnte mich daher nicht entschließen, von seinem Gelde mehr als hundert Moidores zu nehmen. Das übrige gab ich ihm zurück, und stellte ihm eine Quittung darüber aus, und zwar mit der Versicherung, daß wenn es mir gelingen sollte, wieder zum Besitz meines Vermögens zu gelangen, ich ihm gerne alles wieder erstatten würde, was auch wirklich in der Folge geschah. Die Urkunden über seinen und seines Sohnes Schiffsantheil nahm ich aber gar nicht an. Gerathe ich in Noth, sagte ich, so bezahlen Sie mich ohnehin als ein redlicher Mann; und bedarf ich dieses Geldes nicht, so würde ich es auch nie in meinem Leben zurück fordern.— Der edle Greis schien sich zu freuen, daß er seine Wohlthaten nicht an einen Unwürdigen verschwendet hatte.

Als er vernahm, daß ich entschlossen sei, persönlich nach Brasilien zurück zu kehren, mißbilligte er zwar nicht diesen Vorsatz; er glaubte aber, ich hätte noch andere näher liegende Mittel vor mir, meine Rechte geltend zu machen, und zu dem Genuß meiner Einkünfte zu gelangen. Es lagen damals Schiffe in dem Tajo seegelfertig, die im Begriffe waren, nach Brasilien abzugehen. Er be-

gleitete mich daher zu einem Notar, erklärte vor demselben eidlich vor mehreren Zeugen, daß ich dieselbe Person sei, die vor so und so viel Jahren die Pflanzung in Brasilien angelegt habe und daß ich mich noch am Leben befände. Ueber dieß alles wurde ein Protocoll aufgenommen und eine Urkunde ausgefertigt, die ich mit einer Vollmacht an einen Kaufmann zu St. Salvador, mit dem er wohl bekannt war, einsenden sollte. — Dieß geschah. Ich legte auch einen eigenhändigen Brief an meinen Gutsgenossen bei, und blieb bis zur Ankunft einer Antwort zu Lissabon bei meinem alten väterlichen Freunde.

Der Erfolg übertraf meine Erwartung, denn schon nach sieben Monaten erhielt ich ein großes Paket von den Erben meiner Factoren, das folgende Papiere enthielt:

1. Eine Rechnung über den Ertrag meiner Pflanzung in den ersten sieben Jahren, nach welchen ihre Väter die Bilanz mit dem alten Capitain abgeschossen hatten, nach welcher ich 1174 Moidores an letzteren zu fordern hatte.

2. Eine zweite Rechnung über die vier letzten Jahre, ehe die Regierung der Einkünfte meines Vermögens als herrenloser Güter in Beschlag genommen hatte. Da sich damals der Ertrag derselben schon ansehnlich vermehrt hatte, so gebührte

mir

mir nach der abgeschlossenen Bilanz die Summe von 3241 Moidores.

3. Eine Rechnung von dem Klosterprior, der meine Einkünfte mehr als zwölf Jahre lang bezogen, und den größten Theil davon zum Besten des Hospitals verwendet hatte, mir aber mit aller Redlichkeit erklärte, daß noch 872 Moidores übrig seien, die er bereit sei mir heraus zu geben. Von dem Drittel aber, das der König für sich selbst eingezogen hatte, bekam ich nie einen Heller wieder.

Das Paket erhielt auch noch ein Glückwünschungsschreiben eines ehemaligen Guts- und Handlungsgenossen, über meine wundervolle Erhaltung und Zurückkunft. Meine ihm wohlbekannte Schriftzüge und der Inhalt meines Briefes, in dem vieler Dinge erwähnt waren, die nur ihm und mir bekannt seyn konnten, ließen ihm keinen Zweifel an der Aechtheit meiner Person und meiner Ansprüche, und unterstützten ganz befriedigend die Aussage des alten Capitains. Er ertheilte mir umständliche Nachricht von der Aufnahme und dem dermaligen Zustand meiner Pflanzung, von der Anzahl Morgen Landes, die sie enthielt, ihren jährlichen Ertrag, den Sklaven die darauf arbeiteten und so weiter. Zum Segen unserer Anlage hatte er zwei und zwanzig Crucifixe darauf errichten lassen, und eben so viel

Ave Maria zur heiligen Jungfrau für meine glückliche Erhaltung gebetet. Er bat mich mit vieler Liebe und Freundschaft, doch selbst zu kommen und Besitz von meinen Gütern zu nehmen, oder wenn mir das unmöglich seyn sollte, doch wenigstens zu bestimmen, an wen er alles übergeben sollte.

Der Brief enthielt auch tausend Grüße von seiner Familie und war von einem sehr schönen Geschenke an Thierfellen, Zuckerwaaren und hundert ungemünzten Goldstücken etwas kleiner als Moidores, begleitet.

Zugleich erhielt ich von den Erben und Nachfolgern meiner Factore 1200 Kisten Zucker, 800 Stränge Tabak, und dann den Ueberrest meiner Forderung an sie in Gold.

Mit Recht konnte ich jetzt sagen, daß Hiobs Ende lustiger war als sein Anfang. Unmöglich kann ich alle Gedanken aussprechen, die mich bestürmten: als ich mich von einem so reichlichen Ueberfluß an Glücksgütern umgeben sah, denn da die brasilischen Schiffe stets flottenweise segeln, so hatten mir eben dieselben Fahrzeuge, durch welche ich meine Briefe erhielt, auch gleich die Waaren mitgebracht, und schon waren diese in dem Tajo wohlbehalten angelangt, ehe ich die Nachricht von ihrem Abgang erhielt. Die unerwartete Freude darüber ergriff mich mit solcher Heftigkeit, daß ich ohnmächtig wur-

wurde, und vielleicht todt liegen geblieben wäre, wenn mich der alte Capitain mit herzstärkenden Wassern nicht wieder zu mir selbst gebracht hätte. Gleichwohl mußte ich mich zu Bette legen, und mein Uebelbefinden hielt noch einige Stunden an, bis mir endlich ein Arzt, der gerufen wurde, einen Aderlaß verordnete, auf den ich mich bald wieder ganz erholte.

Auf einmal sah ich mich nun in Besitz von mehr als 5000 Pfund Sterling an baarem Geld und Geldes Werth, und einer Besitzung von mehr als tausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte in Brasilien, das mir so sicher war, als einem Britten seine Güter in England. Kurz ich befand mich in den Besitz eines Glückes dessen Größe ich kaum fassen konnte, und ich war nur in Verlegenheit, wie ich es anfangen sollte, es recht zu genießen.

Zuerst suchte ich meinen Wohlthäter, den alten portugiesischen Schiffscapitain, der mir so viele Beweise edler Freundschaft in meinem Unglück und so viele andere von der uneigennützigsten Redlichkeit im Glücke gegeben hatte, würdig zu belohnen.

Ich zeigte ihm alle meine Schätze, mit der Versicherung, daß ich sie nächst der göttlichen Vorsehung, vorzüglich ihm zu verdanken zu haben glaubte, und es mir eine nicht geringe Freude machen würde, ihm hundertfältig alle Güte zu vergelten, die er

für

für mich gehabt hatte. — Vor allem gab ich ihm sogleich die hundert Moidores zurück, die mir von ihm ausgezahlt worden waren. Hierauf ließ ich einen Notarius rufen, und erließ ihm feierlich die vierhundert und siebenzig Moidores, die er mir, seinem eigenem Geständnisse nach, noch schuldig war. Dann bevollmächtigte ich ihn förmlich als Einnehmer der jährlichen Einkünfte von meiner Pflanzung, und wieß meinen Gutsgenossen an, sie ihm durch die gewöhnlichen Handlungsflotten zuzusenden. Ich verpflichtete mich auch, ihm auf lebenslang ein jährliches Geschenk von hundert Moidores zu machen, und nach seinem Tode die Hälfte davon jedes Jahr an seinen Sohn auszuzahlen. — Auf solche Art suchte ich dem rechtschaffenen Greis meine Dankbarkeit für die vielen nützlichen Dienste zu bezeigen, die er mir erwiesen hatte.

Was sollte ich nun mit meinem übrigen Vermögen anfangen, wie es mir erhalten, es anlegen und auf das beste benützen? Lange konnte ich nicht mit mir darüber einig werden, und ich hatte jetzt bei meinem Reichthum mehr Sorgen, als in meiner Armuth auf der einsamen Insel, wo ich nichts besaß als was ich zur Noth brauchte, und im Grunde nichts brauchte als was ich wirklich besaß. In meinen neuen Verhältnissen wurde mir dagegen mein Glück wahrhaft drückend, wie ich meine

Reichs

Reichthümer recht sicher anlegen sollte. Hier hatte ich keine Höhle, wo ich den größten Schatz ohne Schloß und Schlüssel verwahren konnte, und wo Silber und Gold unangetastet verrostete. Zwar war der Capitain ein vollkommen redlicher Mann; auch setzte ich in ihn mein ganzes Vertrauen; allein er war schon alt, und ich mußte meiner Angelegenheit wegen eine Reise nach Brasilien unternehmen. Eben so verhielt es sich mit der Wittwe, der ich schon früher meine Gelder anvertraut hatte, die aber auch nicht lange mehr zu leben hatte, und noch überdieß verschuldet war. Unter solchen Umständen hielt ich für das Rathsamste nach England zurück zu kehren, und mein Vermögen mitzunehmen.

Mehrere Monate verstrichen jedoch, ehe ich zu einem festen Entschlusse kommen konnte. Diese Zeit benützte ich auch, der armen Wittwe, deren Mann mein erster Wohlthäter gewesen war, meine Erkenntlichkeit sowohl dafür als für die treue Verwaltung meiner Gelder und meiner Angelegenheiten zu beweisen. Ich ließ daher durch einen Lissaboner Kaufmann hundert Guineen an sie auszahlen, und schrieb ihr eigenhändig, daß sie nie, so lange ich am Leben wäre, Noth leiden sollte. Auch ließ ich hundert Guineen an jede meiner Schwestern senden, die auf dem Lande lebten. Zwar hatten sie keinen

Mann

Mangel zu leiden; keine aber lebte in glücklichen Umständen, denn die eine war Wittwe, und die andere hatte einen Mann, mit dem sie ihres Lebens nie recht froh werden konnte. Unter allen meinen Verwandten und Bekannten war auch nicht einer, denn ich ohne Sorge vor meiner Abreise nach Brasilien, mein Vermögen hätte übergeben können, und dieser Gedanke machte mir nicht geringe Unruhe.

Bisweilen bekam ich Lust, mich ganz in Brasilien niederzulassen, wo ich ohnehin schon fast ganz naturalisirt war; dann ängstigten mich aber wieder Gewissenszweifel, und hielten mich zurück. Ehemals fand ich freilich kein Bedenken, mich äußerlich zu der Landesreligion zu bekennen, und noch jetzt dachte ich, es sei das kein sogar großes Verbrechen, da wir doch alle der christlichen Kirche angehören; wenn ich aber der Sache reiflicher nachdachte, so getraute ich mich doch nicht länger einen Glauben zu heucheln, den ich nicht im Herzen hätte, und noch weniger meine Verstellung vor Gott zu verantworten. Es war mir im Gegentheil herzlich leid, daß ich mir dieselbe einst erlaubt hatte.

Wenn ich aber nur auf kurze Zeit nach Brasilien reisen wollte, so hielt ich es doch für nöthig, meine Gelder erst in England sichern Händen zu übergeben. Welchen? das wußte ich selbst noch nicht;

ich

ich hoffte aber an Ort und Stelle wohl eine vertraute Person zu finden.

Ehe ich jedoch in mein Vaterland zurück kehrte, wollte ich erst den Abgang der brasilianischen Flotte zur Beantwortung der Briefe meiner Freunde benützen. Ich dankte in einem Schreiben dem würdigen Prior für seinen redlichen Sinn, und die Bereitwilligkeit womit er erbötig war, die übrigen 872 Moidores an mich zurück zu zahlen; bat ihn aber fünf hundert davon für das Kloster zu behalten, und drei hundert und zwei und siebenzig in meinem Namen an die Armen zu vertheilen. Uebrigens empfahl ich mich seinem und seiner Religiosen Gebete.

Einen ähnlichen Brief schrieb ich an meine Factoren, und begleitete ihn mit einem angemessenen Geschenke. Daß ich auch nicht vergaß meinem Gutsgenossen zu schreiben und für seine Verdienste um die Vergrößerung und das Gedeihen unserer Pflanzung zu danken, läßt sich leicht denken. Ich ertheilte ihm die nöthige Instruction über die Besorgung meiner Angelegenheiten, und bat ihn, regelmäßig den Ertrag von meiner Hälfte an den Capitain einzusenden. Dabei versprach ich ihm, ihn nächstens in Brasilien zu besuchen, vielleicht auch, mich wieder ganz dort niederzulassen. Meinen Brief begleitete ich mit einem schönen Geschenke,

bestehend aus einigen Stücken italienischem Seidenstoffe, zwei Stücken des feinsten englischen Tuchs, so gut es in Lissabon zu haben war, fünf Stücken schönem Wollenzeug, und einigen Stücken kostbaren niederländischen Bändern für seine Frau und Töchter.

Nach Beseitigung dieser Geschäfte und nachdem ich alle meine brasilianischen Waaren in Geld umgesetzt hatte, hinderte mich nichts mehr an meiner Reise nach England: Nur ob ich sie ganz zur See, oder lieber den größten Theil zu Lande machen sollte, darüber konnte ich nicht mit mir einig werden. Ich war der Seereisen schon so sehr gewohnt, und doch empfand ich jetzt einen unbeschreiblichen Widerwillen dagegen, der mit jedem Tag zunahm, ob ich mir gleich denselben nicht erklären konnte. Ich ging darin so weit, daß ich zwei oder dreimal mein Gepäcke, das schon eingeschifft war, wieder ausladen ließ.

Nach so vielem Unglück, das ich auf dem Meere ausgestanden hatte, war es freilich nicht zu wundern, daß ich mich davor fürchtete. Doch schreckte mich diese Furcht bei weiten nicht so sehr, als die Ahnungen die mich ängstigten, und die ich als Warnung meines Schutzgeistes ansah. In der Folge ergab sich auch wirklich, wie wohl ich that, daß ich darauf achtete, denn die zwei Schiffe auf welche

ich

ich zu verschiedenen Zeiten meine Reise antreten wollte, waren beide sehr unglücklich: Das eine wurde von einem algierischen Seeräuber aufgebracht, das andere scheiterte bei Torbay, und von der ganzen Mannschaft retteten nicht mehr als drei Personen ihr Leben. Auf diesem oder jenem wäre ich demnach höchst unglücklich gewesen.

Mein alter Freund, der wohl sah, mit welcher Abneigung ich diesmal zu Schiffe ging, und eben so wie ich, an die Warnungen einer innern Stimme glaubte, rieth mich ganz von einer neuen Seereise ab, und schlug mir vor, zu Lande bis nach Coruna und von da über den biscaischen Meerbusen nach la Rochelle zu reisen, von wo ich leicht meinen Weg zu Lande nach Paris fortsetzen und dann mich von Calais aus nach Dover hinüber fahren lassen könnte; oder auch über Madrid nach Paris zu gehen, und so ganz Spanien und Frankreich zu Lande zu durchreisen.

Ich entschloß mich zu letzterem; denn auf solche Art durfte ich nur die kleine Ueberfahrt von Calais nach Dover zu Schiffe machen. Und warum hätte ich anders reisen sollen? Ich hatte keine Eile, scheute mich nicht vor dem größeren Aufwande, die Straße war angenehm, und um mich vor Langerweile zu bewahren, verschaffte mir mein alter Schiffscapitain einen Engländer, den Sohn eines

Lissabonischen Kaufmanns, zum Gesellschafter. Bald schloßen sich noch zwei andere Britten und zwei portugiesische Edelleute an uns an, die sich eine Zeit lang zu Paris aufhalten wollten. So bestand dann unsere Reisegesellschaft aus sechs Herren und fünf Bedienten. Die beiden Kaufleute und die zwei Portugiesen hatten zu viert nur zwei Diener, ich hatte zwei für mich allein, denn außer Freitag, der in einem ihm ganz fremden Lande, dessen Sprache er nicht verstand, nur wenig zu gebrauchen war, hatte ich auch noch einen englischen Matrosen, der Bedientenstelle bei mir vertreten sollte, in meine Dienste genommen.

So verließen wir Lissabon gut bewaffnet zu Pferde. Meine kleine Schwadron erwieß mir die Ehre, mich sowohl wegen meines Alters, als weil ich der Unternehmer der Reise war, und die meisten Leute bei mir hatte, ihren Rittmeister zu nennen. —

Da ich von meinen Seereisen meinen werthen Lesern nur das Allerwichtigste mitgetheilt habe, so will ich sie auch mit einem umständlichen Tagebuch meiner Landreise verschonen, und nur bei einigen kleinen Abentheuern verweilen, die vielleicht ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig sind.

Anfangs hatten wir uns vorgenommen, eine Zeit lang zu Madrid zu verweilen, und alle Merkwürdigkeiten der Stadt und des Hofes zu besehen.

Da wir aber schon ziemlich weit in Herbste waren, so kürzten wir unsern Aufenthalt ab, und verließen die Stadt in der Mitte Octobers.

An der Grenze von Navarra vernahmen wir nicht ohne Unruhe, daß wir uns schon so lange verspätet hätten, und daß auf der französischen Seite der Pyrenäen bereits ein so tiefer Schnee gefallen sei, daß mehrere Reisende, die vergeblich unter den größten Gefahren versucht hatten, über die Gebirge zu kommen, nach Pampelona zurück kehren mußten.

Bei unserer Ankunft in dieser Stadt bestätigte sich die leidige Nachricht nur allzusehr. Schon hier war die Kälte unerträglich, besonders für Freitag und mich, die wir beide eines Landes gewohnt waren, in welchem man der unausstehlichen Hitze wegen, kaum Kleider auf dem Leibe leiden konnte. Die rauhe Witterung war uns um so empfindlicher, da wir zehn Tage vorher bei außerordentlich warmen und schönem Wetter durch Alt-Castilien gereiset waren. Nun bließ uns auf einmal von den Pyrenäen her ein kalter Schneewind an, bei welchem uns die Finger erstarrten und die Ohrenläppchen beinahe erfroren.

Noch übler als mir erging es dem armen Freitag, der nie erfahren hatte was Kälte ist, und nun zum erstenmal in seinem Leben die Gebirge mit Schnee bedeckt sah.

Im-

Immer noch schneite es fort, und zwar so stark und so anhaltend, daß der Winter vor der Zeit eintrat, und alle Päſſe die etwa noch offen waren, vollends verſperrt wurden. Der Schnee lag fürchterlich tief, und da er nicht wie in den Nordländern feſt zu Eis zuſammen fror, ſondern weich blieb, ſo konnte kein Reiſender, ohne Gefahr darin zu verſinken und lebendig begraben zu werden, darauf fortkommen.

Umſonſt verweilten wir wenigſtens zwanzig Tage lang zu Pampelona. Der Winter wurde immer ſtrenger, und jemehr die Kälte zunahm, deſto weniger Hoffnung hatten wir, wohlbehalten durch die gefährlichen Gebirgspäſſe zu kommen. Ich machte daher meinen Reiſegefährten den Vorſchlag, zu Fontarabie ein Fahrzeug zu miethen, und uns nach Bordeaux überſetzen zu laſſen.

Während wir uns noch über dieſe ganz kurze Seereiſe, die eine bloße Küſtenfahrt war, berathſchlagten, traten vier franzöſiſche Edelleute in unſern Gaſthof, die auf der franzöſiſchen Seite, eben ſo wie auf der ſpaniſchen, durch den Schnee aufgehalten worden waren, aber das Glück gehabt hatten, einen Wegweiſer zu finden, der ſie von Languedoc her über die Gebirge auf einem Wege führte, wo nur wenig oder doch ganz feſtgefrorner Schnee

lag,

lag, auf dem Menschen und Pferde ohne einzusinken, fortkommen konnten.

Wir ließen diesen Führer rufen. Er versicherte daß er uns einen Weg führen würde, auf dem von dem Schnee gar nichts zu besorgen sei; nur sollten wir uns gut gegen die wilden Thiere, besonders die Wölfe bewaffnen, die vor Hunger heulend das Gebirge heerdenweise durchzogen. — Wir fürchteten uns aber vor diesen vierfüßigen Wölfen weit weniger als vor den zweibeinigen, die, wie man uns versicherte, auf der französischen Seite des Gebirges herum schweiften.

Der Wegweiser beruhigte uns jedoch hierüber, und betheuerte, daß wir auf dem Wege, den er uns führen wollte, ganz sicher vor Räubern seyn würden. Wir entschlossen uns also ihm zu folgen, und zwölf französische Edelleute, mit ihren Bedienten, die des Schnees wegen auf der gewöhnlichen Heerstraße nicht hatten fortkommen können, vergrößerten unsere Gesellschaft.

Am 15. November reiseten wir also aus Pampelona ab. Anstatt uns vorwärts zu führen, wie wir es erwarteten, führte uns unser Wegweiser, zu unserm nicht geringen Erstaunen, wenigstens zwanzig englische Meilen rückwärts, und zwar auf eben demselben Wege auf dem wir von Madrid her gekommen waren. Wir mußten über zwei Flüsse

setzen,

setzen, und gelangten hierauf in eine sehr schöne und freundliche Gegend, wo auch keine Spur von Schnee zu sehen war. Nun aber wendete sich der Wegweiser plötzlich links, und führte uns auf einen andern Weg in die Gebirge zurück. Bald sahen wir schauderhafte Abgründe uns zur Seite; der wohlerfahrne Mann brachte uns aber auf eine Menge zügiger Umwege auf denen wir selten durch den Schnee aufgehalten wurden, unvermerkt bis auf die höchsten Gebirge. Auf einmal sahen wir jetzt die grünen lieblichen Fluren des fruchtbaren Languedoc und Gascogne, freilich noch in weiter Ferne, vor uns liegen.

Lange vorher ehe wir es erreichten, fing es aufs neue so stark an zu schneien, daß wir liegen bleiben mußten. Unser Führer sprach uns aber Muth zu, und versicherte, daß bald die noch übrigen wenigen Schwierigkeiten überwunden seyn würden. — Wirklich wurden die Gebirge immer niedriger, die Wege immer besser. Nun aber droheten uns Gefahren anderer Art.

Einst hatten wir noch ungefähr zwei Stunden bis zu unserm Nachtlager, als aus einem Hohlwege neben einem dicken Walde drei ungeheure Wölfe und ein Bär hervorbrachen. Unser Führer war allein und ziemlich weit vor uns voraus; zwei von diesen Bestien fielen ihn daher an, und wären wir

nur

nur ein klein wenig weiter von ihm entfernt gewesen, so wäre er ganz gewiß zerrissen und gefressen worden, ehe wir ihm hätten zu Hülfe kommen können. Einer davon machte sich über das Pferd, der andere über den Reiter, und sprang mit solcher Wuth und solcher Schnelligkeit auf ihn los, daß er weder Zeit noch Geistesgegenwart genug hatte, nach seinen Waffen zu greifen; er erhob nur ein schreckliches Geschrei um Hülfe. Ein Gebüsch hinderte uns zu sehen was vorging. Freitag, der am weitesten vor uns voraus war, sprengte nach der Gegend woher das Geschrei kam; er sah die Gefahr unsers Führers und schrie Herr, Herr! was seine Brust vermochte, gallopirte aber unerschrocken dabei fort, und verlor keinen Augenblick die Besonnenheit. So bald er dem Wolfe der den armen Menschen so übel zusetzte, nahe genug war, feuerte er seine Pistole auf ihn ab, und streckte die Bestie todt zur Erde nieder.

Es war kein geringes Glück für den armen Bedrängten, daß Freitag von Jugend auf solcher Kämpfe gewohnt war, und ihnen unerschrocken entgegen ging. Er schoß das grimmige Thier ganz in der Nähe nieder, und traf es daher viel sicherer und schärfer als wir andern, die wir wahrscheinlich aus zu weiter Ferne gefeuert, und es daher verfehlt, oder wohl gar statt des Wolfes den Men-

schen, den er zu zerreissen suchte, getroffen hätten.

So bald die andere Bestie, die es mit dem Pferde aufgenommen hatte, den Schuß hörte und seinen Begleiter niederstürzen sah, nahm sie die Flucht. Das Pferd war an dem Kopfe angegriffen, aber wegen der Riemen und des Gebisses, die den Wolf hinderten es recht zu packen, nicht schwer verwundet worden. Dagegen hatte der Reiter zwei grausame Bisse, den einen in den Arm, den andern in das dicke Bein über dem Knie bekommen, und war eben in dem Augenblicke da Freitag so glücklich zu seiner Rettung herbei eilte, im Begriffe von dem sich bäumenden Pferde zu stürzen.

Es ist leicht zu denken, daß wir auf das Schreien und Schießen meines Wilden alle so schnell als möglich zu seiner Unterstützung herbei eilten.

Kaum waren wir hinter den Bäumen, die uns die Aussicht versperrten, hervor, so sahen wir mit Schrecken was vorging, konnten aber keinen Antheil mehr an dem Kampfe nehmen, denn der zweite Wolf war schon auf der Flucht. Dagegen entstand ein anderer Scharmützel zwischen Freitag und dem Bären, der uns viel zu lachen gab, ob er uns gleich anfangs in nicht geringe Unruhe versetzte.

Damit aber meinen Lesern das was vorging, und was ich ihnen sogleich erzählen werde, begreiflicher fin-

finden, muß ich ihnen vorher in der Kürze die Art und den Charakter der Bären ein wenig schildern.

Jedermann weiß, daß der Bär ein plumpes unbehülfliches bei weitem nicht so flinkes Thier ist, wie der Wolf; nicht einem jeden ist es aber vielleicht bekannt, daß er zwei Eigenthümlichkeiten besitzt, aus welchem sich fast sein ganzes Benehmen erklären läßt.

Erstens greift er selten den Menschen an, wenn er nicht durch unerträglichen Hunger dazu verleitet wird. Begegnet uns einer in einem Walde, und wir bekümmern uns nicht um ihn, so wird er sich auch nicht um uns bekümmern; immer aber will er mit großer Achtung und Höflichkeit behandelt seyn; besonders verlangt er, daß man ihm aus dem Wege gehe, denn er selbst würde keinem König ausweichen. Fürchtet man sich vor ihm, so mag man die Augen abwenden, und bescheiden fortschleichen; fürchtet man sich aber nicht, so ist es doch nicht rathsam stehen zu bleiben, und ihn anzugaffen, denn leicht könnte er das übel nehmen; noch weniger dürfte man es wagen, ihm mit etwas zu werfen, wäre es auch nur mit einem Rockknopf, denn er würde es für die schimpflichste Beleidigung ansehen, und alles liegen und stehen lassen, um sogleich Rache dafür zu nehmen, denn in dem Punkt der Ehre ist er ungemein kitzlich. Dieß ist nun seine erste Ei-

genheit. Die zweite ist Rachsucht: Denn wenn er sich einmal in den Kopf gesetzt hat, er sei von einem Feinde beleidigt worden, so läßt er nicht mehr von ihm ab, und geht ihm Tag und Nacht nach, bis er ihn endlich zu packen bekommt, und die empfundene Beleidigung in dessen Blute abwaschen kann.

Ich komme nun wieder auf das Abentheuer zurück, dessen Erzählung ich meinen Lesern zum Besten geben wollte.

Freitag war noch beschäftigt unserm verwundeten Führer vom Pferde zu helfen, als wir den Bären, der sich indessen hinter Bäumen versteckt gehalten hatte, auf uns los kommen sahen. Wir erschracken ein wenig bei seinem Anblick, denn es war ein Thier von ungeheurer Größe und ganz unfreundlichem Ansehen. Freitag dagegen fürchtete sich nicht, er hatte im Gegentheil eine unbändige Freude über seine Ankunft und versprach sich sehr viel Spaß davon. Vermuthlich hatte er in den Gebirgen seines Landes schon sehr genaue Bekanntschaft mit dem Bärengeschlechte gemacht. O Herr, schrie er, wenn du wollen, ich dir wollen zu lachen geben. Du wirst doch nicht mit dem Bären anbinden, sagte ich, Narr, er frißt dich ja?— Er mich fressen? Ich fressen ihn. Du da bleiben; ich dir wollen viel zu lachen geben.

Schnell

Schnell zog er jetzt seine Stiefel aus, übergab sein Pferd einem andern Bedienten, nahm seine Flinte, und lief schnell wie der Wind dem Bären entgegen.

Dieser ging langsam vorwärts, und machte keine feindliche Bewegung, bis Freitag ihm nahe war, und sich in ein Gespräch mit ihm einließ: So höre doch, Master Bär, rief er ihm zu, ich wollen mit dir reden.— Wirklich sprach er mit ihm, als ob er von dem Thier verstanden würde. Wir andern folgten ihm in einiger Entfernung nach. Schon hatten wir die hohen Gebirge hinter uns, und befanden uns in einer weiten mit vielen zerstreuten Bäumen bewachsenen Ebene.

Freitag, der immer den Bären zur Seite war, und an ihn hinschwatzte, nahm jetzt einen großen Stein in die Hand und warf ihn damit an den Kopf. Er traf ihn tüchtig; das Thier konnte aber den Wurf kaum spüren auf seinem dicken Pelz. Freitag hatte gar keine andere Absicht dabei, als es zu reizen ihm nachzulaufen, und uns Spaß zu machen. Nach seiner löblichen Gewohnheit rannte auch wirklich der Bär gerade auf ihn los, und zwar in so furchtbar großen Schritten, daß ihm kaum ein Pferd hätte nachtraben können.

Freitag war aber noch viel schneller; er lief lustig vor dem Bär voraus, immer der Gesellschaft

zu,

zu, gleich als ob er Hülfe bei uns suchte. Dieß war meiner Ansicht nach dumm, und ich wurde sehr böse auf den Menschen, daß er uns auf eine so unangenehme und gefährliche Art in Verlegenheit setzte. Warum reizte er das Thier? Warum ließ er es nicht ruhig seiner Wege gehen? Ich ließ ihn darob sehr unfreundlich an, als er in unsere Nähe kam, und gab ihm zu erkennen, daß wir kein Vergnügen an solchen Spaß fänden. Nimm dein Pferd, fuhr ich ihn an, daß wir die Bestie, die du uns auf den Hals gesetzt hast, niederschießen. Nein, nein, entgegnete er, nicht schießen, nicht schießen; alle stehen bleiben, und schießen nicht; sie sollen haben großen Lachen.

Der Kerl lief noch einmal so schnell als der Bär; er hatte also Vorsprungs genug, links umzulenken, seine Flinte an eine große Eiche in unserer Nähe zu lehnen, und hinauf zu steigen. Der Bär achtete gar nicht auf uns, sondern ließ uns stehen und rannte ihm nach. Er hatte den Feind nicht aus den Augen verloren. An dem Fuß der Eiche sah er die Flinte, beschnopperte sie eine Minute lang und kletterte dann unverweilt den Baum hinauf wie eine Katze, denn in dieser Kunst sind die Bären Meister, so schwer sie auch immer seyn mögen.

Mir war nun bange für meinen Freitag, und ich ärgerte mich im Herzen über ein so unverstän-

diges

diges und gefährliches Spiel. Schon saß der Bär auf den Baumzweigen, und schritt behutsam seinem Feinde nach, der auf dem äußersten schwachen Ende eines dicken Astes saß. Freitag rief uns jetzt zu, wir sollten Achtung geben, er wolle den Bären tanzen lassen. Zugleich fing er an sich auf dem Aste zu schaukeln, und ihn so hin und her zu wiegen, daß der Bär anfing zu wanken und sich kaum noch fest halten konnte. Schon sah er sich ängstlich um, wie er wieder umwenden sollte, und dabei benahm er sich wirklich so komisch, daß wir uns des Lachens nicht enthalten konnten. Das Possenspiel war aber noch nicht zu Ende. Als Freitag sah, daß das Thier stehen blieb, knüpfte er wieder ein Gespräch in gebrochenem Englischen mit ihm an. Was, sagte er, du nicht näher kommen? Warum nicht? Bitten gar schön, daß du noch ein wenig näher kommen. Dabei hörte er auf, den Zweig zu schaukeln, und der Bär schien seiner Aufforderung wirklich Folge zu leisten, und machte einige Schritte vorwärts. So oft aber der Zweig von dem schelmischen Freitag gerüttelt wurde, blieb er wieder stehen und klammerte sich fest.

Jetzt, glaubte ich, sei es Zeit, die Bestie von dem Baum herab zu schießen. Ich rief daher meinem Freitag zu, er möchte sich ganz ruhig verhalten; er bat mich aber gar sehr, ihm den Spaß

nicht zu verderben; er wolle den Bären schon todt schießen, wenn es Zeit sei.

Kurz, so oft das Thier einen Schritt vorwärts that, fing der Tanz immer aufs neue an, und der Bär verhielt sich aus Furcht herunter zu stürzen, so drollig dabei, daß wir über die Posse recht vom Herzen lachen mußten. Immer konnten wir aber noch nicht errathen, was sie für einen Ausgang nehmen würde, und was Freitags Absicht dabei war. Anfangs dachten wir, er wollte sich den Spaß machen, das schwere plumpe Thier von dem Baum herab zu schütteln; allein dahin konnte er es nicht bringen, denn immer legte es sich, wenn er rüttelte, auf den Bauch und klammerte sich mit seinen vier Tatzen so fest an den Ast an, daß keine Gewalt es los zu machen vermochte.

Endlich machte aber Freitag dem Spiel ein Ende. Als er nämlich sah daß der Bär nicht zu bewegen war, sich weiter vorwärts zu wagen, sagte er: Gut, gut! Weil du nicht wollen kommen zu mir, ich wollen kommen zu dir. Mit diesen Worten rutschte er bis an die äußerste Spitze des Astes, hielt sich mit beiden Händen daran fest, daß er den Ast fast bis zur Erde zog, und sprang so von dem Baume herab.

Der Bär sah ihm einfältig nach; hatte aber nicht die geringste Lust ihm nachzuspringen, sondern

trat

trat ganz behutsam seinen Rückmarsch an, und that keinen Schritt ohne sich erst umzusehen. Jetzt da er den Stamm erreicht hatte, umklammerte er ihn mit allen Vieren, und rutschte eben so langsam und vorsichtig als er hinauf geklettert war, wieder herab. Eben war er im Begriff die Hinterfüße auf die Erde zu setzen, als Freitag mit seiner Flinte herbei sprang, ihm die Mündung an das Ohr setzte, und ihm die Kugel durch den Kopf jagte. Da lag nun das zottige Ungeheuer maustodt zu seinen Füßen.

Nach dieser Heldenthat blieb der Spaßvogel einige Minuten lang ganz ernsthaft stehen, und sah uns an, ob wir nicht lachten? Da er nun merkte, daß wir ganz lustig aussahen, und er uns wirklich Vergnügen gemacht hatte, schlug er ein ungeheures Gelächter auf, und sagte uns, so tödtet man diese brummige Unthiere in seinem Lande. Ihr habt ja aber keine Flinten, entgegnete ich? Das machen nichts, sagte er, wir haben viel lange Pfeile.

Freitag hatte uns in der That mit diesem Possenspiel, das uns anfangs so bange machte, viel Spaß gemacht. Wir würden es aber noch viel herzlicher belacht haben, wenn uns nicht das fortdauernde Geheul der Wölfe und ihr Angriff auf unsern Führer viel mehr zum Ernst als zum Scherz gestimmt hätte. Seit jener Nacht die ich an der

Küste

Küste von Africa durchwachte, hatte ich nicht mehr eine solche Menge wilder Thiere heulen hören.

Hätte diese furchtbare Musik und der hereinbrechende Abend nicht einen längern Aufenthalt in dieser Gegend sehr bedenklich gemacht, so hätten wir vielleicht nach Freitags Rath dem Bären erst seine schöne Haut abgezogen, die des Aufbewahrens wohl werth war; wir hatten aber noch drei Stunden Wegs bis zum Nachtlager, und unser Wegweiser trieb sehr an uns, daß wir eilen möchten.

Der ganze Weg war mit Schnee bedeckt, doch lag er bei weitem nicht so tief als in den Gebirgen, und war folglich auch gar nicht gefährlich. Desto furchtbarer wütheten die Wölfe die vom Hunger getrieben, herdenweise von den Gebirgen her, in die Dörfer einfielen, die Ställe erbrachen, und eine Menge Schafe und Pferde erwürgten, auch selbst der Menschen nicht schonten.

Unser Führer sagte uns, wir hätten noch einen sehr gefährlichen Ort zu passiren, wo wir ganz gewiß dergleichen Bestien antreffen würden. Dieser Ort war eine kleine Ebene rings umher mit Wald umgeben, durch den ein sehr schmaler Hohlweg dem nächsten Flecken zuführte.

Wir betraten die Ebene eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang. Schon ehe wir sie erreichten, sahen wir in dem Wald, durch den wir kamen,

zwölf Wölfe, einen nach dem andern, quer über den Weg rennen, als ob sie ein fliehendes Thier verfolgten. Sie achteten gar nicht auf die Gesellschaft, und in einem Augenblick waren sie uns aus dem Gesichte. Unser Wegweiser aber, dem wohl nicht ohne Grund bangte, ermahnte uns sehr ernstlich, uns in Vertheidigungsstand zu setzen, weil wahrscheinlich auf diese wenigen bald noch eine große Menge anderer Wölfe erscheinen würden.

Wir folgten seinem Rath, und späheten unermüdet mit unsern Blicken nach allen Seiten umher, entdeckten aber auch nicht einen einzigen weiter in dem Walde. Kaum hatten wir aber dem gedachten ebenen und freien Platz betreten, so sahen wir wenigstens ein paar Duzende, die über dem Gerippe eines zerrissenen Pferdes waren, das sie schon ganz aufgefressen hatten, und wovon jetzt nur die Knochen noch abzunagen waren.

Wir hielten nicht für rathsam sie in ihrer Mahlzeit zu stören; und sie ihrer Seits schienen nicht geneigt, dasselbe liegen zu lassen und uns anzugreifen. Freitag hatte zwar große Lust, ein paarmal unter sie zu schießen; ich untersagte es ihm aber, weil ich besorgte, wir möchten noch genug andere Feinde antreffen. In der That, kaum waren wir bis zur Mitte der Ebene gekommen, so hörten wir schon uns zur Linken ein furchtbares Geheul, und einen Augenblick darauf sahen wir wohl gegen hundert

Wölfe in Reihe und Gliedern gegen uns anmarschirt kommen, gleich als hätte sie ein erfahrner Offizier in Schlachtordnung gestellt.

Ich glaubte, das einzige Mittel, sie gehörig abzuweisen, möchte seyn, uns ebenfalls enge an einander geschlossen, in eine Linie zu stellen, und dieß geschah auch augenblicklich. Ich beorderte hierauf meine Leute, nicht sämtlich auf einmal, sondern nur zur Hälfte zu feuern; die andere Hälfte aber sollte sich bereit halten, gleich nachher ebenfalls zu schießen. Sollten sich die Wölfe dadurch noch nicht zwingen lassen, von ihrem Angriff abzustehen, so sollten sie nicht erst ihre Flinte wieder laden, sondern nach den Pistolen greifen; jeder von uns hatte ein Paar an seinem Sattelknopfe stecken; wir konnten also getheilt, sechsmal nach einander feuern. Das mals war es aber zum Glück noch nicht nöthig; denn gleich auf unsere ersten Salven, blieben die Feinde wie angenagelt stehen. Vier von ihnen wurden getödtet; viele andere verwundet. Diese entfernten sich heulend, und färbten den Schnee mit ihrem Blute. Die übrigen blieben. Jetzt erinnerte ich mich aber, gehört zu haben, daß die grimmigsten Thiere sich vor Menschenstimmen fürchten; ich forderte daher meine Gefährten auf, aus allen Kräften zu schreien. Dieß geschah, und zwar mit dem besten Erfolge, denn sie traten sogleich ihren Rückzug an; und da ich noch eine Salve auf ihren Nachzug

geben ließ, so rannten sie was sie konnten dem Walde zu.

Durch ihre Flucht erhielten wir die nöthige Zeit unsere Gewehre wieder zu laden. Aber kaum waren wir fertig, so hörten wir links in eben diesem Walde, aber mehr vorwärts als das erstemal, ein noch schrecklicheres Geheul.

Jetzt brach immer mehr die Nacht ein, und dadurch geriethen wir in noch größere Verlegenheit, zumal da wir fast zu gleicher Zeit drei Haufen Wölfe, den einen links, den andern vor uns, den dritten hinter uns in der Dämmerung erscheinen sahen. Wir waren also fast von ihnen umringt. Da sie uns aber nicht sogleich anfielen, so suchten wir weiter vorwärts zu kommen, so schnell wir konnten.

So gelangten wir bald bis an den Engpaß am Ende der Ebene, dessen ich schon gedacht habe. Es war für uns kein anderer Ausweg; als wir uns aber anschickten ihn zu passiren, sahen wir eine zahlreiche Rotte Wölfe, die uns den Durchgang streitig machen zu wollen schienen.

In demselben Augenblicke hörten wir auf einer andern Seite einen Flintenschuß fallen, und gleich darauf ein Pferd gesattelt und gezäumt aus dem Walde hervor sprengen, und von mehr als zehn Wölfen verfolgt, davon jagen. Wahrscheinlich wurde das arme Thier bald eingeholt und zerrissen,

weil es unmöglich mit solcher Schnelligkeit lange laufen konnte.

Wir näherten uns dem Ort wo das Pferd aus dem Wald gekommen war, und sahen ein anderes todtes Pferd und zwei Reiter liegen, die erst ganz frisch von diesen grimmigen Bestien schienen zerrissen worden zu seyn. Den einen davon hielten wir für denjenigen, der den Schuß gethan hatte, denn die Flinte lag ihm zur Seite. Er selbst war in einem fürchterlichen Zustande, denn die Wölfe hatten ihm schon den Kopf und den obern Theil seines Körpers bis auf die Knochen abgenagt.

Mit Furcht und Abscheu erfüllt waren wir unentschlossen, wohin wir uns wenden sollten. Die furchtbaren Bestien ließen uns aber nicht Zeit uns lange zu bedenken. Sie rückten von allen Seiten immer näher gegen uns an, und es waren im Ganzen ganz gewiß einige hundert.

Zum Glück entdeckten wir in der Nähe des Waldes eine Anzahl Baumstämme, die vermuthlich im Herbste zu Zimmerholz waren gefällt worden. Ich ließ meine Gesellschaft absitzen und stellte sie samt den Pferden zwischen diesen Stämmen auf, die ihnen als Bollwerk dienen mußten.

Diese Vorsicht kam uns gut zu statten, denn bald wurden wir von den satanischen Wölfen mit einer Wuth und einem Geheul angefallen, wobei uns die Haare zu Berge stiegen. Der Anblick der

Pfer-

Pferde, die sie schon als ihre sichere Beute betrachteten, schien sie noch grimmiger zu machen. Ich ließ von meinen Leuten theilweise, eben so wie das vorigemal, auf sie schießen, und dieß geschah mit so gutem Erfolg, daß gleich auf die erste Salve eine bedeutende Anzahl Feinde nieder stürzten; es mußte aber beständig fortgefeuert werden, denn die hintern drängten die vordern, und der Angriff wurde immer hitziger erneuert.

Nach der zweiten Salve blieben sie stehen, und schon hoffte ich, sie würden sich zurück ziehen; allein ich irrte mich sehr. Wir mußten noch zweimal aus unsern Pistolen auf sie feuern. Ganz gewiß tödteten wir im Ganzen gegen zwanzig und verwundeten noch mehr.

Mit unsern letzten Schussen wollte ich aber bis zum äußersten Nothfalle zurück halten. Ich rief daher meinen englischen Bedienten, denn Freitag war beschäftigt, meine Flinte und Pistolen zu laden, und befahl ihm, ein Pulverhorn zu nehmen, und auf den Baum, der uns als Bollwerk diente, und gegen welchen die Wölfe wüthend anrannten, eine lang und breite Zeile Pulver zu zetteln. Mein Befehl wurde vollzogen. Als nun die Feinde wieder in geschlossenen Gliedern einen neuen Angriff wagten und an den Baum hinan sprangen, zündete ich rasch durch einen Pistolenschuß das Pulver an, und verbreitete durch das schnell unter sie hinblitzende

de Feuer, das den vordersten das ganze Gesicht versengte, einen solchen Schrecken unter ihnen, daß sie schnell zurück fuhren. Jetzt ließ ich, die Unordnung rasch benutzend, zum letztenmal unter sie feuern, und von allen meinen Leuten zugleich ein fürchterliches Geschrei erheben, das sie vollends in die Flucht jagte Immer fort schreiend machten wir auch noch mit dem Degen in der Hand einen Ausfall auf die Fliehenden, und stießen die verwundeten Nachzügler, die durch ihr Heulen und Winseln den panischen Schrecken noch vermehrten, vollends nieder. Nach wenigen Minuten hatten sie sich alle in die Wälder verlaufen.

So behaupteten wir also glücklich das Schlachtfeld. Wir nahmen uns aber nicht Zeit, die Todten und Verwundeten zu zählen, denn wir hatten noch über eine Stunde Wegs zu machen, und hörten noch manchmal einen gräßlichen Lärm in dem Walde. Mehr als einmal glaubten wir auch die Feinde wieder ganz in unserer Nähe zu sehen, konnten sie aber in der Dunkelheit der Nacht nicht genau erkennen.

Den so sehr gefürchteten Hohlweg fanden wir aber rein; und so langten wir endlich, freilich unter beständiger Unruhe, in dem Flecken an, wo wir unser Nachtquartier nehmen wollten. Fast alle Bewohner waren unter den Waffen, weil sich in der vorigen Nacht eine große Menge Wölfe und

eine

eine Anzahl Bären in dem Orte eingefunden, und Furcht und Schrecken verbreitet hatten. Zur Vertheidigung ihrer Heerden und ihres eigenen Lebens, mußten sie Tag und Nacht Schildwachen ausstellen und die Waffen in der Hand haben.

Den Tag nach unserer Ankunft befand sich unser Führer so übel, und die Glieder an denen er gebissen worden war, waren so stark geschwollen, daß er uns nicht weiter folgen konnte; wir mußten ihn also zurück lassen, und bis Toulouse einen andern Wegweiser annehmen. Hier, in dem freundlichen Languedoc, fanden wir zu unserer großen Freude, statt schauderhafter von Wölfen bewohnter Schneegebirge, die fruchtbarsten und lachendsten Gefilde und einen milden warmen Himmel.

Wir erzählten öfters unterwegs unsere Abentheuer, aber niemand wunderte sich besonders darüber, denn es war in dem ganzen Lande bekannt, daß an dem Fuß der Gebirge, vorzüglich wenn Schnee liegt, sehr zahlreiche Rotten Bären und Wölfe hausen. Desto mehr erstaunten sie aber, daß wir einen Führer gefunden hatten, der es wagte, uns auf diesem Wege, und in dieser Jahreszeit über die Pyrenäen zu führen. Als ich ihnen von unsern Vertheidigungsanstalten erzählte, tadelten sie uns, daß wir die Pferde hinter uns gestellt hatten, denn eben dieß, sagten sie, habe die Wölfe so rasend gemacht, die immer die Pferde als eine sichere ihnen gebührende Beute betrachteten.

Man wollte funfzig gegen eins verwetten, daß wir würden überwältigt und alle zerrissen worden seyn, wenn wir nicht beständig gefeuert und zuletzt allgemeinen Schrecken durch das angezündete Pulver verbreitet hätten. Man glaubte auch, wir würden weniger in Gefahr gekommen seyn, wenn wir auf unsern Pferden geblieben wären, und von dem Sattel herab auf die Wölfe gefeuert hätten, weil diese sich nicht so leicht an Pferde wagen, auf denen ein Reiter sitzt; nachdem wir aber einmal abgestiegen waren, hätten wir wohl am besten gethan, ihnen die Rosse ganz preis zu geben, denn gewiß würden sie dann zuerst über diese hergefallen seyn, und uns so Zeit gelassen haben uns zu entfernen.

Wirklich waren wir einer schauderhaften Gefahr entgangen. Nie in meinem Leben hatte ich mich in einer ängstlichern Lage befunden. Was waren die zwanzig oder dreißig Wilden auf meiner Insel gegen die zwei oder drei hundert Menschenfresser, mit denen wir es hier im Freien, bei dunkler Nacht und an einem unbekannten Orte, wo wir nirgends eine Zuflucht zu suchen wußten, aufzunehmen hatten? — Nein, nie werde ich jene gefahrvolle Reise vergessen, und lieber wollte ich künftig tausend Meilen zur See machen, und jede Woche einen Sturm ausstehen, als noch einmal zur Winterszeit auf jenen Wegen über die Pyrenäen reisen.

Ich übergehe meine Reise durch Frankreich, denn von hundert andern ist dieses Land schon weit besser

beschrieben worden, als es von mir zu erwarten wäre. Nur so viel muß ich sagen, daß ich, ohne mich irgendwo lange aufzuhalten, von Toulouse über Paris nach Calais übersetzte, daß ich von der unerträglichen Kälte viel auszustehen hatte, aber doch am 14. Januar wohlbehalten zu Dover anlangte.

Alle meine Wünsche sah ich nun erfüllt; ich hatte mein ganzes Capitalvermögen bei mir, und sämmtliche Wechsel wurden ohne Anstand bezahlt.

In dieser glücklichen Lage war die alte liebreiche Wittwe meine treue Rathgeberin. Ihre sich immer gleiche Güte gegen mich wurde jetzt noch mehr durch ihr Dankgefühl erhöhet. Sie achtete keine Mühe, keine Beschwerlichkeit, wenn es darauf ankam mir zu dienen; auch setzte ich ein so vollkommenes Vertrauen in sie, daß ich ohne Bedenken alles was ich hatte ihren Händen übergab. Und in der That besaß ich immer in ihr eine treue Freundin von unerschütterlicher Redlichkeit.

Schon war ich entschlossen ihr die Verwaltung meines ganzen Vermögens zu übertragen, — versteht sich mit den nöthigen Vorkehrungen im Fall sie sterben sollte — und dann wieder nach Lissabon und von da nach Brasilien zu reisen, wo ich mich aufs neue niederlassen wollte; allein die Religionsbedenklichkeiten, deren ich bereits gedacht habe, hielten mich, nach reiflicher Ueberlegung, zum zweitenmale davon ab. Ich hielt es für sicherer in meinem Vaterlande zu bleiben, als mich der Gefahr

auszusetzen, als heimlicher Protestant in die grausamen Hände der Inquisition zu fallen. Der Plan wurde aufgegeben, und ich nahm mir dagegen vor, mich in England anzusiedeln, besonders wenn es mir gelingen sollte, meine Pflanzung in Brasilien mit Vortheil zu verkaufen.

Ich schrieb deshalb an meinen alten Freund in Lissabon, der mir auch gleich wieder antwortete, daß er es für ganz leicht halte, meine Pflanzung gut anzubringen; seines Erachtens würde ich aber am besten fahren, wenn ich ihm erlauben wollte, sie in meinem Namen den beiden Erben meiner Factoren anzubieten, die genau mit dem Ertrag und dem innern Werthe bekannt seien, und Vermögen genug besäßen, mir sie abzukaufen; gewiß würden sie mir gerne vier oder fünf tausend Stücke von Achten mehr geben, als jeder Anderer.

Ohne Bedenken ertheilte ich meine Einwilligung, und so wurde denn der Vertrag bald abgeschlossen. Acht Monate darauf kam die brasilianische Flotte nach Portugal zurück, und nun erfuhr ich durch ein Schreiben des Capitains, daß alles in Richtigkeit sei. Meine Factoren hatten sogleich an ihre Correspondenten zu Lissabon 330,000 Stücke von Achten zur Bezahlung des festgesetzten Preises übermacht; es wurde jetzt nur erst von mir die Unterzeichnung des Kaufcontracts erwartet.

Ich unterschrieb ihn ohne Bedenken, nach allen darin festgesetzten Bedingungen, wie er zu Lissabon

entworfen worden war; und nun erhielt ich ohne Verzug Wechsel auf 328,000 Stücke von Achten, doch unter der Bedingung, daß die Bezahlung der jährlichen hundert Moidores, so lange der alte Capitain leben würde, und der funfzig die dem Sohne auf lebenslang bestimmt waren, darauf haften sollte. —

Hiermit beschließe ich nun endlich die Geschichte meiner abentheuerlichen Begebenheiten, denen nicht leicht eine andere Geschichte an Mannichfaltigkeit gleich kommen wird. Sie beginnen mit unbesonnenen Jugendstreichen, die den Leser wenig Gutes hoffen lassen, und enden mit der unerwartetesten und glücklichsten Wendung meines Schicksals, auf die man durch kein vorhergehendes Ereigniß vorbereitet war.

Ohne Zweifel wird der geneigte Leser glauben, daß ich, zufrieden mit einem Glücke, das alle meine Hoffnungen weit übertraf, mich keinen neuen Gefahren habe aussetzen wollen; allein so vernünftig auch diese Vermuthung seyn mag, so ist sie doch irrig. Ich war eines unstäten Lebens zu sehr gewohnt; ich hatte keine Familie, keine Gelegenheit mich zu beschäftigen, auch keine Kenntnisse dazu; was konnte mich also fest an einen Ort fesseln?

Zwar hatte ich meine Pflanzung in Brasilien verkauft; allein das Land war mir noch immer werth. Und dann regte sich nach und nach ein sehnliches Verlangen in mir, meine Insel noch ein-

mal in diesem Leben zu sehen, zu erfahren, ob die Spanier zurück gekommen seien, und wie sie mit den Bösewichtern die ich auf dem Eilande gelassen hatte, auskämen!

Lange blieb es aber ein bloßer Wunsch, dessen Ausführung mir meine verständige Freundin mit triftigen Gründen widerrieth. Noch sieben Jahre verweilte ich daher in meinem Vaterlande, und nahm die beiden Söhne meines Bruders zu mir. Der ältere hatte etwas Vermögen, ich erzog ihn also zum häuslichen Leben, und nahm mir vor, ihm nach meinem Tode so viel zu hinterlassen, daß er keinen Mangel zu besorgen hätte. Den andern übergab ich einem Schiffs-Capitain. Und da er mir ihn nach fünfjährigen Reisen verständig, geschickt, muthig und unternehmend zurück brachte, so kaufte ich ihm ein Schiff und vertraute es seiner Führung an. Man wird finden, daß mich dieser junge Mann, ungeachtet meiner Jahre, die mich hätten abhalten sollen, in neue Abentheuer verwickelte.

Durch eine glückliche Heirath wurde ich Vater zweier Söhne und einer Tochter. Leider verlor ich aber viel zu früh für mich und meine Kinder meine Frau durch den Tod; und neu erweckte wieder mein Neffe, der eben von einer glücklichen Fahrt nach Spanien zurück kam, durch sein dringendes Zureden die mir angeborne Neigung zum Herumschweifen in der Welt, und beredete mich, mich auf

sei-

seinem Fahrzeug als Kaufmann nach Ost-Indien einzuschiffen. Diese Reise unternahm ich auch wirklich in dem Jahre 1694.

Ich besuchte auf derselben, einen bedeutenden Umweg machend, zuerst meine liebe Insel. Ich sah meine Nachfolger, die Spanier, die mir umständlich ihre Geschichte und ihre Mißhelligkeiten mit den drei Verbannten erzählten, von denen sie auf mancherlei Weise waren beleidigt und am Ende genöthigt worden, sie ganz zu unterjochen, weil sie sich auf keine andere Art Ruhe verschaffen konnten. Hierzu kam dann noch die Erzählung von den neuen Werken, die sie angelegt hatten, von ihren Kriegen mit den Wilden, von den Schlachten, die ihnen geliefert worden waren, und von den Landungen die von ihnen selbst auf dem festen Lande unternommen wurden, wo sie fünf Männer und eilf Weiber gefangen nahmen, die zur meiner Ankunft die Insel schon mit mehr als zwanzig Kindern bevölkert hatten. Alle diese Ereignisse zusammen genommen, machten ihre Geschichte nicht minder interessant als die meinige.

Ich verließ die Insel nach einem Aufenthalt von etwas mehr als zwanzig Tagen, und ließ darauf eine bedeutende Menge Vorräthe aller Art zurück, besonders Waffen, Pulver, Blei, Kleider, Handwerkszeug. Auch beschenkte ich meine Kolonisten mit einem Zimmermann und einem Schmidt, den ich aus England für sie mitgebracht hatte, und von denen sie und ihre Kinder lernen konnten.

Ich hatte für rathsam gehalten, die Insel unter ihre Bewohner zu vertheilen; doch behielt ich mir die Oberherrschaft vor, und nahm ihnen das Versprechen ab, daß sie mich immer dafür erkennen, und das Eiland und ihre Besitzungen auf demselben nie verlassen wollten.

Von da reisete ich nach Brasilien und sandte ihnen ein Fahrzeug voll neuer Bewohner, unter denen auch sieben heirathslustige Frauenspersonen waren. Den Engländern versprach ich noch besonders Weiber aus ihrem Lande und eine ganze Schiffsladung von allem was sie bedurften, wenn sie mir nur versprechen würden, neue Pflanzungen anzulegen. Ich hielt ihnen in der Folge auch treulich mein Wort, und hatte dafür das Vergnügen zu vernehmen, daß brave Leute aus ihnen geworden waren. — Von Brasilien aus beschenkte ich auch meine Kolonisten mit sechs trächtigen Kühen und einigen Schweinen, die sich in der Folge ungemein vermehrten.

Wohl könnte ich einst das, was ich hier nur ganz flüchtig berührt habe, meinen Lesern weitläufiger erzählen, und die Geschichte eines neuen Krieges beifügen, den die Bewohner meiner Insel mit den Kannibalen führten, die über drei hundert Mann stark auf der Insel landeten. Es wurden zwei merwürdige Schlachten geschlagen, in deren ersten die Wilden siegten und meine Leute drei Mann verloren. In der Folge aber zerstörte ein Sturm die Kähne der Feinde, und so wurden sie dann alle, theils durch das Schwert, theils durch Hunger aufgerieben.

Alle diese Ereignisse mit meinen eigenen Abentheuern auf zehenjährigen Reisen die ich unternahm, werde ich vielleicht in einem zweiten Bande erzählen, der gewiß der Anfmerksamkeit des Publicums nicht unwürdig seyn wird.

MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Defoe, Daniel,

Robinson Crusoe's des Aeltern wunderbare Schicksale auf seinen Reisen zu Wasser und zu Lande besonders während seines acht und zwanzigjährigen Aufenthalts auf einer wüsten Insel an der Ostküste von Südamerica. Nach den Bedürfnissen unserer Zeit neu bearbeitet

Nürnberg 1821

P.o.angl. 622 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11451918-4